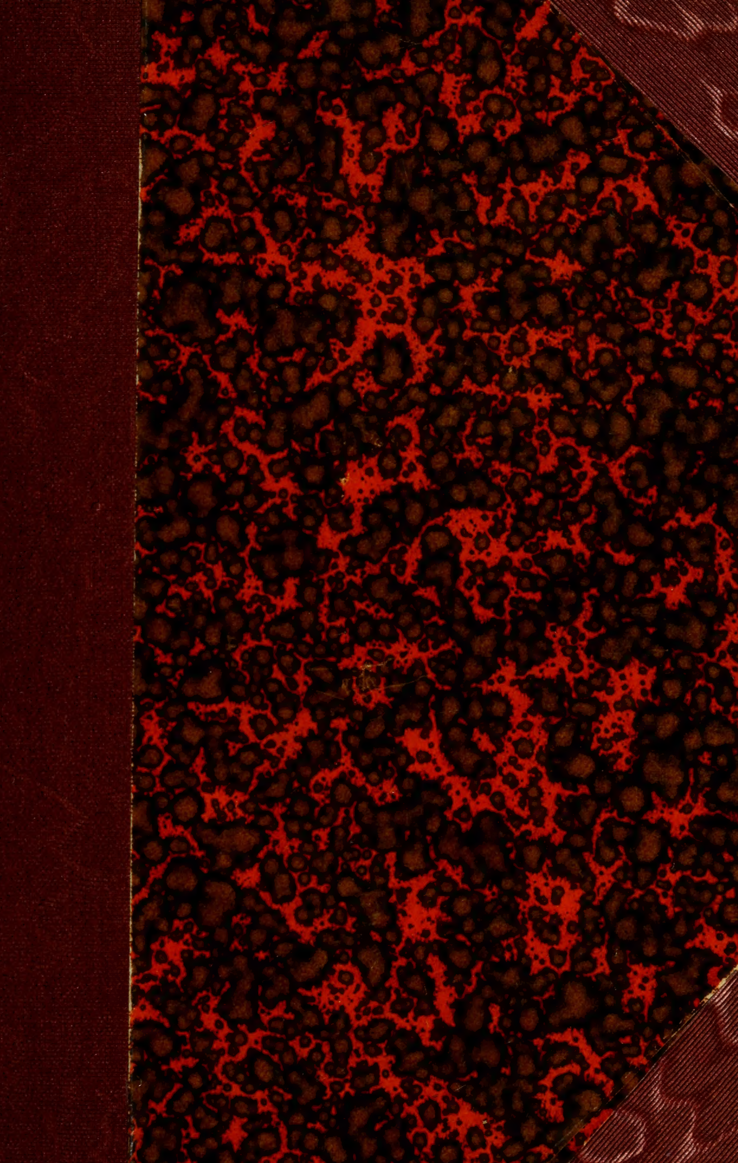


Der Waldmensch.

13/1

Der Waldmensch.

Roman aus dem Salzkammergute.

Von

Adolf Schirmer.

Erster Band.

Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.

Leipzig,
Bernhard Schlicke.
1873.

RBR
Jantz
#197.5
bd. 1,2,3

Inhalt des ersten Bandes.

Erstes Kapitel.

Eine geheimnißvolle Begegnung.

Um Pfingsten war es; die Leute im Salzkammergute erinnerten sich nicht, seit Jahren einen so reizenden und zugleich so sommerlich heißen Frühling erlebt zu haben.

Es war Nachmittag; der Traunsee funkelte und glitzerte im Sonnenlichte, schwache Lüftchen, die aus den Schluchten und dichtbewaldeten Thaleinschnitten des östlichen Seeufers über die Fluth hinhauchten, milderten wohlthätig die Gluth der Sonne und kräuselten anmuthig die smaragdgrüne Oberfläche des malerischen Sees.

Der Sonnenglanz lag scharf und voll auf den graubraunen, zerklüfteten Wänden des gigantischen Traunsteins, ließ die Scharten, Klippen, schroffen

Hänge, die öden Felsterrassen und Vorsprünge des nach der Seeseite zu fast völlig von Vegetation entblößten, beinahe senkrecht aus der krystallhellen Fluth sich himmelan thürmenden Steinkolosses deutlicher als sonst hervortreten, und gab den Nachbarbergen an jener Seite des Sees, dem Hochkogl, dem Gaßlstock, dem Edlakogl, welch' letzterer seine abschüssigen, stahlgrauen, da und dort röthlich blinkenden, kühn zugespitzten Felswände aus den ihn bis zu halber Höhe umgürtenden schwarzgrünen Tannenwäldern erhebt, ein warmes, goldschimmerndes Colorit.

Die vierte Nachmittagsstunde war noch nicht vorüber, als am Westufer des Sees ein Kahn die kleine Bucht verließ, in welcher sich der sogenannte Hafenplatz Traunkirchens befindet.

Wie lieblich liegt dieses an und auf der sich in die Fluth hinausschiebenden Landzunge, fast dem riesigen Traunstein gegenüber!

Noch vor zwanzig Jahren war es ein ärmliches kleines Dorf, dessen wenige Hütten zwischen dem Kalvarienberge und dem See, von dem die südliche Landzungenspitze bildenden Johannisberge überragt, über dessen bewaldeter Kuppe die Kapelle in die Ferne hinausschaut, sich um die Kirche

und das daranstoßende Gebäude ziemlich kläglich und unansehnlich schaarten. Jetzt hat der Ort eine ganz andere Physiognomie, denn seit Ischl und Gmunden kaum mehr die Zahl der aus allen Weltgegenden herbeiströmenden aristokratischen und reichen Gäste des herrlichen Salzkammergutes zu fassen vermögen, ist vorzugsweise das idyllische Traunkirchen ein Sommeraufenthalt der Wiener geworden, verdrängen zierliche, im Schweizerstyl erbaute luftige Landhäuser mehr und mehr die niederen Hütten der eingeborenen Traunkirchner.

Der vorerwähnte Kahn hatte die kleine Hafenbucht verlassen und glitt nun, leicht geschaukelt, im goldigen Sonnenscheine nach südöstlicher Richtung über die wundersam lichtgrüne Spiegelfläche des Sees hin.

Im Nachen saßen vier Personen — der Schiffer, welcher das Ruder führte, zwei Damen und ein Herr.

Der Schiffer, ein wettergebräunter, grauhaariger Mann, handhabte sein Ruder gedankenlos, gleichmüthig und ohne viel aufzuschauen. Die Anderen aber sahen nach dem Ufer zurück, von dem die Zille sich ziemlich rasch entfernte.

Sie ließen die Blicke über die verlassene Land=

zunge, von dort nach Südwesten schweifen, das malerische Ufergelände entlang. Dort tauchte, dicht am See und der Fahrstraße, unfern Traunkirchen, die Sigismühle auf, rauschte der gleichnamige Bach aus der Waldeinsamkeit des berganstrebenden Thaleinschnittes hervor; darüber hinaus zeigte sich der sparsam mit Fichten bewachsene Sonnenstein, zog sich der lange Bergrücken der Vornau dahin, ragten tiefgrüne Nadelholzberge.

Der Kahn glitt weiter und weiter, jener Stelle im See zu, von welcher aus der Sonnenstein und der gegenüberliegende Edlakogl die Fluth gleich einem Riesenthore zu begrenzen scheinen; schon ließ sich zur Rechten die Klippe mit dem Kreuze blicken, das einst der kühne Wildschütz Bartholomäus Winter, der, vom Gaßlstock aus verfolgt, in den See sprang, ihn durchschwamm und hier landete, zum Gedächtniß seines glücklichen Entkommens stiftete.

Der Sonnenstein und die Waldberge des Westens warfen ihre Schatten bis weit in den See hinein, eine heilige Ruhe breitete sich rings über Fluth und Land aus, so weit das Auge reichte. Kein Wölkchen stahl sich am blauen, klaren Himmelsdome hin; ein Geier kreiste in schwindelnder Höhe

über dem Nachen und schwebte dann gen Westen, dem Höllengebirge zu, dessen weißgraue Zacken und Felsennadeln erst über den Vorbergen des Westufers hervortreten, wenn man den jenseitigen Strand erreicht hat und dort die Höhen hinanklimmt.

Die kleine Gesellschaft, die sich nach dem südöstlichen Theile des Sees rudern ließ, verhielt sich den Eindrücken gegenüber, welche das imposante Naturschauspiel ihnen bot, ziemlich ungleich.

Der Begleiter der beiden Damen, ein junger Mann von etwa sechsundzwanzig Jahren, saß am Steuer des Nachens, blies den bläulichen Rauch seiner Cigarre in die Luft, zeigte eine nachdenkliche Miene und hatte augenscheinlich Mühe, eine gewisse Zerstreutheit zu verbergen, die ihn hinderte, sich unbefangen und freudig an der lieblichen und zugleich erhabenen Scenerie zu laben.

Der junge Mann war Künstler, und zwar ein Maler. Die Cultur, die alle Welt beleckt, hat in Großstädten sich selbst bis auf das Aeußere der Künstler erstreckt, kann man wohl sagen, denn man begegnet dort kaum noch irgend einem Maler von auch nur einigem Ruf, der die ehemaligen Attribute des Künstlerthums, wie den Sammetrock, den

breitumgeschlagenen Halskragen, den Calabreser, einen Spitzbart und langes Haar jetzt noch als für seine Berufswürde nöthig erachtete. So trug denn auch der junge Maler, von dem hier die Rede ist, einen stutzerhaften grauen Sommeranzug, nebst rundem Filzhut, und zeichnete sich nur dadurch aus, daß er bildschöne Züge, große schmachtende blaue Augen, einen fast mädchenhaft zarten Teint, blondes, natürlich gelocktes Haar, ein zierliches Schnurrbärtchen und sehr angenehme Manieren hatte.

Die ältere der beiden einfach, doch elegant gekleideten Damen zählte mindestens fünfundvierzig Jahre. Sie war hager, sah bleich und kränklich aus, ihre Züge trugen die Spuren ehemaliger Schönheit; sie zuckten bisweilen schmerzlich, aber es lag nicht der Ausdruck einer rührenden Entsagung darin, sondern etwas wie peinliche Unzufriedenheit, wie der verbissene Groll über ein verfehltes Dasein. Darauf deutete auch die unheimliche Gluth, die dann und wann in ihrem meistens verschleierten Blicke aufdämmerte. Im Allgemeinen war dieses wachsgelbliche Antlitz abgespannt und theilnahmslos und flößte weder Abneigung noch Sympathie ein.

Die jüngere, wohl kaum fünfundzwanzigjährige Dame war unstreitig eine höchst pikante Erscheinung. Man konnte ihre etwas scharf geschnittenen Züge kaum schön nennen, und doch lag darin etwas unwiderstehlich Fesselndes, wie in den großen, schwarzen, blitzenden, bisweilen träumerischen Augen, deren Feuer einen lebhaften, durchdringenden Geist verrieth. Ihre schmalen Lippen umspielte oft ein bezauberndes Lächeln, die schönen geschmeidigen Formen ihrer zierlichen Gestalt waren graziös, ihr reiches kastanienbraunes Haar, das ohne Zuthat falscher Chignonwulste kunstvoll geordnet war, erhöhte die Blässe ihres interessanten Antlitzes; ihr Benehmen hielt die Grenzen einer vollendeten Weiblichkeit ein und offenbarte eine Liebenswürdigkeit, die sich jederzeit gleich zu bleiben schien. Die junge Dame gab sich unbefangen und theilnehmend, und doch hätte vielleicht ein sehr erfahrener Menschenkenner behaupten mögen, jene Liebenswürdigkeit sei erkünstelt und nur der Deckmantel für ein selbstsüchtiges Naturell, das zauberische Lächeln trüge und die bald schmachtend blickenden, bald heiter strahlenden klugen Augen seien auch eines grausamen, dämonischen Ausdruckes fähig.

Während der junge Mann etwas befangen plauderte, blickte die ältliche Dame trübe nach dem romantischen Gestade, wie vorwurfsvoll und neidisch auf die sich ewig verjüngende Natur. Den Lippen der Jüngeren aber entflohen lebhafte Ausrufe einer freudigen Bewunderung, sie schien ganz und gar in dem Anblicke zu schwelgen, den ihr die reizende Seeuferlandschaft bot.

Und doch nahmen wohl ihre geheimsten Gedanken eine andere Richtung, wenigstens mochten das die lauernden Blicke andeuten, welche sie dann und wann verstohlen über die Züge des Künstlers hingleiten ließ.

Plötzlich machte sich ein Geräusch vernehmbar, das von der Nordseite des Sees herkam und immer deutlicher wurde.

Dieses Geräusch ward durch die Schaufelräder eines Dampfers veranlaßt, welcher die spiegelklare Fluth durchpflügte.

Das zwischen Gmunden und Ebensee verkehrende Dampfboot hatte in Traunkirchen angelegt und nahm nun die Richtung, welche von dem Kahne war eingeschlagen worden. In wenigen Minuten mußte die den See durchkreuzende Zille von dem Dampfer überholt sein.

Nach diesem wandten sich die beiden Damen und ihre Begleiter um.

„Mein Gott!" rief die Jüngere, besorgt den Schiffer anredend, „kommen wir noch vorbei, Gstöttner?"

Dieser warf, ohne mit dem Rudern einzuhalten, einen flüchtigen Blick zur Seite.

„Freili!" antwortete er trocken.

„Aber wir steuern ja gerade dem Dampfboote in den Weg hinein!"

„Schad't nix! Bis es hier ist, wo sein wir?!"

Der Kahn blieb in seiner Richtung, da das Ziel der Fahrt die am Südostufer des Sees romantisch gelegene Karbachmühle war.

Der Dampfer kam indessen rasch näher und näher. In einer Minute mußte er hart an dem Kahne vorübersausen.

Die kränkliche Dame flüsterte der Anderen einige flüchtige Worte zu.

„Ich bitte Sie, lieber Herr Neustadt," rief die Letztere dem jungen Maler zu, „lassen Sie die Zille wenden und ein wenig dem Ufer zuhalten!"

„Aber es droht ja keine Gefahr!" lachte der Angeredete.

„Gleichviel! Meine Mutter ist nervös, sie

kann das starke Schaukeln nicht vertragen! Und wenn wir dem Dampfboot zu nahe sein sollten —"

„Dem Bereiche des stärkeren Wellenschlages können wir doch nicht mehr ganz ausweichen!" unterbrach sie Neustadt achselzuckend. „Die Fluth wird sich übrigens im nächsten Moment wieder beruhigt haben. Gstöttner, wir werden uns doch wohl ein wenig rechts halten müssen — lassen wir den Dampfer erst vorüber!"

„Z'wegen meiner, wann's glauben; nothwendig wär's nit!" brummte der Schiffer, ließ die Absicht fallen, vor dem Dampfer die Bahn desselben zu durchkreuzen, und gab der Zille mit dem Ruder eine kräftige Rückwärtsbewegung.

Kaum war dieses genügend geschehen, als das Dampfboot heranbrauste.

Die Entfernung, in der das Dampfboot an dem Kahne vorüberschoß, mochte kaum einige Klafter betragen, die Damen und ihr Begleiter, welche zu dem Verdecke des Schiffes emporblickten, konnten daher die dort meist in Gruppen bei einander stehenden oder sitzenden Passagiere deutlich genug mustern, so flüchtig auch ihr Anblick geboten ward.

Die bei Weitem größere Zahl der Touristen

hatte sich in das Vorschiff gedrängt; unter dem Sonnenzelte des Hinterdeckes befanden sich daher die Reisenden nicht so dicht beisammen, konnten also um so leichter von der Zille aus einer ziemlich genauen Musterung unterzogen werden.

In der Nähe des Steuerrades hielt sich eine kleine Gruppe von der übrigen Reisegesellschaft abgesondert. Diese Gruppe ward aus zwei Damen und drei Herren gebildet und war ohne Zweifel durchweg aus hocharistokratischen Elementen zusammengesetzt.

Einer der Herren, ein Mann mit bleichen, kummervollen, doch schwammig aufgedunsenen Zügen und grauem Haar saß hart an der Bordbrüstung und hatte dort das Haupt auf eine der Hände gestützt. Er trug einen grünen Augenschirm und starrte mit leerem, getrübtem Blicke, augenscheinlich gedankenlos und unempfindlich über die Fluth hin, nach den Bergen. Neben ihm lehnte sich eine reizende junge Dame weit über den Bord hinaus und schien mit Interesse zu beobachten, wie sich die grüne, glitzernde Fluth am Bug des Schiffes brach und ihn in schaumsprühenden Wogen umwirbelte. An ihrer Seite stand ein junger schöner Mann, der unbedingt

ihr Bruder war, denn die große Aehnlichkeit der Beiden war unverkennbar.

In demselben Moment, als der Dampfer an der Zille vorüberschoß, ließ sich der junge Herr von einem silberbetreßten Lakaien ein Fernrohr reichen und blickte durch dasselbe nach dem Gipfel des Sonnensteins.

Dicht hinter dem bejahrten Herrn mit dem Augenschirme und dem liebreizenden Mädchen ragten zwei hochgewachsene Gestalten empor — eine Dame und ein stattlicher, bereits ergrauter Cavalier. Die Züge Beider waren kalt, vornehm, und hatten einen gleichgültigen Ausdruck.

Keiner der kleinen Gruppe beachtete die Zille und ihre Insassen, welche der Dampfer nach einigen Umschwüngen seiner Schaufelräder weit hinter sich ließ.

Im jetzt heftig schaukelnden Kahne aber, den nun der Schiffer durch die grünschillernde, wogende, vom Kiel des Dampfers aufgeworfene Silberfurche mit einiger Anstrengung brachte, war die Gruppe unter dem Sonnenzelte von einer Person ohne alle Frage mit Schrecken beobachtet worden.

Und diese Person war die kränklich aussehende, neben ihrer Tochter sitzende Dame.

Ihr gelblichbleiches Antlitz zeigte sich jetzt aschfarben, bis in die bebenden Lippen hinein; ihre vor Kurzem noch ausdruckslosen, halbverschleierten Augen hafteten beinahe voll Entsetzen und mit dem Ausdrucke eines glühenden Hasses auf dem sich rasch entfernenden Dampfer, dessen Hinterdeckpassagiere von der Zille aus bereits nicht mehr deutlich erkennbar waren.

„Mein Gott! — mein Gott!" murmelte die Dame und lehnte sich in höchster Erregung an ihre Tochter.

„Was ist Dir?" flüsterte diese. „Aber beruhige Dich doch — wir werden sogleich über die Strömung hinaus sein!"

„Sahst Du jene Menschen, die auf dem Hinterdecke des Schiffes neben dem Steuer beisammen waren?" zischelte die Mutter.

„Ich habe sie nicht beachtet!"

„Ich sah dort einen Mann, der mit blöden Augen unter dem grünen Schirme hervor wie geistesabwesend in die Ferne blinzelte!"

„Ah!"

„Er war es —! Er!"

„Mein —?“

„Still! Ja, er war es! Und das stolze, verächtlich blickende Paar hinter den jungen Leuten — dem schönen Mädchen und ihrem Bruder —“

„Du hast nicht nöthig, sie mir zu nennen, Mutter! Mein Gott, wenn man Dich erkannt, die Gräfin mich an Deiner Seite bemerkt hätte — dann wäre Alles verloren —!“

„Sie nahmen keine Notiz von uns, ich sah es deutlich!“

„Gott sei Dank! Unsere Todfeinde sind also da! Und sie begeben sich nach Ischl, nach der Villa, die — und sie führen ihn gefangen mit sich, wie sie den Willenlosen überall hin mitschleppen, damit er bis zu seiner Auflösung, die sie herbeisehnen, ihnen keinen Querstrich durch die Rechnung mache —!“

„Still, Kind!“

„Und nun wird es sich auch bald entscheiden, ob es mir gelungen —“

Die Tochter stockte. Auch sie war jetzt auffallend bleich, auch ihre Augen glühten unheilvoll, auch ihre Lippen zuckten convulsivisch.

Sie schwieg, denn sie sah auf sich und die

Mutter den Blick des jungen, am Steuer der Zille sitzenden Malers gerichtet.

Ihre Züge nahmen sofort einen lächelnden, unbefangenen Ausdruck an. Und auch die kränkliche Dame, die durch das plötzliche Schweigen der Tochter ihren Betrachtungen entrissen und an ihre Umgebung gemahnt wurde, ließ den Blick wieder apathisch von dem Dampfer ab und über den See hindämmern und bemühte sich, eine gleichgültige Miene zu zeigen.

Der Künstler gab sich keiner Täuschung hin. Er wandte sich an die Mutter.

„Wenn Sie sich unwohl fühlen, Frau Hilling," sagte er besorgt, obwohl etwas wie ein leise auftauchender Verdruß in dem Tone seiner Stimme lag, „so dürfte es gerathen sein, nach Traunkirchen zurückzukehren!"

„Nicht doch!" versetzte die Angeredete matt. „Es war mir nur einen Moment, während die erregte Fluth unsern Kahn so stark schaukelte, als befalle mich ein Schwindel — und ich bin leider so nervös! — doch das ist jetzt vorüber, mir ist ganz wohl, und ich denke nicht daran, die Unterhaltung zu stören — im Gegentheil, dieser kleine

Ausflug wird mich angenehm zerstreuen und — ich zweifle nicht daran — auch kräftigen!"

„Gewiß!" bemerkte Neustadt und setzte, indem er von der Mutter auf die Tochter blickte, scherzend hinzu: „Auch dürfen wir jetzt nicht mehr befürchten, in einen fatalen Wellenschlag hineinzugerathen, den Frau von Ordon ebenfalls sehr zu fürchten scheint!"

„Ich?" warf die junge Dame sorglos hin. „Sie halten mich also für zaghaft?"

„Ich will das nicht geradezu gesagt haben, doch — ich sah Sie vorhin ein wenig erblassen!"

„Und finden Sie es nicht ganz natürlich, daß der Zustand meiner guten Mutter mir einen Augenblick Besorgniß einflößte?"

Frau von Ordon sprach diese Worte mit einem Anfluge von Empfindlichkeit. Dann lächelte sie ihre Mutter zärtlich, jedoch vergebens an, denn die kränkliche Dame schaute nachdenklich zur Seite in die sich allmählich beruhigende Fluth und hatte ohne Zweifel dem Gespräche kein Ohr geliehen.

Der Künstler erröthete flüchtig und stotterte: „Oh, ich weiß, daß Sie eine sehr gute Tochter sind — entschuldigen Sie, wenn ich —"

Die junge Frau unterbrach ihn durch ein mun=

teres Lachen. Sie schien die Empfindlichkeit, welche sie momentan gezeigt hatte, zu bereuen, den Eindruck, den sie dadurch hervorgerufen, rasch verwischen zu wollen, denn sie sandte ihrem Begleiter einen unverkennbar zärtlichen Blick zu, daß dem Künstler von Neuem die Gluth in die Wangen stieg.

„Ei,“ flüsterte sie, indem sie sich wie absichtslos ihm zuneigte, „wer wird denn Alles so ernst und tragisch nehmen?! Mir ist ja nicht unbekannt, wie Sie über mich denken —“

„Und ich kann den Augenblick kaum erwarten,“ antworte der Maler hastig in gleichem Tone, „der mir, wie Sie es verheißen haben, über Ihre Gesinnung, Ihre Entschlüsse Gewißheit bringen soll —!“

Der junge Mann hielt inne, denn Frau von Ordon legte verstohlen einen Finger an den Mund und blinzelte dann nach der Mutter, die jetzt das Antlitz mit der schlaffen Miene und den müden Augen nach jener Richtung wandte, der die Zille quer über den See zusteuerte.

Der Blick der jungen Dame folgte demjenigen der Mutter.

„Ah,“ sagte diese, „dort kommt uns ein Kahn entgegen — sitzt nicht der Photograph darin, Ihr

Freund? Ist er nicht schon diesen Morgen nach jenem Ufer gefahren, das wir aufsuchen, Herr Neustadt?"

„Ganz recht!" versetzte der Befragte, scharf in die Ferne blickend. „Teuffert hatte die Absicht, von dort aus den südlichen Seewinkel aufzunehmen. Wie schade, daß er schon heimkehrt, — ich hoffte, wir würden ihn noch an der Karbachmühle treffen, und dann wäre es so hübsch gewesen, die Rückfahrt — wie verabredet — gemeinschaftlich anzutreten!"

„Ach ja," sagte Frau Hilling halblaut, „ich hatte schon wieder vergessen — ich bin jetzt immer so zerstreut! Ist das nicht ein schlechtes Zeichen, Hermine?"

„Nicht doch, Mutter!" entgegnete Frau von Ordon mechanisch, denn ihre Aufmerksamkeit war insgeheim mehr dem jungen Maler als den Worten der leidenden Frau zugewendet.

Die Züge des Künstlers drückten unverholen eine gewisse Verstimmung aus.

„Max ist wenig zuverlässig!" murmelte er. „Er versprach zu warten —"

„Ei," fiel ihm Hermine lächelnd in's Wort, „klagen Sie den guten Teuffert nicht an. Die

Stunde des Rendezvous, das wir ihm gaben, ist längst vorüber, er durfte sich nicht mehr für gebunden halten. Beruhigen Sie sich übrigens, lieber Neustadt — da unsere Abfahrt durch meine Schuld verzögert wurde —"

„Ganz absichtslos?" schob der Maler flüsternd ein.

Die junge Frau schien die Frage nicht zu hören und fuhr schalkhaft fort: „so ist es denn auch an mir, die Sache wieder gut zu machen. Ich werde also Ihren Freund, der uns doch begegnen muß, zu bestimmen wissen, uns wieder zur Mühle zu begleiten, entweder in seinem Kahne oder — dem unserigen!"

Das Antlitz des Künstlers hellte sich auf.

„Vortrefflich!" rief er freudig. „Wenn Ihr Euch wacker dazu haltet, Gstöttner, so fällt das Trinkgeld dann entsprechend aus!"

„'s ist mir schon recht!" schmunzelte der Schiffer und ließ das Ruder energischer als zuvor ausholen."

Er mühte sich so eifrig, daß ihm der Schweiß von der Stirn herabfloß, aber auch der Schiffer, der von jenseits des Sees herankam und dessen Nachen von Frau Hilling zuerst wahrgenommen worden

war, mußte sein „Bestes" thun, denn die Entfernung der Zillen von einander nahm rasch ab.

Nun unterschieden die im diesseitigen Fahrzeuge Sitzenden Gestalt und Züge des Photographen.

Dieser aber hatte wohl die sich ihm Nähernden längst beobachtet, denn er richtete sich in seinem Boote zu ganzer Länge auf, schwenkte den Hut und ließ einen jener fröhlichen „Juchezer" erschallen, die dem Gebirgsvolke des Salzkammergutes so geläufig sind.

Der Maler erwiederte den „Juchschrei" des Freundes, auf die Gefahr hin, den leicht erregbaren Nerven der Frau Hilling wehe zu thun.

Noch bevor die Kähne einander erreichten, rief der Photograph, der im Fahrzeuge stehen geblieben war, den sich ihm Nähernden zu: „Aber warum so spät, meine Herrschaften?"

Hermine von Ordon antwortete lachend mit einer Entschuldigung.

Während sie noch sprach, glitten die Zillen nebeneinander, zog der Schiffer Teuffert's das Ruder ein und brachte seinen Kahn, auf dessen Sitzbrettern die photographischen Apparate lagen,

Bord an Bord mit demjenigen der kleinen von Traunkirchen herübergeführten Gesellschaft.

Teuffert begrüßte die Damen nochmals und reichte dem Freunde die Hand.

Frau von Ordon bestimmte den Ersteren sofort, seinen Schiffer mit den Apparaten heimzuschicken.

Leicht und gewandt stieg der Photograph aus seinem Kahne in denjenigen der kleinen Gesellschaft hinüber.

„Geben Sie besonders auf die Kästchen Acht, Lackner, und tragen Sie Alles sofort in meine Wohnung!" rief er seinem Schiffer zu.

„Werd's schon besorgen, soll nix d'ran geschehen!" antwortete dieser, lüpfte seinen Hut und schob seine Zille von der andern ab.

Die beiden Schiffer, die während des kurzen Haltes einige gleichgültige Worte ausgetauscht hatten, brauchten wieder fleißig ihre Ruder, so daß bald eine breite Spiegelfläche des Sees die Zillen von einander schied.

In jener, welche dem Ostufer zuschwamm, herrschte ein regeres Leben als zuvor, denn der Photograph besaß die Gabe, angenehm zu plaudern, und machte davon einen ausgiebigen Gebrauch.

Max Teuffert war dreißig Jahre alt; seine kräftige Gestalt, seine gewandten Manieren, die offenen Züge, die dunklen, lebhaften Augen, der schöne schwarzbraune Vollbart und die zuversichtliche Haltung machten ihn zu einem stattlichen Manne; der steirische Anzug, dessen er sich bei seinen Ausflügen in's Gebirge bediente und den er auch heute trug, erhöhte das Freimüthige und Ungezwungene seiner Erscheinung.

Teuffert und Frau von Ordon standen fast beständig auf dem Kriegs- oder richtiger Manöverfuße mit einander, denn die kleinen Scharmützel, welche zwischen ihnen stattfanden, sahen Scheingefechten weit ähnlicher als einem ernsten Kampfe und verliefen stets unblutig. Max war so etwas wie ein Weiberfeind, wenigstens traute er dem weiblichen Geschlechte nicht. Eduard Neustadt hatte Hermine schon in Wien kennen gelernt, wo sie sich mit ihrer Mutter während des verflossenen Winters hindurch aufgehalten. Max aber war erst am Traunsee mit ihr bekannt geworden, denn er hatte es in der Residenz verschmäht, sich durch Eduard der jungen Witwe vorstellen zu lassen. Vor acht Tagen war der das Salzkammergut durchpilgernde Photograph, der sein eigentliches Standquartier

im Wirthshause am „Stein" aufgeschlagen, eine kurze Strecke nördlich von Traunkirchen, nach dem letztgenannten Orte gekommen, und hatte dort zufällig und zu seiner größten Ueberraschung seinen Freund und die beiden Damen entdeckt, — seit acht Tagen also erst wußte Max, daß der junge Maler, der ihm bisher nur von der Frau von Ordon als von einer guten Bekannten gesprochen, in diese Dame verliebt und ihr bald nach ihrer Abreise von Wien nach dem stillen Traunkirchen gefolgt sei, wo er ganz in ihrer Nachbarschaft in einer bescheidenen Hütte eine Unterkunft gefunden.

Auch heute, während die Zille dem felsigen, romantischen Uferwinkel, in dem die Karbachmühle liegt, immer näher kam, plänkelten Hermine und der Photograph gegen einander, aber ihr sonst so drolliges Wortgefecht zündete diesmal nicht, weder bei den Kämpfern, noch ihren Zuhörern, denn Niemand von ihnen war unbefangen, nicht einmal der muntere Max. Die Ursache davon erfahren wir alsbald.

Das Boot stieß endlich an's Ufer.

Die jungen Herren halfen den Damen aussteigen.

Während diese — die schwächliche Frau Hilling

auf ihre Tochter sich stützend — landeinwärts einige Schritte gingen, flüsterte der Photograph dem jungen Maler zu: „Mir scheint, Du hast noch keine Gewißheit erlangt!“

„Natürlich nicht!“ versetzte Neustadt leise und hastig. „Du weißt ja, daß Hermine mir erklärte, sie werde mir erst während dieser Fahrt ihren Entschluß verkünden. Und nun bitte ich Dich, Max, komme Deinem Versprechen nach und schließe Dich Herminens Mutter an, beschäftige sie, ziehe ihre Aufmerksamkeit von uns ab, damit ich Zeit und Gelegenheit gewinne, mit meiner Angebeteten allein zu sein!“

„Ich werde meine Schuldigkeit thun,“ lächelte der Freund und setzte dann ernst hinzu: „Aber ich gebe Dir nochmals zu bedenken, daß ich argwöhne, Du werdest in Dein Verderben rennen, wenn die Ordon Dich erhört!“

Eduard runzelte die Stirn.

„Du glaubst nicht, daß Hermine fähig sei, aufrichtig zu lieben?“

„Ich bleibe bei meiner vorgefaßten Meinung — wenigstens wage ich zu behaupten, daß Du ihr keine ernstliche, unwiderstehliche Leidenschaft einflößest. Würde sie denn, wenn dem doch so

wäre, Dich so lange darüber im Zweifel gelassen haben, Dich bald anlocken, bald von sich fernhalten, gewissermaßen ihr Spiel mit Dir treiben?"

„Oh, wenn Du Recht hättest —!" murmelte Eduard dumpf.

„Und dann, ich wiederhole Dir's," fuhr Max noch behutsamer zischelnd fort, „es ist in dem Auftreten und Wesen dieser Dame etwas, das mich an Abenteurerinnen erinnert —"

„Kein Wort weiter, wenn wir Freunde bleiben sollen!" unterbrach ihn Eduard gereizt.

Max zuckte die Achseln.

In demselben Augenblicke blieben die Damen stehen und wandten sich nach den Herren um.

„Ei, lassen uns unsere Cavaliere im Stich?" rief Frau von Ordon munter.

„Nicht doch," versetzte der gewandte Weltmann Max lachend, „wir beriethen nur, ob es besser sei, die Plaids der Damen mitzunehmen oder sie dem Schiffer zu lassen?"

„Mein Gott, werden wir denn lange hier verweilen?" bemerkte Frau Hilling. „Ich fürchte die Abendluft —"

„Aber, liebe Mutter," fiel ihr Hermine in's Wort, „wir werden doch nicht dieses reizende

Plätzchen verlassen, ohne zuvor wenigstens einen kleinen Theil jener romantischen Schlucht erstiegen zu haben? Ich denke mir, daß man von jener Bergwand aus, dort wo auf dem Felsenvorsprunge die Tannen dicht bei einander stehen, eine herrliche Aussicht über den See haben muß. Kann man dort hinauf?"

Sie deutete in die wild zerklüftete Schlucht hinein, wo sich am Rande des sich über verworrenes Gestein schäumend herabstürzenden Röthelbaches ein felsiger, schmaler Pfad zur Höhe hinan zieht und bei der von Tannen bewachsenen Kuppe der erwähnten Klippe sich zu verlieren scheint.

„Gewiß!" antwortete Max, der in Begleitung des Malers nun zu den Damen trat. „Der Pfad, den Sie dort sehen, führt stundenweit beschwerlich bergan, bis zu dem kleinen unterirdischen Röthelsee und weiter in's Gebirge hinauf, lange Zeit an dem tosenden Wildbache hin. Aber kaum hundert Fuß oberhalb der Mühle zweigt sich ein bequemerer Weg zu jener Felskuppe ab, auf der sich eine Moosbank befindet und —"

„Oh, ich muß dort hinauf!" rief Hermine freudig und lebhaft.

So geh' in Begleitung der Herren," sagte

Frau Hilling matt, „meine Kräfte sind solcher Anstrengung nicht gewachsen. Ich bleibe hier am Ufer.“

Der junge Maler warf dem Freunde einen vielsagenden Blick zu.

„Gestatten Sie mir, Ihnen Gesellschaft zu leisten, gnädige Frau,“ ließ sich Max sofort artig vernehmen. „Ich bin heute ohnehin genug von einer Aussicht zur andern umhergeklettert und sehne mich nicht mehr nach solchem Vergnügen. Aber wir sollten die Rückkunft Ihrer Frau Tochter nicht hier erwarten, wo es wenig schattig ist, sondern an der Mühle — bis dorthin zu gehen, dürfte Ihnen wohl nicht allzu beschwerlich sein, Sie können daselbst eine Erfrischung haben, auch sind die Müllersleute recht liebe Menschen und von ihrem Hüttchen aus hat man ebenfalls eine sehr anmuthige Fernsicht. Darf ich um Ihren Arm bitten?“

„Sie sind sehr gütig!“ entgegnete Frau Hilling mit abgespannter Miene. „Nun denn, so will ich versuchen, wie weit ich kommen kann. Sie werden viele Geduld mit mir haben müssen!“

„Aber gnädige Frau —!“

„Ich nehme Ihr freundliches Anerbieten an!“

„Vortrefflich!" rief Hermine heiter. „Und wir — Herr Neustadt und ich — begeben uns rascher voran, damit wir nicht unnöthigerweise Zeit verlieren!"

„Recht so!" ergänzte Eduard, während die junge Frau sich sanft von der Mutter losmachte und ihr zum Abschied zunickte. „Also auf Wiedersehen in der Mühle!"

Er wollte Herminen den Arm bieten, sie aber lehnte es lachend ab und meinte, sie sei weder erschöpft noch leidend, wie die arme Mutter, sondern eine tüchtige Bergsteigerin.

Frau Hilling, die sich nun auf den Arm Teuffert's stützte, ließ sich in ängstlicher Vorsorge vom Schiffer die Plaids bringen, die Max übernahm; Hermine und ihr Begleiter aber, der sich Gewalt anthun mußte, ruhig zu erscheinen, waren schon weit voraus, als die kränkliche Dame sich nach ihnen umsah.

Gstöttner befestigte den Kahn und begab sich nach dem in der Nähe des Ufers liegenden Wirthshause.

Zweites Kapitel.

Liebe und — wer weiß was?

Während der Photograph und die Mutter Herminens sich langsam der auf geringer Erderhöhung liegenden Mühle zubewegten, erreichten Frau von Ordon und Eduard das Häuschen, richteten ein paar freundliche Worte an eine der Töchter des Müllers, die vor der Thür Geschirr abwusch, und schritten dann weiter, an dem Röthelbach-Rechen vorüber, welcher dazu dient, das auf den Höhen gefällte und mittelst des Berggewässers herabgeschwemmte Holz in seinem Sturze aufzuhalten; sodann stiegen sie den steil in der Schlucht bergan strebenden felsigen Pfad empor.

Sowohl Hermine wie deren Gefährte schenkten der wildromantischen Umgebung weit geringere Aufmerksamkeit, als sie unter anderen Umständen dafür gehabt haben würden, sie waren Beide mehr mit sich als mit der Außenwelt beschäftigt, und tauschten kaum einige flüchtige Worte aus.

Endlich bogen sie rechts vom Pfade ab und gelangten zu der kleinen Platte des Felsenvorsprun-

ges, dem Ziele ihrer Wanderung. Es war ein reizendes, heimliches Plätzchen; an der Rückseite stieg der Berg mit seinem düstergrünen Tannenforste auf, an den Seiten kroch niederes Gestrüpp hin, graugrüne Moose deckten das Plateau, das nach der Seeseite zu schroff abfiel. Rings Waldeinsamkeit; kein Geräusch drang bis hierher, als das durch die Entfernung gedämpfte Brausen des sich von Gestein zu Gestein herabstürzenden Wildbaches, das leise Klappern der Sägemühle tief unten im Thaleinschnitte, das Hämmern des Spechtes im Tannendickicht und zeitweise der heisere Schrei eines Raubvogels aus den Wäldern der sich nahe herandrängenden Höhenzüge.

Hermine ließ sich auf die Moosbank nieder, die sich an eine Felswand lehnte, aus deren Rissen Ginsterkraut üppig hervorwucherte und der blaue Enzian herabnickte.

Sie keuchte, ihre sonst blassen Wangen waren leise geröthet.

Eduard gönnte ihr Zeit, sich zu erholen; er trat an den Rand der Kuppe, verschränkte die Arme, starrte in die Tiefe hinab und über den See. Er beachtete wohl kaum, was er sah, seine

Gemüthsstimmung war nicht darnach angethan, jetzt den Künstler vorwalten zu lassen.

Er ward erst seinem Grübeln entrissen, als die junge Frau hinter ihm langsam und fast mechanisch sagte: „Es ist hier in der That entzückend schön!“

Er wandte sich nach ihr um und blickte sie forschend an. Nichts in ihren Zügen entsprach der Aeußerung, die sie gethan, sie waren ruhig und schienen einen energischen, unwandelbaren Entschluß anzudeuten.

Der junge Maler preßte die Lippen fester aneinander; er schritt zu der Moosbank und nahm an der Seite der Dame seines Herzens Platz.

Er versuchte zu lächeln.

„Ja, es ist hier schön,“ antwortete er, „und vor Allem einsam, ganz geeignet für das, was wir mit einander zu reden haben — denn ich hoffe,“ setzte er nach kurzem Zögern hinzu, „Sie werden die Entscheidung, welche ich mit Sehnsucht und Ungeduld erwarte, nicht noch länger verschieben!“

Hermine sah ihren Gefährten unverholen mit einem Gemisch von Zärtlichkeit u[illegible]

„Lieber Neustadt,“ sagte sie [illegible] fänglich unsicherer Stimme, „ich [illegible]

auch einer Erklärung nicht mehr ausweichen, die, wie die Sachen zwischen uns stehen, doch einmal gegeben werden muß und deren weitere Verzögerung auch mir unendlich peinlich sein würde. Sie haben mir vor acht Tagen gestanden, daß Sie mich lieben, mir einen Heirathsantrag gemacht — hätte ich den Muth gehabt, meinem Herzen zu folgen, ich würde Ihnen sofort bekannt haben, daß ich Ihre Neigung erwiedere —"

Die anmuthige Sprecherin ward durch eine leidenschaftliche Bewegung des jungen Malers unterbrochen, denn mit stürmischer Hast ergriff er eine ihrer schönen weißen Hände, die auf ihrem Schooße ruhten, zog sie an seine Lippen und bedeckte sie mit glühenden Küssen.

„Oh, Hermine," stammelte er beseligt, „wie glücklich machen Sie mich!"

Frau von Ordon ließ ihm die Hand, die er zärtlich drückte, aber ihre Miene war ernst und traurig.

„Ach, Eduard," sagte sie, „die Enthüllung, welche sich an dieses Bekenntniß knüpft, ist nicht geeignet, Sie zu beglücken, ja, ich fürchte, daß Sie diese Hand, die Sie jetzt voll Innigkeit drücken, entrüstet von sich stoßen, daß Sie mich,

schmerzlich und enttäuscht, mit Vorwürfen überhäufen, wenn Sie mich zu Ende gehört haben werden!"

„Wie?" rief der junge Künstler überrascht und ungläubig. „Aber Sie lieben mich doch —!"

„Hörten Sie nicht, daß ich seit jenem Tage, an welchem Sie mir Ihre Liebe gestanden, nicht den Muth hatte, meinem Herzen zu folgen?"

„Ja — doch —!"

„Was mich bewog, Sie hinzuhalten, Sie über meine Neigung im Ungewissen zu lassen, war nicht weibliche Launenhaftigkeit, sondern das marternde Gefühl der Scham, der Reue!"

„Der Reue —?"

„Ich schwöre Ihnen, Eduard, daß ich bis zu jener Stunde, da Sie mir einen tiefen Blick in Ihr Herz gestatteten, Ihre Bewerbungen nicht ernsthaft nahm, daß ich mir über mein eigenes Gefühl keine Rechenschaft gegeben hatte. Ihre Bemühungen um mich hielt ich für galante Huldigungen ohne ernstere Bedeutung, meine Neigung für den Ausdruck einer harmlosen Freundschaft. Hätte ich geahnt, daß unser Umgang zu einer so ernsten gegenseitigen Neigung führen werde, wahr=

lich, ich würde auf Kosten meines Herzens Alles vermieden haben, was eine Annäherung zwischen uns fördern mußte, würde diesem unseligen Augenblicke vorgebeugt haben, der Ihnen eine herbe Enttäuschung und mir Beschämung und Seelenqual bereitet!"

Eduard starrte die junge Frau betroffen an.

„Um Gotteswillen!" stieß er hervor. „Wie soll ich mir diese räthselhaften Worte erklären?"

Hermine senkte das Haupt.

„Ich habe Sie über meine Person getäuscht!" sagte sie zaghaft, mit gepreßter Stimme.

Die Züge des Malers vibrirten kaum merklich. Er erschrak ohne Zweifel und wußte doch sich zu beherrschen. Er erwartete sicher eine Erklärung, welche geeignet sein mußte, die Ansicht seines Freundes über Frau von Ordon zu bestätigen.

„Wie?" murmelte er gedehnt, indem er unwillkürlich die Hand Herminens losließ.

Diese schoß, ohne das Antlitz zu erheben, unter den langen schwarzen Wimpern hervor einen flüchtig forschenden Blick auf den jungen Mann und fuhr dann in der vorigen zaghaften und gedrückten Weise fort: „Als ich Ihnen — wie

aller Welt — sagte, daß ich Witwe sei, da sprach ich die Unwahrheit!"

„Ah — Sie waren nie verheirathet?" meinte Eduard.

„Doch! Ich bin es —" erwiederte Hermine.

„So lebt Ihr Gatte von Ihnen getrennt?"

„Hören Sie mich ruhig an, Eduard. Vor sieben Jahren lernte ich in Dresden, wo ich mit meiner Mutter in größter Zurückgezogenheit lebte, ganz zufällig den Mann kennen, dessen Namen ich führe."

„In Dresden? Aber Sie sind doch Oesterreicherin?"

„Ja, wie meine Mutter. Diese sah sich, durch Umstände, die ich jetzt nicht erörtern kann, damals genöthigt, eine Zeit lang im Auslande zu leben. Der Ritter von Ordon spielte in Dresden eine gewisse Rolle, er lebte auf glänzendem Fuße, kam in vornehme Kreise, war ein schöner, stattlicher, weltgewandter Mann, der sich namentlich bei dem jungen Adel der Residenz einer großen Beliebtheit erfreute. Ich war kaum achtzehn Jahre alt, als ich seine Bekanntschaft machte; er suchte uns in unserer bescheidenen Wohnung auf und gab durch

sein rücksichtsvolles Benehmen zu erkennen, daß er sich mir in redlicher Absicht nähere und nicht wie ein Cavalier, der nur eine flüchtige Zerstreuung sucht. Ehe vierzehn Tage verflossen, hielt er bei mir und der Mutter um meine Hand an und — ward nicht abgewiesen. Ich will ehrlich gestehen, daß ich nicht in Ordon verliebt war, daß ich überhaupt noch nichts von Liebe wußte. Aber ein junges, unerfahrenes Mädchen täuscht sich gar leicht über die eigenen Gefühle und diejenigen Anderer —"

„Freilich!"

„Ich glaubte Ordon zu lieben und ward doch nur durch seine angenehme Persönlichkeit, sein wirklich einschmeichelndes Wesen, seine eleganten Manieren und seine Stellung in der Gesellschaft geblendet. Meine Mutter hatte hauptsächlich diese Stellung im Auge, als sie mit Freuden ihre Zustimmung zu meiner Vermählung mit Ordon gab; das Vermögen, welches sie besessen, als wir Oesterreich verlassen, war im Auslande durch allerlei Unglücksfälle, die uns im Zeitraum einiger Jahre betroffen, ziemlich zusammengeschmolzen, so daß wir uns einschränken mußten, was ist da natürlicher, als daß meine arme Mutter die Vorsehung

segnete, die ihr einen reichen und vornehmen Schwiegersohn zuführte?"

„Ich finde das begreiflich!"

„Ordon hatte meiner Mutter Papiere vorgelegt, aus denen hervorging, daß er in Galizien große Güter besitze, hatte ihr bewiesen, daß er alleinstehend und völlig unabhängig sei, also von keiner Seite aus eine Einsprache gegen unsere Verbindung erhoben werden könne, hatte ihr schließlich unaufgefordert erklärt, daß er erwarte, sie werde sich niemals von ihrer Tochter trennen. So sahen wir denn eine glänzende schöne Zukunft vor uns, und in dieser freudigen Erwartung wurde ich die Gattin Ordon's. Sofort nach unserer Trauung traten wir die übliche Hochzeitsreise an. Selbstverständlich begleitete uns die Mutter nicht, es war zwischen uns verabredet worden, daß sie die Wohnung in Dresden aufgeben, sich nach Wien verfügen und uns dort erwarten solle, wo wir nach Verlauf von drei Monaten bei ihr eintreffen würden, um uns gemeinsam mit ihr nach einer der galizischen Besitzungen meines Mannes zu begeben. Ordon und ich nahmen von der Mutter Abschied — ach,

ich ahnte nicht, wie traurig das Wiedersehen sein werde!"

„Ah!" murmelte Eduard in lebhafter Spannung.

„Die Hochzeitsreise führte uns nach dem Rhein," fuhr Hermine nach kurzer Pause fort, „von dort nach Baden=Baden. Ich fühlte mich so glücklich, wie sich eine junge Frau nur fühlen kann, die von ihrem Gemahl mit Aufmerksamkeiten überhäuft wird, kostbare Toiletten zu ihrer Verfügung hat, jeden ihrer Wünsche erfüllt sieht, sich „Frau Baronin" nennen hört, und während einer wundervollen Reise Huldigungen von allen Seiten empfängt. Sie werden es mir glauben, wenn ich Ihnen gestehe, daß ich wie berauscht war, einen schönen Traum zu durchleben wähnte!"

„Ja, ja!" seufzte Eduard, dem bei dieser Schilderung wohl unwillkürlich einfallen mochte, daß er schwerlich jemals in die Lage kommen werde, so reizende und zugleich — kostspielige Flitterwochen in Scene setzen zu können.

„Und es war Alles nur ein täuschender Traum, eine Gaukelei der Sinne!" nahm Hermine ernst und traurig das Wort. „Ich sollte freilich in Baden=Baden noch nicht darüber aufgeklärt werden, aber so viel merkte ich schon damals, daß

mein Mann sich dort vorzugsweise zu Leuten hielt, welche die Spielsäle besuchten, daß er dort Bekanntschaften hatte, die mir nicht gefielen, mir verdächtig erschienen. Auch beunruhigte es mich geradezu, daß er mich gewissermaßen nöthigte, mich nur in Herrengesellschaft zu bewegen, und daß er dazu lächelte, wenn ich ihn darauf aufmerksam machte, wie eigenthümlich frei jene Herren, welche er mir vorstellte, sich mir gegenüber benehmen zu dürfen glaubten — er sagte, das sei jetzt Sitte in der vornehmen Welt und ich müsse mich darein finden. Ich konnte das nicht glauben und drängte zur Abreise, da ohnehin die Herbstsaison fast zu Ende war. Mein Mann willfahrte mir, wir gingen nach Paris. Zu meinem Erstaunen nahm sich Ordon dort eine Wohnung im elegantesten Stadttheile, ließ sie glänzend einrichten und erklärte mir, daß er mit mir den Winter in Paris bleiben werde. Meine Gegenvorstellungen waren umsonst, ich mußte mich fügen, von einer Reise nach Oesterreich, nach den Gütern meines Mannes, war nicht mehr die Rede. Ordon's geänderter Vorsatz machte keinen Argwohn in mir rege, wohl aber erfüllte mich der Umstand, daß ich keine Nachricht von meiner Mutter erhielt, so oft ich

ihr auch schreiben mochte, mit lebhafter Besorgniß. Mein Mann suchte diese so gut wie möglich zu verscheuchen, zeigte mir endlich auch einen Brief vor, worin ein Herr, den er seinen Bevollmächtigten nannte, ihm aus Wien schrieb, daß für meine Mutter bestens gesorgt sei, nur ein, übrigens unbedenkliches, Augenleiden, sie hindere, meine Briefe zu beantworten, und daß sie mir ihre herzlichsten Grüße sende. Ich gab mir den Anschein, beruhigt zu sein, glaubte aber insgeheim, Ordon nicht unbedingt trauen zu dürfen. Und dieses Mißtrauen wuchs, je mehr ich mir über die Lebensweise klar ward, die mein Mann in Paris führte und die zu führen er mich nöthigte. Wir sahen täglich Gäste bei uns, nur Herren, sehr vornehme Herren; in einem unserer Salons ward gespielt, um hohe Summen, wie ich bemerkte. Ich mußte in diesen Soiréen, die stets bis gegen Tagesanbruch dauerten, wohl oder übel figuriren, und machte nur zu bald die Entdeckung, daß fast alle jene Herren, welche zu uns kamen, meinen Mann mit einer etwas geringschätzigen Nonchalance behandelten und im Verkehre mit mir bisweilen eine Ungenirtheit entwickelten, welche an die Grenzen der Schicklichkeit streifte und mich

innerlich empörte. Ordon gab sich den Anschein, dieses Betragen seiner Gäste nicht zu bemerken — und dieser Umstand rief einen entsetzlichen Verdacht in mir wach —"

„Ich errathe!" schaltete Eduard ein. „Sie waren das Opfer eines Leichtsinnigen, der —"

„Oh, es kommt weit schlimmer!" unterbrach ihn Hermine und fuhr düster fort: „Ich will mich kurz fassen — Ordon war nicht das, wofür er sich ausgegeben, sondern ein falscher Spieler, ein Betrüger, ein Abenteurer, er hatte mich an sich gekettet, damit ich ihm bei seinen Unternehmungen als Lockvogel diene. Eines Tages kam zwischen mir und dem Elenden die nackte Wahrheit an den Tag; er legte mir mit cynischer Frechheit ein Geständniß ab und machte mir Vorschläge, die mir das Blut aus den Wangen trieben. Ich wollte mich augenblicklich von ihm trennen, — er hinderte mich mit Gewalt daran, — ich erklärte ihm, daß ich unter keiner Bedingung mit ihm leben, in seinen sogenannten Soiréen erscheinen könne, er antwortete mir hohnlachend, das Weib habe sich in den Willen des Mannes zu fügen!"

„Sie Aermste!" rief der junge Maler bewegt. „Und was geschah alsdann?"

„An jenem Abende, noch vor der Stunde, in welcher unsere gewöhnlichen Gäste sich einzustellen pflegten, erschien ein Mann bei uns, der schon öfter zu Ordon gekommen war und ziemlich verdächtig aussah; er hatte mit meinem Manne ein Gespräch unter vier Augen, worauf Beide hastig die Wohnung verließen. Ich habe Ordon seitdem nicht wiedergesehen!"

„Ist es möglich?!" fragte Eduard verwundert. „Und was thaten Sie an jenem Abend?"

„Mein Mann hatte sich so rasch und augenscheinlich so verstört entfernt, daß er vergessen, mich einzuschließen, wie mir von ihm gedroht worden. Als er fort war, da athmete ich erleichtert auf, befahl dem Kammerdiener und der Zofe, ohne mich in Erklärungen einzulassen, meine Koffer so eilig wie möglich zu packen. Wohin ich mich wenden solle, davon hatte ich keine Ahnung — nur das stand in mir fest, daß ich keine Nacht mehr unter einem Dache mit dem Elenden zubringen dürfe!"

„Ja, ja!" rief Eduard lebhaft dazwischen.

„Noch war ich mit den verblüfft mir gehorchenden Dienstleuten in voller Beschäftigung, als Polizeimänner in die Wohnung eindrangen —"

„Wie?!“

„Sie suchten meinen Mann, sie verhafteten mich, und legten auf Alles Beschlag, was sie vorfanden. Ich ward in den Arrest abgeführt, und hatte mehrere Verhöre zu bestehen.“

„Mein Gott!“

„Durch diese Verhöre erfuhr ich zu meinem Entsetzen, daß Ordon ein gerichtsbekannter Schwindler sei, der vor Jahresfrist unter anderem Namen in Paris großartige Betrügereien verübt habe. Man hielt mich natürlich für seine Helfershelferin, doch stellte sich, dem Himmel sei Dank, meine Schuldlosigkeit bald heraus.“

„Und jener Ordon? Ward man seiner habhaft?“

„Nein, er entkam, wie schon früher, dem rächenden Arme der Justiz, er war spurlos aus Paris verschwunden!“

„Sie sagten vorhin, daß Sie ihn niemals wiedergesehen?“

„Niemals, Gottlob! Auch ist mir nie seitdem etwas über ihn zu Ohren gekommen. Sie können sich denken, wie glücklich ich war, mich von jenem Elenden befreit zu sehen, und doch befand ich mich in einer bejammernswerthen Lage. Was Ordon

an baarem Gelde besessen, hatte er mit sich genommen, alle Dinge von Werth aber, welche in der Wohnung sich befanden, wurden von der Obrigkeit confiscirt, auch meine schönen Kleider und kostbaren Schmucksachen. Ich trennte mich ohne Widerstreben, ohne eine Thräne, davon — hätte ich doch um keinen Preis der Welt mein nennen mögen, was aus so unlauterer Quelle stammte! So verließ ich denn, von jedem Verdachte einer Mitschuld freigesprochen, doch so arm wie eine Bettlerin, den Untersuchungsarrest. Die Herren vom Gerichte hatten Mitleid mit mir, sie brachten eine kleine Summe zusammen und händigten mir dieselbe ein, erwirkten mir auch eine freie Fahrt nach Wien. Schwer darniedergebeugt, leidend an Leib und Seele, erreichte ich die österreichische Heimath. Ich machte in Wien mit Hülfe der dortigen Polizei meine Mutter ausfindig. Auch über sie hatte mich der elende Ordon getäuscht. Alle meine an die Mutter gerichteten Briefe waren von ihm unterschlagen worden, zudem hatte er nicht das Geringste für sie gethan, ich fand sie in einer höchst bedrängten Lage, sie hatte unsagliche Pein durch die Ungewißheit über mein Schicksal ausgestanden, und war von einem bösen Nerven=

übel, an dem sie vor Jahren gelitten, wiederum befallen worden — unser Wiedersehen war ein freudiges und zugleich höchst schmerzenreiches!"

Eduard nickte mechanisch. Er war sichtlich in düsteres Sinnen versenkt, das ihn einen Theil dessen, was Hermine sprach, überhören ließ.

„Ich suchte unserer finanziellen Bedrängniß dadurch abzuhelfen," fuhr sie fort, „daß ich meine geringen Fähigkeiten verwerthete, aber es gelang mir nicht, die bitterste Noth von uns abzuwenden. Da lächelte uns ganz unerwartet das Glück — die Mutter machte eine kleine Erbschaft, welche hinreichte, unsere Existenz, wenn auch nicht in dem theuren Wien, doch in einem bescheidenen Provinzstädtchen zu sichern. Wir zogen nach Krems, lebten dort durch länger als sechs Jahre still und zurückgezogen, verhältnißmäßig glücklich. Doch das Nervenleiden der Mutter nahm von Jahr zu Jahr zu, es nöthigte uns zu Ausgaben, die unsere Kräfte überstiegen, und zwang die arme Frau schließlich, Hülfe bei den berühmten Aerzten Wiens zu suchen. Wir übersiedelten dorthin, kurze Zeit bevor Sie uns daselbst kennen lernten. Ich habe Ihnen jetzt offen uud ehrlich meine Lage enthüllt, Eduard, die unselige Ausnahmsstellung, in der ich

mich befinde und die mir verbietet, meinem Herzen folgen zu dürfen — aber Sie scheinen mich nicht zu hören —!"

Der junge Maler fuhr aus seinem Brüten auf.

„Doch — doch!" stammelte er und setzte dann erregt hinzu: „Was Sie mir über Ihre unglückliche Ehe mitgetheilt, über die Existenz Ihres Gatten, der ein Verbrecher ist, hat mich erschüttert, mich in schmerzlichster Weise überrascht, aber es raubt mir doch nicht jegliche Hoffnung auf Ihren Besitz. Der Schändliche, welcher Sie so grausam täuschte, Ihre Jugend vergiftete, Sie an den Abgrund des Verderbens führte, hat jedes Recht auf Sie verwirkt, er leitete nicht nur Sie, den Geistlichen, der Sie mit ihm verband, die Behörde, über seine Person, seine Stellung in der Gesellschaft irre, er trug auch ohne Zweifel einen falschen Namen, als er Sie heirathete. Wie kann eine solche Ehe gültig sein? Welches Gesetz könnte Sie zwingen, zeitlebens einem Verbrecher anzugehören, einem Manne, der Sie obendrein böswillig verlassen hat? Warum thaten Sie nicht längst die nöthigsten Schritte, diese Ehe ungültig erklären zu lassen, sich — schon um Ihrer selbst willen — Ihre persönliche Freiheit wieder zu erringen?

Ich begreife, warum Sie es unterließen — die weibliche Schamhaftigkeit hielt Sie davon ab, Sie fürchteten für Ihren Ruf, Sie konnten in dieser delikaten und traurigen Angelegenheit die Scheu vor der zudringlichen Oeffentlichkeit nicht überwinden! Aber stehen Sie nicht rein da, gerechtfertigt? Wer könnte es wagen, Sie zu verdächtigen? Sind Sie nicht die Betrogene? Und können Sie Ihr Herz zur Entsagung verdammen, nun es zu meinen Gunsten gesprochen hat? Ich beschwöre Sie, Hermine, handeln Sie entschieden, vernichten Sie nicht, indem Sie unterlassen, was Ihnen eine unabweisliche Pflicht sein sollte, Ihr Glück und — das meine!"

Die junge Frau bedeckte das Antlitz mit den schmalen, feinen Händen. Ihr schlanker Körper bebte, ihr Busen wogte heftig.

So saß sie eine bange Minute lang da.

Dann ließ sie die Hände in den Schooß sinken. Ihr Antlitz erschien blasser als zuvor, ihre Züge drückten einen tiefen Schmerz aus.

Sie schüttelte langsam das Haupt.

„Mein Mann ist Protestant," antwortete sie, „ich aber bin Katholikin und unsere Ehe ward durch einen katholischen Priester eingesegnet. Ich kann

von meinem Manne geschieden werden, aber ungültig wird man diese Ehe nie und nimmer erklären — was bleibt mir also sonst, als Entsagung für's ganze Leben?"

„Sie wurden einem Ordon angetraut, und wenn jener Mensch nicht das Recht hatte, sich so zu nennen —"

„Aendert das die Thatsache der Trauung? Und wie ließe sich erweisen, daß mein Mann sich damals einen fremden Namen beilegte? Ordon ist verschollen —"

„Und dürfte dieser Umstand nicht hinreichen, Sie frei zu machen?"

„Wie?"

„Sie haben seit fast sieben Jahren nichts von ihm gehört — kann er nicht gestorben sein? Nun wohl, so erwirken Sie, daß das Gericht einen Aufruf in den Zeitungen an ihn erlasse. Leistet Ordon diesem nicht Folge, so wird er nach Ablauf der gesetzlichen Frist für todt erklärt und Ihnen steht alsdann das Recht zu, einen Anderen durch Ihre Hand zu beglücken — ach, Hermine, wie gerne würde ich jahrelang geduldig harren, um endlich doch Sie mein nennen zu können."

Die junge Frau blickte den leidenschaftlichen Künstler bestürzt an.

„Um Gotteswillen, Eduard," sagte sie hastig, „Sie können, Sie dürfen mir nicht ein solches Ansinnen stellen. Wenn Sie nicht vor den möglichen Consequenzen eines solchen Schrittes zurückschrecken, ich — kann und werde mich ihnen nicht aussetzen, so sehr auch mein Herz an Ihnen hängt. Wenn auch derartige Aufrufe erfolglos bleiben sollten, wäre dadurch der Tod meines Mannes erwiesen? Könnte ich jemals als Ihre Gattin eine ruhige, ungetrübte Stunde an Ihrer Seite verleben, müßte ich nicht stets vor dem Gedanken zittern, plötzlich den verhaßten Ordon leibhaftig vor mir auftauchen zu sehen, mir eine furchtbare Anklage in's Gesicht zu schleüdern? Geben Sie den Gedanken an mich auf, Eduard," fügte sie dumpf und langsam hinzu, „ich bin eine Unglückliche, die verdammt ist, die Liebe von sich weisen zu müssen, — martern Sie nicht sich und — mich zugleich —!"

„Und wenn es nun doch eines Tages unwiderleglich sich herausstellte, daß jener Abenteurer nicht mehr am Leben — ?"

„Dann — ? Ach, Eduard, darüber kann eine lange Zeit vergangen sein, Ihre schönste Jugendzeit, ich will nicht, daß Sie mir dieselbe opfern,

denn wer weiß, ob dieses Opfer nicht vergebens gebracht würde?! Nein, entsagen wir einander, seien Sie stark, wie ich es bin. Oh gewiß, Sie werden den Muth und die Kraft finden, mir nichts mehr sein zu wollen, als ein treuer, aufrichtiger Freund!"

Sie streckte ihm wehmüthig die Hand entgegen.

Er aber erhob sich ungestüm von ihrer Seite.

„Hermine," stieß er hervor, „Sie lieben mich nicht, wie ich Sie liebe!"

Die junge Frau ließ das Haupt sinken, Thränen stahlen sich über ihre Wangen herab, ihre Hand zuckte nach dem Herzen. Es war, als ob ihre geschmeidige Gestalt zusammenzubrechen drohe.

Doch plötzlich schien ein energischer Entschluß über sie gekommen zu sein. Sie trocknete hastig ihre Thränen, stand rasch auf und trat mit sicherer Haltung an Eduard heran.

„Der wahren, der reinsten Liebe ist alle Selbstsucht fremd," erwiederte sie mit fester Stimme, „und darum habe ich nur Ihre Zukunft im Auge, ordne ich dieser meine Wünsche unter, darum gilt mir Ihr Wohl mehr als mein eigenes. So erfahren Sie denn — oh, beurtheilen Sie mich nicht falsch — erfahren Sie denn — ich würde

sogar selbst dann auf das Glück, Ihre Gattin zu werden, Verzicht leisten, wenn das Hinderniß meiner unseligen Ehe nicht wäre —"

„Wie?!" rief Eduard betroffen und schmerzlich.

„Ich bin arm, wenigstens könnte ich Ihnen kein Vermögen zubringen, das Ihre Unabhängigkeit als Künstler unter allen Umständen sichern würde, Sie aber sind, so viel ich aus Ihren eigenen Aeußerungen weiß, nur auf Ihr Talent angewiesen, auch haben Sie — verzeihen Sie meine Offenheit — Ihren Ruf als Maler noch nicht so fest begründet, daß Sie mit ruhiger Zuversicht die Verpflichtung übernehmen könnten, noch für Andere als sich selbst zu sorgen. Würde ich Ihre Frau, ach wie bald möchte der harte, aufreibende Kampf um das Dasein, die ekle, jämmerliche Sorge um das tägliche Brod, an Sie herantreten, wie bald würden Sie genöthigt sein, den Künstler zu verleugnen und den Taglöhner in der Kunst zu machen. Das darf nicht sein! Ich habe eine hohe Meinung von Ihrer schönen, reichen Begabung, ich bin überzeugt, daß sie sich siegreich Bahn bricht, wenn Ihr Schaffen nicht durch materielle Sorgen beeinträchtigt wird. Und darum darf ich nicht das Bleigewicht sein, das den Flug Ihres

Talentes hemmt, darum darf ich Ihnen nicht mehr sein, als eine Freundin. Geben Sie jeden weiteren Versuch auf, meinen Vorsatz wankend zu machen," fügte sie bewegt hinzu, als Eduard ihr mit kläglicher Miene in's Wort fallen wollte, „mein Entschluß ist unabänderlich. Mögen Sie mich jetzt auch verkennen, Sie werden doch dereinst mich segnen. Schelten Sie mich nicht lieblos, überlebensklug, herzlos — nur Gott weiß, wie schwer ich mit meinem Herzen gerungen, bis ich diesen Entschluß zu fassen vermochte. Auch Sie werden obsiegen — Sie sind ein Mann. Und gönnen Sie mir das einzige Glück, welches mir das Dasein noch zu bieten vermag, lassen Sie mich dereinst stolz sein dürfen auf den Künstler, den Freund und — meine Entsagung!"

Eduard stand wie erstarrt. Er war sehr blaß geworden und starrte düster vor sich hin.

Hermine streckte ihm von Neuem die Hand entgegen.

„Wählen Sie Freundschaft oder — Haß?" fragte sie sanft, indem sie wehmüthig lächelte.

Der junge Maler ermannte sich. Er ergriff die Hand der Frau von Ordon und hauchte einen Kuß darauf.

Dann sagte er fast tonlos: „Mein Urtheil ist gesprochen, mir bleibt nichts übrig, als mich zu fügen. Oh, Sie haben meinem Herzen eine tiefe Wunde geschlagen!"

„Die Hand der Freundin wird sie heilen," antwortete Hermine weich und zärtlich, „der Freundin, die nur Ihr wahres Glück will — nehmen Sie mich als eine solche an?"

„Mir bleibt keine Wahl," murmelte Eduard niedergeschlagen nach kurzer Pause, „denn lieben darf ich Sie nicht — lieben in meinem Sinne — und hassen — wer vermöchte Sie zu hassen?!"

„So ist der Bund geschlossen!" versetzte die junge Frau lebhaft. „Und wahrlich, Eduard, Sie werden es niemals bereuen, das einzige Mittel nicht verschmäht zu haben, das uns gestattet, vereint unsern Weg durch das Leben zu nehmen. Sie sollen an mir eine Freundin finden, die an Treue und Ehrlichkeit, an aufopfernder Hingebung nicht gegen eine Gattin, eine Mutter, eine Schwester zurückstehen wird, ja, die hoffen darf, sich Ihnen nützlicher als diese machen zu können. Und wenn mich meine Ahnung nicht trügt, so wird mir bald dazu Gelegenheit werden!"

Der kummervolle Eduard zuckte die Achseln.

„Gelegenheit?“ sagte er apathisch. „Wie soll ich das verstehen?“

„Das muß noch vorderhand mein Geheimniß bleiben!“ entgegnete Hermine ernst und sanft. „Sagen Sie mir, Eduard, werden Sie bereit sein, mir als treuer Freund vertrauungsvoll und blindlings in Allem zu willfahren, was ich, in Ihrem eigenen Interesse, vielleicht über kurz oder lang beschließen und von Ihnen begehren sollte?“

„Was könnten Sie noch Schwereres von mir verlangen,“ antwortete Eduard traurig, „als daß ich das Gefühl der Liebe zu dem der Freundschaft herabzustimmen suche? Ich wüßte nur Eines noch — das Meiden Ihrer Nähe!“

„Ich werde nie ein solches Begehren aussprechen, mein Freund!“ rief Hermine mit Wärme. „Sagte ich nicht vorhin, unser Weg könne uns, trotz Allem, vereint durch das Leben führen? Nun gut, wollen Sie dazu beitragen, daß dieses geschehe, indem Sie sich ein wenig von der lebensklugen Freundin lenken lassen und ihre Anordnungen befolgen?“

„Mein Gott,“ erwiederte Eduard mit einem Anfluge von Bitterkeit, „bin ich nicht ohnehin

Ihnen gegenüber völlig wehrlos? Machen Sie mit und aus mir, was Sie wollen —"

„Nicht diesen Ton, Eduard, ich beschwöre Sie!" unterbrach ihn die junge Frau. „Fort mit dem Kleinmuth! Ihnen steht die ganze Welt offen, Sie sind jung, schön, talentvoll, Sie haben nur ein wenig Willenskraft nöthig, um ein glänzendes Ziel zu erreichen. Ich werde nicht nachlassen, Sie daran zu mahnen, Sie zu warnen, wenn Sie trachten sollten, wie heute, von der Bahn abzuirren, die Ihnen vorgezeichnet ist. Und lohnt der Erfolg Ihr Mühen und das meinige, dann — gewiß — ja dann werden Sie nicht mehr mit Groll auf diese Stunde zurückblicken, die mich, dem Himmel sei Dank, stark genug gefunden, uns vor einer beiderseitigen Uebereilung zu bewahren! — Und nun genug davon, mein Freund, die Sonne geht unter, meine Mutter wird längst unsere Rückkehr mit Ungeduld erwarten — brechen wir auf!"

Eduard antwortete nicht. Traurig, entmuthigt, mit verdüstertem Gemüthe kam er der Aufforderung der Frau von Ordon nach.

Sie konnten das kleine Felsenplateau nicht neben einander verlassen, da der abwärts zum

Wildbachufer führende Pfad zu schmal war. Hermine hieß ihren Begleiter vorangehen.

Als der junge Mann, ohne sich umzublicken, vor ihr den Felsenpfad bergab stieg, sie noch einige Augenblicke auf der Klippe zögerte, ein paar aus dem nächsten Spalt des Gesteins sich hervordrängende Blümchen zu pflücken, und dann dem Maler folgte, da spielte ein Lächeln der Befriedigung um ihre Lippen.

„Ah," murmelte sie, ohne daß der betrübte Eduard vernehmen konnte, was sie vor sich hinflüsterte, „er ist weich wie Wachs, ich werde ihn nach meinem Bedürfnisse formen können. Und da er zu jenen leicht erregbaren Naturen gehört, die rasch ihre Stimmung wechseln, sich voll Leidenschaft momentanen Eindrücken hingeben, ohne in ihren Gefühlen beharrlich zu sein, so werde ich seine Liebesglut leicht von mir ab und dorthin leiten können, wo ich sie haben will. Er ist eine Persönlichkeit, wie ich sie für meine Pläne brauche, er wird mir hoffentlich ein nützliches Werkzeug sein, ohne es zu ahnen, und er muß und wird meinen Zwecken dienen — wenn es mir überhaupt gelingt, die Intrigue einzufädeln, welche Jene umgarnen soll, die zu vernichten ich geschworen habe. Und Eduard

kann mir wahrlich nur Dank wissen! Biete ich ihm, indem ich meine Zwecke fördere, doch das Mittel, in der Welt Carriere zu machen. Ist er nicht nach Wunsch zu verwenden, habe ich mich überhaupt in meinen vorläufigen Berechnungen geirrt, dann muß ich ihn freilich fallen lassen, und dann war es um so besser, daß ich schon jetzt dafür Sorge getragen, den jungen Mann zu verhindern, mir eines Tages unbequem werden zu können. Ich bin ihm gut, aber ich würde eine Thörin sein, wollte ich mich mit einem Liebeshandel befassen, der höchstens geeignet wäre, den kühnen Streich zu vereiteln, den ich auszuführen gedenke, sind mir Zufall und Glück nur halbwegs hold!"

Hermine, die es so vortrefflich verstanden hatte, dem arglosen Maler gegenüber die Entsagende zu spielen, lächelte noch einige Augenblicke selbstzufrieden vor sich hin und beschleunigte sodann mit ernster Miene ihre Schritte, da Eduard ihr bereits einen ziemlichen Vorsprung abgewonnen hatte.

Drittes Kapitel.

Ein fataler Zwischenfall.

Das Paar wechselte während der Rückkehr zur Mühle noch weniger Worte, als zur Zeit, da es die Felsenschlucht erstiegen hatte.

Es mochte der Hütte des Müllers etwa auf einige hundert Schritte nahe gekommen sein, als Hermine, die noch immer ihrem Gefährten dicht auf den Fersen folgte, obgleich der Pfad jetzt breiter war und sie recht gut neben Eduard hätte gehen können, sich plötzlich rasch an die Seite des schwermüthig vor sich hin Brütenden begab, stehen blieb, eine Hand auf seinen Arm legte und auch ihn so zum Stehenbleiben nöthigte.

Er sah ihr kummervoll und fragend in's Gesicht.

Ihre dunklen, schönen Augen glänzten ihn bittend und zugleich aufmunternd an.

„Sie zürnen mir?" begann sie liebevoll und einschmeichelnd.

„Nein — ich grolle nur der Vorsehung über mein und Ihr Schicksal!" entgegnete er unmuthig.

„Ach, Eduard, ich darf es mir nicht verhehlen, Sie haben Ursache, auch mir zu grollen, ich hätte keine Hoffnungen, von denen ich wissen mußte, daß sie unerfüllbar seien, in Ihnen erwecken sollen! Ich schwöre Ihnen nochmals, daß es ahnungslos geschah, daß ich das Gefährliche unserer gegenseitigen Sympathie erst erkannte, als wir Beide am Abgrunde standen — und wenn ich dann so schwach war, dem Gefühle, das mich zu Ihnen zog, mehr zu folgen, als meiner Pflicht, so beging ich allerdings ein Unrecht an Ihnen und mir, aber doch ein verzeihliches!"

„Ich zürne Ihnen ja nicht, Hermine, ich will versuchen, das herbe Geschick, das uns auferlegt ist, mit Ergebung zu tragen!"

„Nun, mein Freund, dann versuchen Sie auch, Ihren Trübsinn vor Denen zu verbergen, welche unserer Rückkunft in der Mühle harren, wenigstens vor meiner armen leidenden Mutter, die Sie hochschätzt und keine Ahnung davon hat, daß Sie sich mir mit anderem Gefühle als dem der Freundschaft näherten — es würde die Gute schmerzen, beängstigen —"

„Seien Sie versichert, ich werde nie vergessen, was ich Ihnen und mir schuldig bin!" unterbrach

sie Eduard bitter lächelnd. „Auch liegt es wohl in meinem eigenen Interesse, die Welt über meine getäuschten Hoffnungen in Unkenntniß zu lassen!"

„Und doch bin ich überzeugt," erwiderte Hermine sanft, „daß Sie Teuffert die Wahrheit nicht vorenthalten werden, daß er um das Geheimniß Ihres Herzens weiß und in diesem Augenblicke ungeduldig Ihrer Mittheilung des Resultates unserer Zusammenkunft harrt!"

„Max ist mein bester Freund!"

„Und er ist ein Ehrenmann, der Ihr Vertrauen, Ihre Freundschaft verdient. Ich fürchte, daß er mich bisher verkannte — aus gewissen Anzeichen glaube ich das schließen zu müssen — nun wohl, öffnen Sie dem Freunde Ihr Herz, ich muß es sogar wünschen, daß er meine Denkungsart erfahre — er wird sie billigen und mir seine Achtung nicht versagen. Aber um Eins muß ich Sie dringend bitten, Eduard, geben Sie selbst dem Freunde nicht das Geheimniß meiner unglücklichen Ehe preis, das ich Ihnen im vollen Vertrauen auf Ihre Verschwiegenheit enthüllte! Ich habe wohl in dieser unseligen Angelegenheit weder das Urtheil Ihres Freundes, noch das der Welt zu scheuen, doch Sie werden mit mir fühlen, daß mir daran liegen

muß, ein Geheimniß, wie dieses, in Ihrer Brust begraben zu wissen!"

„Es wird mir heilig sein. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß Max durch mich nichts über Ihr unverschuldetes Unglück und jenen Elenden erfahren soll, der möglicherweise noch lebt und dessen fragliche Existenz leider Gottes einen düstern Schatten auf Ihr Leben wirft und meine schönsten Hoffnungen vernichtet!"

Sie schritten weiter.

Hinter der letzten scharfen Biegung des Pfades wurden sie der Hütte des Müllers ansichtig.

Im gleichen Augenblicke aber auch gewahrten sie den Photographen, der hastig von der Mühle aus den Pfad erklomm.

Jetzt erblickte Max die Beiden ebenfalls, blieb stehen und gab ihnen wiederholt Zeichen, eilig herabzukommen, indem er zugleich nach der Hütte wies.

Der Frau von Orbon entging es so wenig, wie ihrem Begleiter, daß sich in dem Wesen des Photographen eine gewisse Bestürzung abspiegelte.

„Mein Gott," stammelte Hermine, „es muß sich in der Mühle irgend ein Unfall ereignet haben!"

„Jedenfalls etwas Ungewöhnliches!“ bemerkte Eduard überrascht.

„Wenn nur nicht die Mutter ihren Herzkrampf bekommen hat —“

„Wir wollen es nicht hoffen —!“

„Sie fühlte sich heute nervöser als sonst; nur mir zulieb entschloß sie sich, an dem Ausfluge theilzunehmen — Himmel, wenn ihr — beeilen wir uns, mein Freund!“

Hermine flog mehr als sie ging den steinigen Pfad hinab, der junge Maler hatte Mühe, gleichen Schritt mit ihr zu halten.

Als die Eilenden nur noch eine kurze Distanz von dem ihrer harrenden Max trennte, da erkannten sie an der bedenklichen, fast verstörten Miene desselben, daß es sich um einen sehr ernsten Vorfall handeln müsse.

„Was ist geschehen — wo ist meine Mutter?“ keuchte Frau von Ordon, noch bevor sie den Photographen erreichte.

„Beruhigen Sie sich, die Sache wird wohl nicht so erheblich sein!“ rief ihr Max beklommen zu. „Vor wenigen Minuten überkam Ihre Frau Mutter eine Anwandlung von Schwäche; sie verfiel in einen ohnmachtähnlichen Zustand — doch

jetzt scheint sie sich bereits wohler zu fühlen — aber ich hielt es für meine Pflicht, Sie dennoch —"

„Meine Ahnung!" unterbrach ihn Hermine aufschreiend, indem sie die Blumen fallen ließ und dem Freunde Eduard's entgegenstürzte. „Sie wollen mich täuschen, Teuffert, Ihre Züge verrathen mir Schlimmeres — meine Mutter —!"

„Nicht doch, gnädige Frau! Ihre Mutter erholt sich bereits — was im Moment für sie gethan werden konnte, ist von den wackeren Müllersleuten angewendet worden —"

„Man hat sie in die Hütte gebracht?"

„Ja! Und Sie dürfen überzeugt sein —"

Max hielt inne, denn er sprach nutzlos; Hermine hatte ihn bereits verlassen und sprang den mit losem Gestein bedeckten, noch immer ziemlich abschüssigen Pfad zur Mühle hinab.

Noch bevor sie flüchtigen Fußes zu dieser gelangte und in dieselbe verschwand, trat Eduard dicht an den Freund heran. „Du hast ihr nicht die volle Wahrheit gesagt, Max!" begann er so leise, als hätte er befürchten müssen, von Hermine gehört zu werden.

„So ist es!" murmelte der Befragte, die Stirn

runzelnd. „Wenn der Anfall von vorhin sich wiederholt, so bringen wir die Frau als Leiche nach Traunkirchen zurück!“

„Du erschreckst mich!“

„Ich muß Dir gestehen, mein Freund, daß ich wollte, ich wäre mit meinen Apparaten heimgefahren, statt Euch hieher zu begleiten. In meinem ganzen Leben bringt mich kein Mensch wieder dazu, eine Dame, die an Nervenzufällen leidet, allein in's Gebirge zu begleiten! Zum Teufel, ich war in einer verwünschten Situation, und hätte ich mich nicht glücklicherweise bereits in der Nähe der Mühle befunden, ich wäre völlig rathlos gewesen. Mein Lieber, wußtest Du, daß die Mutter Deiner Angebeteten an der fürchterlichsten Krankheit leidet, die es nur geben kann, der Fallsucht? Hast Du es gewußt und mir dennoch die Alte aufgebürdet, dann —“

„An der Fallsucht?“ unterbrach ihn Eduard bestürzt. „Aber Du irrst, Herminens Mutter wird nur zeitweilig vom Herzkrampf befallen!“

„Ich bin kein Arzt,“ fuhr Max fort, „kann daher nicht genau bestimmen, wodurch sich die Symptome der einen Krankheit von denen der andern unterscheiden, doch soviel ist sicher, daß

der Zustand, in dem ich die unglückliche Frau sah, die ich lebhaft bedauere, mir derjenige einer armen Fallsüchtigen zu sein schien, deren Körper von heftigen Convulsionen gerüttelt wird. Und ist Frau Hilling diesem entsetzlichen, unheilbaren Leiden unterworfen, hat sie seit ihrer Kindheit daran gelitten, dann muß ich Dich um so mehr vor der Frau von Ordon warnen, mein Freund, denn man sagt, die Fallsucht sei erblich. Auch die Ordon sieht blaß aus, wenngleich nicht fahl, wie ihre Mutter —"

„Um Gottes willen," fiel ihm Eduard erbleichend in's Wort, „welchen schrecklichen Gedanken drängst Du mir auf! Hermine hat meine Werbung abgelehnt —"

„Wirklich?" rief Max, dessen Züge sich aufhellten und deutlich verkündeten, daß diese Nachricht eine Centnerlast von seiner Brust wälze.

„Sie gestand mir ihre Zuneigung, aber sie weigerte sich entschieden, die Meine zu werden und gab mir für diese Weigerung Gründe an, die schwerwiegend waren und mir selbst in meinem Schmerze eine Bewunderung ihres edlen, hochherzigen Charakters abnöthigten. Himmel, wenn sie mir einen Grund verschwiegen hätte, den

Hauptgrund vielleicht, wenn sie jenem Leiden, das Du genannt hast, unterworfen sein sollte, und nur eine Fabel ersonnen hätte, mir eine Verbindung mit ihr unmöglich erscheinen zu lassen?"

„Welche Fabel?"

„Aber das kann doch nicht sein! Hermine hat kein geheimes Körperleiden ängstlich vor der Welt zu verbergen, sie ist so gesund wie wir, ich habe niemals eine Nervenüberreizung an ihr bemerkt, ihre Blässe ist nicht krankhaft. Auch giebst Du Dich über den Zustand der Frau Hilling einer großen Täuschung hin. Schon der Wiener Hausarzt der armen Frau vertraute mir, daß sie an einem organischen Herzfehler leide, der Traunkirchner Doctor bestätigte mir das erst vor ein paar Tagen und fügte hinzu, sie müsse jede ungewöhnliche Erregung meiden, denn sonst werde sie unversehens einem Herzschlage erliegen. Wurde Herminens Mutter während unserer Abwesenheit durch irgend etwas erschreckt oder in Aufregung versetzt?"

„Ich wüßte nichts. Doch der Weg zur Mühle griff sie sehr an, obwohl er nur allmählich aufwärts steigt; auch schien mir die Dame sehr zerstreut. Wir mußten oft stehen bleiben, weil sie über

Athembeschwerden und Herzklopfen klagte. Wir hatten nur noch zwanzig Schritte bis zur Hütte, als Frau Hilling plötzlich bewußtlos zusammenbrach und sich im nächsten Moment zu meinen Füßen wand. Zum Glück sahen das die Mädchen des Müllers, sie sprangen sofort herbei und halfen mir, die Frau in die Hütte schaffen. Dort lag Frau Hilling — Dir habe ich nicht nöthig es zu verhehlen — wohl eine Viertelstunde lang, ohne ein Lebenszeichen von sich zu geben, was auch die ihr hülfeleistenden Mädchen beginnen mochten —"

„Wie? So lange? Und Niemand benachrichtigte uns sofort —?"

„Was hättet Ihr denn thun können? Ich muß Dir gestehen, ich hielt die arme Frau für todt und trug Scheu, der Tochter die Nachricht zu bringen. Uebrigens rathe ich Dir, daß wir mit der Kranken, die wir natürlich nach dem Kahne tragen müssen, sofort aufbrechen — hier ist ja kein Arzt zu haben!"

„Sehr wahr — beeilen wir uns!"

„Noch auf ein Wort, Eduard. Du sagtest vorhin etwas von einer Fabel, die —"

„Still, Freund! Ich that Unrecht, mich so zu äußern. Deine Behauptungen führten mich einen

Moment auf eine falsche Vermuthung. Ich habe keine Ursache, an der Aufrichtigkeit Herminens zu zweifeln — sie hat mir aus ihrem Vorleben Enthüllungen gemacht und mir einen Umstand vertraut, der sie zwingt, jeglichen Heirathsantrag abzulehnen, von welch' einer Seite er auch kommen möge!"

„Das klingt räthselhaft —"

„Ich darf Dir nicht mehr darüber sagen, Max. Nur so viel wisse, daß Hermine ohne Erröthen auf ihre Vergangenheit blicken kann, daß sie sich in herben Prüfungen einen edlen, makellosen Charakter bewahrt hat. Sie liebt mich und entsagt — sie wird mir eine aufopfernde Freundin bleiben!"

„Wie? Sollte ich diese Frau doch verkannt, sie unterschätzt haben?"

„Das hast Du, Max! Ich werde Dich, sobald sich diesen Abend Zeit und Gelegenheit dazu findet, die hochsinnige, selbstsuchtslose Denkungsart dieser edlen Frau kennen lehren und Du wirst ihr im Herzen Abbitte leisten. Jetzt dürfen wir hier keinen Augenblick länger zögern — das traurige Ereigniß, das Herminens Mutter betroffen hat, erfordert zunächst unsere Theilnahme! Gehen wir!"

Die Freunde begaben sich rasch nach der Hütte.

Im Vorflure derselben, der zugleich die Küche bildete, trat ihnen der Müller entgegen, ein behäbiger, freundlich blickender Mann.

„Gehn's nur hinein," sagte er, indem er sein Käppchen rückte und auf die Wohnstube deutete, „und sein's nit verzagt, die gnä' Frau is schon wieder beisamm', wann's auch noch ein Bisserl miserabel ausschaut! Ich und meine Weibsbilder haben freili denkt, auf ja und nein wird's gar sein, aber 's hat sich halt doch wieder g'macht und rascher als wir g'laubt haben — gehn's nur hinein!"

Eduard und dessen Begleiter kamen der Aufforderung nach und betraten die Wohnstube.

Zu ihrer Ueberraschung fanden sie die Mutter Herminens nicht schwach und regungslos auf einem Bette ausgestreckt, sondern aufrecht in einem alten Lehnstuhle. Frau Hilling sah freilich bleicher als sonst aus, aber der Anfall war in der That glücklich überstanden, und dazu hatte nicht wenig ein Mittel beigetragen, das von der Frau von Ordon vorsorglich eingesteckt worden war, bevor sie mit der Mutter die Wohnung in Traunkirchen verlassen hatte.

Als die Herren in das kleine, niedere Gemach traten, da hielt Hermine, die vor der Mutter am weitgeöffneten Fenster stand und sich besorgt zu ihr niederbeugte, noch das Krystallfläschchen mit der belebenden Essenz in der Hand und bemühte sich, der Leidenden noch einige Tropfen aufzudringen, während eine der Müllerstöchter vom plumpen Eichentische das Waschbecken und die nassen Tücher entfernte, deren man sich bei den Hülfeleistungen bedient hatte, und die andere im Winkel unter dem zweiten Fenster das Bett ordnete, auf dem die Dame während ihrer Bewußtlosigkeit gelegen.

Frau Hilling, die sich gegen das Ansinnen ihrer Tochter sträubte, fand ihr mattes Lächeln wieder, als die Herren sich ihr näherten und sich theilnehmend nach ihrem Befinden erkundigten. Mit zitternder Hand suchte sie ihre etwas derangirte Toilette zu ordnen, wobei ihr nun Hermine rasch behülflich war, und hauchte den Herren zu: „Ich bedauere aufrichtig, Ihr Vergnügen gestört, Ihnen und den guten Leuten hier Angst eingeflößt und Ungelegenheiten verursacht zu haben. Entschuldigen Sie mich —!“

„Aber, gnädige Frau —!“ bemerkte Teuffert. „wenn Sie sich nur jetzt wohler fühlen —“

„Gott sei Dank — ja! Doch bin ich untröstlich, den Herren noch weitere Unbequemlichkeiten bereiten, ihre Nachsicht und Geduld in Anspruch nehmen zu müssen — ich werde für den Augenblick kaum den Rückweg nach dem Ufer antreten können —“

„Beunruhigen Sie sich deshalb durchaus nicht, gnädige Frau,“ fuhr Max fort, „wir haben ja keine Eile —“

„Du solltest noch einige Tropfen nehmen!“ drängte Hermine.

„Nein, nein!“ antwortete die Mutter. „Was ich nöthig habe, ist — frische Luft! Es ist hier in dem Zimmer so feucht und dumpfig —“

„Mein Freund und ich werden Sie sammt dem Lehnstuhle vor das Haus tragen, in das Gärtchen!“ sagte Max, indem er dem Gefährten, der ziemlich zerstreut die kranke Frau anstarrte, einen auffordernden Blick zuwarf.

Der Photograph und Eduard schickten sich an, den Worten die That folgen zu lassen, doch Frau Hilling machte eine abwehrende, fast ängstliche Bewegung.

„Nein,“ murmelte sie hastig, „ich danke Ihnen, bemühen Sie sich nicht! Ich wünsche, daß wir so bald wie möglich nach Traunkirchen zurückkehren — die Sonne ist schon hinter den Bergen, und hier oben unter den Tannen, so nahe dem Wildbache und der Schlucht, macht die kühle Luft mich frösteln! Ich bin freilich noch zu schwach zum Gehen, doch — vielleicht möchte eins der Mädchen so gut sein, sich zum Wirthshause hinab zu begeben und den Schiffer heraufzuholen — Gstöttner wird wohl einen Burschen finden — und dann könnten sie mich zum Kahne hinabtragen —“

„Ei,“ rief die dralle, am Bette beschäftigte Blondine, indem sie sich gutmüthig umdrehte, „wozu braucht's da den Gstöttner und den Wirthsbuben, das bringt der Vater schon alleinig fertig, und er thut's gern — werd's ihm sagen!“

„Nicht doch!“ entgegnete Max und hielt das hübsche Mädchen zurück. „Wozu sind denn wir da, die wir zunächst die Pflicht haben, uns unserer Damen anzunehmen? Gnädige Frau —“ fuhr er mit einem Anflug von Humor fort, um so für die Mutter Herminens das Peinliche der Situation hinwegzuscherzen, — „Eduard und ich würden es Ihnen nie vergeben, wollten Sie uns

hindern, unserer Ritterpflicht nachzukommen! Und so meine ich denn, wir brechen sofort auf!"

Frau Hilling protestirte vergebens, der kräftige Max hob sie federleicht vom Lehnsessel auf. Dann reichten die Herren einander die Hand und bildeten so einen Sitz für die schwache Frau, die ihre Arme den beiden jungen Leuten um den Nacken schlang. Hermine hüllte ihre Mutter in einen der mitgebrachten Plaids ein.

Man schied unter Danksagungen von den wackeren Bewohnern der Mühle.

Eduard und Max trugen ihre leichte Bürde ohne sonderliche Anstrengung zum Ufer hinab; Frau von Ordon eilte ihnen voran und holte den Schiffer, der inzwischen im Wirthshause tapfer gezecht hatte. Gstöttner mußte von dort einige Kissen borgen, man machte daraus im Kahne eine Art Ruhebett und legte die noch immer erschöpfte Frau darauf.

Die Abenddämmerung trat bereits ein, als die Zille endlich vom Ufer abstieß.

Es war eine traurige Fahrt; auf den Gemüthern Aller lastete Verstimmung, sogar der alte Gstöttner, der sich sonst nach einem herzhaften Trunke aufgeräumt und redselig zeigte,

war mürrisch und schweigsam, denn er hatte in der Schenke einen Streit gehabt. Frau Hilling lag mit geschlossenen Augen da, das Haupt an die Tochter gelehnt, die nachdenklich und trübe über die Fluth hinstarrte. Max fühlte sich jedenfalls höchst unbehaglich, er richtete von Zeit zu Zeit verstohlen einen Blick auf die wachsgelben Züge der Leidenden und fürchtete ohne Zweifel die Scene, welche er unfreiwillig mit ihr durchlebt hatte, werde sich neuerdings im Boote wiederholen. Des jungen Malers Sinn aber war vollends durch das Fehlschlagen seiner Hoffnungen verdüstert.

Die ihre Schatten mehr und mehr ausbreitende Abenddämmerung brachte die Natur rings in Einklang zu der Stimmung der Menschen im Kahne, die nur dann und wann ein leise geflüstertes Wort austauschten. Die flimmernden Sterne am verblaßten Abendhimmel genügten nicht, die einbrechende Nacht abzudämpfen, der Mond war noch nicht heraus, der sonst so lieblich bläulichgrüne See, über dem jetzt in der Ferne ein dünner Nebelschleier sichtbar ward, nahm ein schwärzliches, fast unheimliches Colorit an, aus den finsteren, waldbewachsenen Schluchten und vom Fuße der

Berge stieg das nächtliche Düster zu diesen hinan; sie schienen trotzig und drohend näher zu rücken.

Kein Fahrzeug mit fröhlichen Menschen zeigte sich weit und breit auf dem finsteren See, kein Laut, der von frisch pulsirendem Leben am Gestade Kunde gebracht hätte, zitterte über die fast regungslose Fluth daher, nichts störte die gespenstige Einförmigkeit des melancholischen Nachtbildes.

Doch jetzt blitzten zur Linken am Ufer, wo Langbath lag, kleine röthliche Lichter anheimelnd auf; vom Kahne aus gesehen, glichen sie auf die düstere Fluth gesunkenen Sternen. Und nun funkelten aus westlicher Richtung eben solche Lichter durch die Nacht daher, die Nähe des gastlichen Traunkirchen verkündend, und es begannen sich dort die weißen Mauern der Kirche, die Umrisse der zierlichen Villen und bescheidenen Hütten von der Dunkelheit abzuheben.

Die Mutter Herminens schlug die Augen auf, sie richtete sich von ihrem improvisirten Lager empor und blickte nach dem Ufer, dem das Boot zusteuerte.

Durch dieses Lebenszeichen, das Frau Hilling gab, ward das lange Schweigen unterbrochen.

„Gott sei Dank,“ ließ sich der nun froh auf=

athmende Max laut vernehmen, „wir werden jetzt bald das Ziel erreicht haben!"

„Ich möchte das fast bedauern!" entgegnete Frau Hilling, die sitzend das Haupt stützte, mit einer Stimme, die bei Weitem weniger matt und klanglos war als zuvor, da man die Ausfahrt begonnen hatte.

„Ah, Sie fühlen sich also wohler?" bemerkte der Photograph.

„Die Ruhe und die weiche, erfrischende Luft haben mir außerordentlich gut gethan, und mich überraschend gestärkt — ich fühle mich wie neugeboren! Seit Beginn meines Verweilens in dieser Gegend habe ich noch nie so leicht und frei geathmet, wie in diesem Augenblicke!"

Auf den abgelebten Zügen der Frau lag etwas wie der Ausdruck des Entzückens, das sie augenblicklich empfand.

„Vortrefflich!" rief Max vergnügt, denn nächst der Langweile fürchtete er mit „nervösen Zuständen" behaftete Damen am meisten. „So wird es wenigstens auch von dem heutigen Ausfluge heißen: Ende gut, Alles gut!"

„Und dafür muß vor Allem ich dem Himmel danken," ergänzte Hermine lebhaft, „ich, die ich

allein die Schuld trage, daß meine arme, geliebte Mutter sich heute, wo sie sich schwach fühlte, einer übergroßen Anstrengung aussetzte!"

Hermine bog sich zu ihrer Mutter, und hauchte voll Zärtlichkeit einen Kuß auf ihre Stirn.

„Ich habe ihr doch sehr Unrecht gethan," dachte Max, „denn sie ist nicht allein verständig, da sie Eduard's Leidenschaft bekämpft und sie auf das rechte Maß zurückzuführen sich bestrebt, sie zeigt auch ein liebevolles, hingebendes Gemüth!"

Der Kahn stieß in der Bucht Traunkirchens an's Land.

Die beiden Herren schickten sich sofort an, Frau Hilling in der früheren Weise nach ihrer Wohnung zu tragen, die Dame aber lehnte dies verbindlich dankend ab.

„Welches Aufsehen würde es erregen," sagte sie lächelnd, „wollten Sie mich durch den belebten Ort wie eine Sterbende schleppen! Ich fühle mich überdies stark genug, auf meine Tochter gestützt, nach Hause gehen zu können!"

Frau Hilling bewerkstelligte dies denn auch anscheinend ohne Schwierigkeit, wenn auch langsam.

Die Freunde gaben selbstverständlich den Damen das Geleite. Diesen erlaubten ihre beschränkten

Mittel nicht, in einer jener eleganten Villen Traunkirchens zu wohnen, deren Eigenthümer, falls sie überhaupt sich herbeilassen, Parteien aufzunehmen, die Preise ihrer Wohnungen bis zu einer fabelhaften Höhe gesteigert haben, seit das Judenthum während der Sommermonate mit seinen Vertretern und namentlich Vertreterinnen nebst Anhang nicht nur die zunächst Wien gelegenen Ortschaften oder Baden und Vöslau überschwemmt, sondern auch das herrliche Salzkammergut. Frau von Ordon und ihre Mutter hatten sich daher mit einem anspruchslos eingerichteten Zimmer eines bescheidenen Häuschens begnügen müssen, das am südlichen Ende des Ortes lag.

Obgleich es noch nicht spät war und die Damen, der Höflichkeit halber, die Begleiter aufforderten, ihnen in das Häuschen zu folgen, hielten es doch die Herren der jedenfalls Ruhe bedürftigen Frau Hilling wegen für angemessen, sich an der Thür zu verabschieden. Sie empfahlen sich also mit der Versicherung, sich am folgenden Tage nach dem Befinden der Damen erkundigen zu wollen.

Viertes Kapitel.
Einander würdig.

Eduard hatte, wie schon früher erwähnt, sein Asyl so ziemlich in der Nähe desjenigen der Frau von Ordon aufgeschlagen, denn er wohnte nur einige hundert Schritte weiter, hart am Gestade des Sees, in der armseligen Hütte Gstöttner's.

Aber unser Maler dachte nicht daran, jetzt schon heimzukehren, es drängte ihn, sein volles Herz dem Freunde zu erschließen, so weit es ihm das Versprechen gestattete, welches er Herminen gegeben. Er entschloß sich daher, Max durch den Ort zu begleiten, und weiter, bis zu dem Wirthshause am Stein, dem Absteigequartier des Photographen.

Als sie den Weg dorthin antraten, tauchte gerade der Mond über den östlichen Bergen auf und überschüttete den See und dessen reizende Ufergelände mit seinem magischen Silberlichte.

Wir aber können den Freunden nicht folgen, sondern müssen uns zu Mutter und Tochter wenden.

Das Häuschen hatte einen kleinen, schmalen Flur oder Durchgang; zur Rechten desselben befand sich das Zimmer, welches von den Damen auf

einen Monat gemiethet worden war, zur Linken die nur von der Hauseigenthümerin benutzte Küche. Das niedrige alte und baufällige Gebäude hatte nur noch einen Boden und sonst weiter kein Gelaß; wer zu der Bäuerin wollte, der das kleine Anwesen gehörte, der mußte durch den Flur in den Hof gehen, wo die Frau mit ihrem Sohne den Sommer über, der ihr doch stets die eine oder andere Miethpartei brachte, in einem winzigen Anbau neben dem Schuppen hauste.

So hatten denn eigentlich die Damen in dem Häuschen ihr Reich für sich, befanden sich dort völlig ungestört und mutterseelenallein, wenn die alte Vroni oder ihr Sohn nichts in der Küche zu thun hatten. Frau Hilling hätte kein ruhigeres Plätzchen finden können; sie war froh darüber, und ihre Tochter fand es besonders angenehm, daß sie in diesem Daheim doch reden konnte, was ihr beliebte, ohne befürchten zu müssen, von neugierigen Hausgenossen belauscht zu werden. War das übrigens geräumige Zimmer auch dürftig ausgestattet, hatte es auch nur bäuerisch plumpe, wurmstichige, alte Möbel, ärmliche Vorhänge, ziemlich schlechte Betten und weißgetünchte Wände, so boten seine Fenster doch eine anmuthige Aussicht

auf den See und gingen auf ein freilich verwahrlostes Gärtchen hinaus, dessen Bäume aber Schatten gewährten und das Gemach vor der ärgsten Sonnengluth schützten.

Als die Damen in das Haus gingen, da stand die alte Vroni im schmalen Flur und nickte ihnen freundlich zu, die brennende Unschlittkerze in der Hand.

Frau Hilling nickte zum Gegengruß und wandte sich nach der Thür des Zimmers.

Hermine aber trat rasch und in sichtlicher Spannung an die weißhaarige, runzelige Alte heran.

„Ist kein Brief für mich angekommen?“ fragte sie hastig.

Die greise Vroni schüttelte den Kopf.

„Nein, gnä' Frau!“ antwortete sie. „Ich bin bis auf d' Nacht nit vom Haus' fortgewesen, und da hätt' ich's ja sehen müssen, wenn der Briefträger kommen wär' und ein Geschreibsel auf Ihr Zimmer tragen hätt'. Aber er kann ja noch kommen, 's hat ja noch nit Neune geschlagen!“

Hermine kniff die schmalen Lippen zusammen und starrte enttäuscht und unmuthig vor sich hin.

Aber sie verharrte so nur einen Augenblick — dann lächelte sie.

„Es wird für heute wohl wieder nichts sein!“ sagte sie gleichgültig und setzte freundlich hinzu: „Und Sie wollen sich schon schlafen legen, liebe Frau?“

„Freilich!“ schmunzelte die Alte. „In der Kuchel bin ich fertig und wegen dem Bisserl Stricken lohnt sich's nit der Müh', die Kerzen zu verbrennen. Mein Ferdl schnarcht schon im Hinterstübl. Was soll ich da alleinig sitzen und die Fliegen an der Wand zählen oder im Gebetbüchel lesen, bis mir die Augen übergehen? Das is für den Winter gut, wo's die langen Abende giebt!“

„Wahrhaftig,“ lachte Hermine, „Ihr Landleute geht mit den Hühnern zu Bett und verschlaft die schönste Zeit. Wenn Ihr auch keinen Sinn für eine zauberische Mondnacht habt, so müßtet Ihr doch Verlangen darnach tragen, sollt' ich meinen, Euch nach der Tageshitze an der erfrischenden Abendkühle zu ergötzen!“

Die Greisin neigte das silberhaarige Haupt.

„Bei uns giebt's das nit, gnä' Frau,“ sagte sie, „bei uns heißt's arbeiten, sich ehrlich durchzubringen, beim Tagwerk sein, bevor noch die

Sonn' auf'gangen ist. Und wann man sich den ganzen Tag bis auf d' Nacht plagt hat, ist Einem doch 's Bett das Liebste. Müßten die nobligen Stadtleut' da heraußen arbeiten, wie unsereins, und möchten sie ein Bisserl zeitiger aus den Federn kriechen, als sie's gewohnt sein, da würden's schon begreifen, daß die schönste Nacht nit so schön ist als so ein Morgen, wenn der Himmel blau ist und die Sonn' scheint, und die Luft Einem so frisch bis in's Herz geht, und die Vögel singen, und's Einem im Wald so heimlich und feierlich zu Muth wird, wie in der Kirchen. Ich hab' freili nit viel mehr davon, weil ich alt und schwach bin, und kaum noch vor die Thür oder über mein Garterl hinauskomm — und 's Schlafen ist auch nit so recht mein Sach' mehr —"

„Ihr müßt aber dennoch zeitig in Euer Nest," lächelte Hermine — „aus alter Gewohnheit, wie?"

„Nit nur wegen dem, gnä' Frau! Auf d' Nacht in mein Kammerl, ist ja mein' schönste Zeit. Da lieg' ich still und denk', und da geht Alles an mir vorbei, mein Kinderzeit, und wie ich dann auf der Alm als sauberes Dirndl war, lustig aber rechtschaffen, und wie mich dann mein

Seliger heimgeführt hat, und der Ehestand in Leid und Freud, und was ich geschaffen und gewollt hab' mein Lebelang, ehrlich und aufrichtig, — aber freili nit ohne Fehl, denn kein' vollkommene Menschen giebt's ja nit auf derer Welt — und daß ich doch ruhig und getrost mein letzt' Stündlein erwarten darf. Schaun's, gnä' Frau, das Alles denk' ich und sonst noch Allerlei durcheinand, wie's grad' kommt, daß mein Ferdl brav ist, wie der Vater war, und daß hier und droben beim Herrgott mein' Sach' nit schlecht bestellt ist — und glauben's mir, gnä' Frau, wer ein gut's Gewissen hat, dem werden die schlaflosen Nächt' nit lang oder gar schrecklich!"

Ueber Frau von Ordon's feine Züge zuckte es wie ein Schatten hin. Unwillkürlich senkte sie den Blick vor den treuherzigen grauen Augen der ehrlichen Alten.

Sie murmelte einige zustimmende, halbverständliche Worte und sagte dann lauter und beinahe hart: „Gute Nacht!" indem sie sich nach dem Zimmer wandte, in das ihre Mutter längst eingetreten war und dessen Thür Frau Hilling offen gelassen hatte.

„Mein Gott und Herr," rief die Greisin plötz=

lich, „da hab' ich mich verplaudert und nit darauf denkt, der Gnädigen die Kerzen anzuzünden!"

Und sie trippelte geschäftig der jungen Frau nach.

Hermine wandte sich an der Schwelle um.

„Meine Mutter hat das bereits gethan, wie Sie sehen!" antwortete sie trocken. „Gute Nacht, liebe Frau!"

Sie trat in das Zimmer.

Die alte Vroni folgte bis zur Schwelle und knixte dort.

„Bitt' um Vergebung — wünsch' eine ruhsame Nacht!" sagte sie und schloß diensteifrig die Thür hinter der jungen Frau.

Dann versperrte sie die Hausthür und schlurfte über den Flur nach dem Hofe, zu ihrer und des Sohnes Kammer im kleinen Anbau.

Die Damen im Zimmer wechselten anfänglich kein Wort miteinander.

Frau Hilling saß auf dem kleinen altmodischen Sopha, fest in ihren Plaid gewickelt, regungslos. Die Kerze brannte vor ihr auf dem Tische.

Hermine schritt sofort nach dem Eintreten ihrem Bette zu, und legte dort Hut, Shawl und Sonnenschirm ab.

Dann trat sie mit unzufriedener Miene an den Tisch und blickte die Mutter ungeduldig an, die jede Bewegung der Tochter beobachtete, ohne sich zu rühren.

„Noch immer kein Brief!" begann Hermine endlich mißmuthig. „Ich habe eine Ahnung, daß er überhaupt ausbleiben werde!"

„Weshalb?" bemerkte Frau Hilling gedehnt.

„Ich begreife nicht, wie Du noch fragen kannst!" warf ihre Tochter mit einem Anflug von Gereiztheit hin. „Sahst Du nicht selbst die gräfliche Familie sich nach ihrem Sommeraufenthalte begeben, nach Ischl? Die Gräfin aber sagte mir doch zu, daß sie vor ihrer Abreise von Wien einen Entschluß fassen und mir diesen brieflich werde zukommen lassen. Hätte sie Wort gehalten, dann wäre ein Brief von ihr wahrscheinlich hier noch früher eingetroffen, als —" (und Hermine legte einen schneidenden Hohn in ihre Worte) — „wir heute das große Glück hatten, den Herrschaften unvermuthet auf dem See zu begegnen!"

„Es ist ja möglich, daß sich die Gräfin erst unmittelbar vor ihrem Verlassen der Residenz Deiner erinnerte und Dir schrieb, und daß unsere Zimmerfrau in Wien, deren Adresse Du der Gräfin

gabst, den Brief nicht sofort zur Post beförderte —"
meinte Frau Hilling.

„Die Strieb ist eine gewissenhafte Frau," unterbrach sie Hermine, „ich bin überzeugt, „daß ihr keine Schuld beizumessen ist. Nein, wenn unser Plan scheitern sollte," fügte sie hart und lieblos hinzu, „so habe ich das Dir zu verdanken. Wäre ich nicht genöthigt worden, Dich hierher zu begleiten, weil Dein Arzt Dir diesen Aufenthalt angerathen und Du nicht schleunig genug hierher kommen konntest, hättest Du nicht immer versichert, daß sich ja auch hier ein Bescheid abwarten lasse, ich wäre geblieben, wo ich war, und würde mich der Gräfin, auf die ich einen guten Eindruck zu machen verstanden, persönlich in Erinnerung gebracht haben!"

„Du kannst ja jetzt nach Ischl fahren und Deine Sache betreiben!"

„Wo denkst Du hin! Würde das nicht der Fabel widersprechen, welche ich der Gräfin aufgebunden? Wie leicht könnte sie entdecken, daß ich mit Dir hier bin, daß Du meine Mutter bist! Wir dürfen uns glücklich preisen, heute mit genauer Noth einer solchen Gefahr entronnen zu sein. Und das hätte nicht stattfinden können,

wenn — wahrhaftig, Mutter, Du wirst bisweilen sehr zur Unzeit krank!"

Frau Hilling, die sich im Sopha zurückgelehnt hatte, setzte sich kerzengerade auf und schleuderte ihrer Tochter aus ihren dunklen Augen einen zornigen Blick zu, indem zugleich die schlaffen Züge eine aufkeimende Gereiztheit offenbarten. Wäre ein Zeuge zur Hand gewesen, er würde sofort die Entdeckung gemacht haben, daß Alles, was Mutter und Tochter von liebevoller Zärtlichkeit für einander vor der Welt zeigten, nichts als eitel Komödie sei.

„Du machst mir mein Leiden, meine Hinfälligkeit zum Vorwurfe?" ließ sich Frau Hilling scharf vernehmen. „Weiß Gott, Du setzest Deiner Herzlosigkeit dadurch die Krone auf! War meine Entfernung aus der geräuschvollen, dunstigen, staubreichen, für mich von einer Giftatmosphäre erfüllten Residenz nicht dringend geboten? Und hat es vielleicht Mühe gekostet, Dich zu bewegen, nicht von meiner Seite zu weichen? Du lügst, wenn Du behauptest, daß ich Dich dazu beschwatzte. Da Du Dir in Deinen Aeußerungen keinen Zwang auferlegst, so will auch ich es nicht thun. Sieh', ich weiß recht gut, daß Du meinem Wunsche kein

Gehör gegeben hättest und in Wien geblieben wärest, Dein Vorhaben zu betreiben, von dessen Erfolg allerdings nicht nur Dein, sondern auch mein künftiges Loos abhängt — ich weiß, Du hättest mich nicht nur damals, sondern schon lange früher meinem Schicksale überlassen, Dich von mir getrennt, würde das Deine Habsucht nur gestattet haben —"

„Mutter —!" fuhr Hermine auf.

„Laß mich ausreden!" herrschte sie Frau Hilling mit erhobener Stimme an. „Du rechnest auf meinen baldigen Tod, Du sagtest Dir: ich darf mich von der Mutter, deren Körperzustand derart ist, daß plötzlich unversehens ihr Leben auslöschen kann, jetzt nicht losmachen, denn sie hat doch wohl mehr Geld, als sie zu besitzen vorgiebt, und dieses Geld, das sie bei sich bewahrt, könnte etwa von fremden Leuten unterschlagen werden!"

Während Frau Hilling erregt sprach, nahmen Herminens Züge einen verächtlichen Ausdruck an.

Dann antwortete sie leise und höhnisch: „Eine solche Voraussetzung macht Dir wirklich Ehre, Mutter, sie zeigt mir, welche Gesinnung Du hegst — man pflegt von sich auf Andere zu schließen. Aber was Du behauptest, ist geradezu lächerlich, ist eine

Ausgeburt Deiner krankhaften Stimmung, die mir — ich gestehe es offen — nachgerade fast unerträglich wird. Wenn ich nur an Deiner Seite geblieben wäre, wenn mir nur darum zu thun sein würde, die paar hundert Gulden zu sichern, welche Du etwa noch Dein nennen magst, so hätte ich mich gewiß nicht bemüht, in das Haus unserer Todfeinde aufgenommen zu werden, wohin ich Dich doch nicht mitnehmen könnte —"

„Ah," fiel ihr die Mutter spöttisch in's Wort, „man giebt freilich einen kleineren Vortheil auf, sobald ein größerer, ein vielleicht unermeßlicher sich darbietet, aber so lange man auf diesen keine sichere Aussicht hat, läßt man jenen nicht fahren. Du siehst, Dein Einwurf beweist nichts! Aber lassen wir das, ich fühle mich nicht derart, daß ich wünschen kann, solche Erörterungen fortzusetzen — doch wisse, ich bin nicht so krank, als Du glauben magst, ich werde leben," — fügte sie mit halbverbissenem Grimme hinzu — „noch lange leben, Jenen zum Trotz, denen ich lästig bin!"

Frau Hilling sank nach diesen heftig hervorgestoßenen Worten erschöpft auf die Sophalehne zurück.

Hermine ließ den Blick kalt über die gebrech-

liche Gestalt der Mutter hinschweifen und sagte dann trocken: „Ich muß Dich bitten, nicht so laut zu reden. Unsere Hausleute hören uns freilich nicht, denn sie haben sich zur Ruhe begeben, aber die Fenster stehen offen und das Vorgärtchen ist nicht so groß und nicht so weit vom Wege entfernt, daß ein Vorübergehender Dich nicht hören könnte. Hast Du mir noch etwas zu sagen, so warte wenigstens damit, bis ich die Fenster geschlossen habe!“

„Das hättest Du längst gethan, wenn Du in Wahrheit besorgt um mich wärest!“ grollte Frau Hilling. „Du solltest doch wissen, daß mir die Nachtluft schadet — ah — mich friert!“

Hermine antwortete nicht; sie glitt, lautlos wie ein Schatten, zu dem nächsten Fenster, blieb dort einen Augenblick horchend und in den nur schwach vom Mond beglänzten Garten hinausspähend stehen, schloß es sodann und zog den Vorhang zu.

Während sie auch das zweite Fenster schloß und verhängte, fuhr Frau Hilling halblaut fort: „Solchen Dank erntet man, wenn man sich für sein Kind opfert! Die moderne Jugend kennt nichts als Selbstsucht!“

Hermine vernahm jedes der Worte, welche die Mutter vor sich hinmurmelte, aber sie blieb still, so lange sie noch am Fenster beschäftigt war.

Doch als sie nun an den Tisch zurückkehrte, da verrieth ihr finsteres Antlitz, daß sie nicht gesonnen sei, der Mutter eine Antwort schuldig zu bleiben.

„So, so!“ begann sie denn auch alsbald mit einiger Ruhe. „Ich möchte Dich denn doch ersuchen, mir zu sagen, wann Du Dich jemals für mich geopfert? Und wenn ich selbstsüchtig bin, wem verdanke ich es denn?“

„Doch nicht mir?“ fuhr Frau Hilling auf, deren gelbliche Wangen sich leise zu röthen begannen.

„Wem sonst?“

„Du bist eine Elende!“

„Mäßige Dich und mache es mir nicht allzu schwer, nicht zu vergessen, daß Du denn doch — meine Mutter bist!“

„Setze hinzu: Deine unglückliche Mutter, die für das, was sie an Dir gethan, nur Undank empfängt!“

Hermine lachte bitter.

„Ich wüßte nicht,“ sagte sie dann ernst und

kalt wie zuvor, „wofür ich Dir Dank schuldig sein sollte?! Rechnen wir doch einmal miteinander ab, Mutter, aber völlig leidenschaftslos, wenn ich bitten darf, ohne Streit und Toben, wie es sich für Leute geziemt, die auf Bildung Anspruch machen. Du hast mir allerdings das Leben gegeben, aber Du gabst mir auch den Fluch der unehelichen Geburt mit, denn Du bist nicht berechtigt, Dich eine „Frau" zu nennen —"

„Hermine!"

„Gehen wir über diesen letzteren Umstand hinweg, Mutter, ich mache Dir keinen Vorwurf daraus. Auch fühle ich mich nicht berufen, zu untersuchen, ob Du ahnungslos ein Opfer des jüngeren Grafen Starnheim wurdest, der Dir die Ehe versprach und dann, durch seinen Bruder überredet und gedrängt, Dir nicht Wort hielt, oder ob Du, als Du Dich dem Grafen ergabst, nach einem wohldurchdachten Plane handeltest, der — leider mißlang —"

Frau von Ordon ward durch ihre Mutter unterbrochen, die sich plötzlich zornglühend und so hastig vom Sopha erhob, daß sie an den Tisch, der sie von der Tochter trennte, heftig anstieß und fast die Kerze umstürzte.

„Genug der Unverschämtheit!“ keuchte sie. „Schweige oder —“

„Nein, Mutter!“ rief Hermine mit unerschütterlicher Kaltblütigkeit und Energie. „Du mußt mich zu Ende hören, denn jede Unklarheit zwischen uns ist vom Uebel!“

Die Züge Herminens und ihr düsterer Blick hatten jetzt einen geradezu dämonischen Ausdruck. Unter dem Einflusse der Macht dieses Ausdruckes erbebte die Mutter.

Sie sank wie willenlos auf das Sopha zurück und bewegte, ein paar unverständliche Worte murmelnd, kaum merklich die Lippen, beinahe scheu die Tochter anstarrend.

„Wie gesagt,“ nahm diese wieder das Wort, „ich will nicht näher darauf eingehen, ob mein Vater ein leichtsinniger Verführer war oder meine Mutter sich ihm aus spekulativen Gründen willfährig zeigte — ich will Dir nur den Beweis liefern, daß die Selbstsuchtslosigkeit, die Du an mir vermissest, keineswegs Deine Sache war, wenigstens von jener Zeit an nicht, da Du die Gewißheit hattest, daß der Graf, durch seinen Bruder und dessen Frau beherrscht, die den jetzt wohl völlig Schwachsinnigen zu ihrem Vortheile unter

ihrer Botmäßigkeit halten, Dich nicht heirathen werde. Handeltest Du damals, wie eine Unglückliche handeln würde, die uneigennützig geliebt hat und lieber sammt ihrem Kinde zu Grunde geht, als daß sie aus ihrem Fehltritte Kapital schlägt? Nein, Du stelltest — ich weiß es ja aus Deinem eigenen Munde — eine hohe Geldforderung, die man Dir gegen einen Revers gewährte, in dem Du aller Ansprüche an meinen Vater entsagtest. Und als nach einigen Jahren die Summe verausgabt war, da meldetest Du Dich ohne Scheu wieder, drohtest mit öffentlichem Skandal, mit Selbstmord und — ließest Dich von Neuem abfinden. Das wiederholte sich von Zeit zu Zeit, bis endlich der schwache Graf, durch Bruder und Schwägerin dazu angeleitet, die Behörde gegen Dich in Schutz rief und Dir nur die Wahl blieb, in's Gefängniß oder mit einer letzten Abfindungssumme in's Ausland zu wandern. Du wähltest selbstverständlich den letzteren Ausweg. Ei, Mutter, Du hättest mir alle diese Dinge verschweigen müssen, wenn Du nicht wolltest, daß ich im Eigennutz Deine gelehrige Schülerin werde!"

Herminens Mutter schien sich furchtbar Gewalt anzuthun, nicht in hellen Zorn auszubrechen.

Ihre hageren, fahlen Gesichtsmuskeln zuckten krampfhaft, ihre Augen funkelten unheimlich.

„Undankbare!“ preßte sie mühsam hervor. „Für wen trotzte ich der Schande, griff ich zu Allem, mir Geld von Deinem Vater zu verschaffen, ja, zu Erpressungen? Für wen?“

„Für mich etwa?“ spottete Hermine. „Das ist kostbar! Mich wundert nur, wie Du Dich immer wieder hinter denselben Vorwand verschanzen magst, über den wir schon so oft ziemlich hart aneinander geriethen! Setztest Du nicht die Tausende, welche durch Deine Hände gingen, an ein glänzendes Leben, Dir im Auslande den Anschein einer reichen Dame zu geben? Vergeudetest Du sie nicht in hohem Spiel?“

„Wenn ich das that, für wen geschah es? Hoffte ich nicht, durch vornehme Verbindungen Dir eine glänzende Zukunft zu eröffnen? Ich spielte, weil es mein heißester Wunsch war, Dich mit Reichthümern zu umgeben, durch die Du zu jenem Range emporsteigen konntest, den Dein Vater Dir verweigerte. Du solltest vornehm, womöglich Gräfin werden, ohne dazu Deines Vaters bedurft zu haben — das sollte mein Triumph sein —“

„Pure Ausreden, Mutter! Und sag' mir doch, wozu hast Du mich denn gemacht?" unterbrach sie Frau von Ordon schneidend.

„Ich hatte kein Glück," murmelte die Mutter grollend, „doch hegte ich die beste Absicht. Ich sehe mit Schmerz ein, daß ich mich in den Mitteln vergriff — wer wäre von Irrthümern frei? — aber kann mich der Vorwurf treffen, daß ich nicht Alles für Dich that, was nur eine liebende Mutter zu thun vermag?"

„Ah, da sind wir bei einem Punkte angelangt, der noch einer kleinen Erläuterung bedarf!" erwiderte Hermine mit unerbittlichem Hohn. „Gut, ich will zugeben, daß Du mir eine — was man für gewöhnlich so nennt — Erziehung geben ließest, daß Du mich ferner mit eleganten Toiletten versorgtest, aus mir so etwas wie eine Modedame machtest, sehr eifrig bemüht warst, mich geschickt und lebenspraktisch für jene Gesellschaft zu machen, in die Du mich einführtest. Aber welches Motiv leitete Dich dabei, wenn ich fragen darf? Ich will es Dir sagen — Dein Geld ging auf die Neige, Du sahst die Zeit gekommen, für die Du mich erzogen, Du machtest Dich ohne Bedenken daran, auf die Eigenschaften Deiner Tochter zu speculiren,

Du brachtest — Alles in mütterlicher Liebe, nicht wahr? — es glücklich dahin, daß ich eine kaltherzige Egoistin ward, wie Du es warst. Und als dann Ordon kam und wir glaubten, er sei reich und ein vornehmer Cavalier, wer führte ihn über unsere Vermögensverhältnisse hinter's Licht und trieb mich aus reinem Eigennutz an, ihn zu heirathen? Du, Mutter! Und als dann ich und Ordon nach der Hochzeit zur Erkenntniß gelangten, daß wir einander überlistet hatten, wer gab uns den Rath, uns in das zu fügen, was nun einmal geschehen sei, und gemeinschaftlich die vornehme Gesellschaft auszubeuten? Wiederum Du! So ward ich unter der Anleitung meines Gatten eine — wie die Welt zu sagen beliebt — gefährliche Abenteurerin, Du aber zogst auch Vortheil daraus, wenigstens so lange, bis man Ordon und mir in London das Handwerk legte. Daß ich dann bis kaum vor Jahresfrist dort im Kerker schmachten mußte, wer ist davon im Grunde die eigentliche Ursache? Meine Mutter, die mich zum Opfer ihrer Speculationen machte! Ich weiß, daß ich schlecht bin — und ich will es sein, denn was hätte ich jetzt von der Rechtschaffenheit, nach einem solchen Vorleben und einer Welt gegenüber, die mich aus=

stoßen würde, zeigte ich ihr ein reuiges Antlitz? — ja, ich bin schlecht, aber Du, Mutter, bist es noch mehr! Was faselst Du also von kindlicher Dankbarkeit, da Du doch wissen mußt, daß nichts Dich berechtigt, sie von mir zu fordern?"

„Und doch warst Du froh, als wir einander vor zehn Monaten wiedersahen und ich Dich, hülflos und elend, bei mir aufnahm!" knirschte die Mutter in giftiger Wuth.

„Das ist wahr!" versetzte Hermine gelassen. „Aber der Grund davon hatte nichts mit einer zwischen uns überflüssigen Empfindelei zu thun. Als ich frei ward, da erfuhr ich, daß Ordon längst aus seinem Kerker entsprungen und verschollen sei. Da begab ich mich denn nach Oesterreich, wo man nichts von meinem Vorleben wußte, und suchte Dich auf, denn ich sagte mir, Du werdest mich brauchen und ich Dich! Ich täuschte mich nicht, ich kam Dir erwünscht, auf die Tochter ließ sich eine neue Speculation bauen. Und so ersannen wir einen Plan, der geeignet sein konnte, mich in die unmittelbarste Nähe meines Vaters zu bringen, so kamen wir überein, daß die bescheidene Frau Ordon, deren Abkunft der gräflichen Familie unbekannt ist, sich bei die-

ser unter einer harmlosen Maske einschleiche, das Vertrauen des willenlosen Vaters gewinne, ihn seiner arglistigen Umgebung entfremde, ihm das Geheimniß ihrer Geburt enthülle, ihn entführe und bestimme, die Tochter anzuerkennen und ihr sein kolossales Vermögen zuzuwenden, von dem jetzt seine Blutsverwandten zehren und das ihnen vielleicht schon ein Testament zuspricht, welches sich ja annulliren läßt, wenn der Plan gelingt. Gut, Mutter, wir traten also, Du und ich, in eine geschäftliche Verbindung mit einander, wir setzten sogar beiläufig die Summe fest, die ich Dir jährlich zu zahlen haben würde, sollte mein Unternehmen erfolgreich sein; ich muß Dich daher dringend ersuchen, mir gegenüber nur den geschäftlichen Standpunkt einzunehmen, mich mit Allem zu verschonen, was wie mütterliche Autorität aussieht, mit Ansprüchen und Phrasen, die ich nicht gelten lasse. Ereifere Dich nicht," — fügte sie trocken und mit einer abwehrenden Handbewegung hinzu, als Frau Hilling, leichenblaß und zitternd, sie leidenschaftlich unterbrechen wollte, — „ich werde trotz Allem meinen geschäftlichen Verpflichtungen gegen Dich nachkommen, denn das liegt in meinem eigenen Interesse. Und kann ich nicht auf dem von Dir

vorgeschlagenen Wege zu meinem Vater gelangen, mich seiner versichern, so wird das auf einem anderen geschehen, sei dessen gewiß! Vorläufig habe ich heute nach unserem Plane gehandelt, habe dem armen Neustadt, wie es zwischen uns verabredet ward, jegliche Hoffnung auf meinen Besitz genommen. Aber der gute Eduard thut mir leid — ich könnte ihn fast lieben — und darum will ich versuchen, auch sein Glück zu begründen, wenn auch in anderer Weise, als er hoffte. Gelingt es mir, bei den Starnheims festen Fuß zu fassen, dann ziehe ich Neustadt mir nach."

Die fahlen Züge der Frau Hilling nahmen den Ausdruck einer heftigen Bestürzung an.

„Wie?" stammelte sie. „Ich verstehe Dich wohl falsch! Du wolltest —?"

Hermine lächelte kalt.

„Eduard in das gräfliche Haus einschmuggeln — ja, das werde ich, Mutter!" entgegnete sie ruhig und entschieden. „Habe ich dort erst meinen Platz gefunden, dann soll es der gute Eduard auch, entweder als Lehrer der Comtesse oder in irgend sonst einer Eigenschaft."

„Unmöglich!"

„Aber begreifst Du denn nicht? So viel ich

ausgekundschaftet, hat Comtesse Leontine einen Hang zum Romantischen — und Eduard ist ein leidenschaftlicher, schöner junger Mann — wenn ich schlau und vorsichtig dieses Paar zusammenbringe, dann haben wir halbgewonnenes Spiel. Oh, es ist nicht genug, daß wir unseren Feinden das Vermögen entreißen, welches uns gebührt, wir müssen sie auch demüthigen, sie tödtlich in demjenigen treffen, was ihren Stolz ausmacht. Wie könnten wir triumphiren, wenn es sich bewerkstelligen ließe, daß dieser Graf und diese Gräfin, die meinen Vater zwangen, Dich aufzugeben, weil eine Bürgerliche ihrem hochgräflichen Stamme zur Unehre gereichte, eine Mißheirath an ihrer einzigen Tochter erlebten, eine Mißheirath oder wenigstens — unauslöschliche Schande!"

Herminens Augen funkelten wieder so dämonisch wie zuvor.

Frau Hilling blickte ihre Tochter einen Moment wie im Zweifel mit sich an, dann aber stieß sie ein heiseres, höhnisches Lachen aus.

„Du willst mich betrügen!" rief sie heftig. „Du bist in diesen Hungerleider von Maler verliebt und darum möchtest Du ihn Dir nachziehen. Ich muß dagegen Einspruch thun, nicht als Mutter,

da Du auf diese nicht mehr hörst, sondern als Theilnehmerin an dem Kampfe für unser Recht. Du darfst nicht so unvorsichtig sein, diesen Neustadt in's Schlepptau zu nehmen, er würde Dir unversehens Dein Spiel verderben!"

„Ich habe dem vorgebeugt —"

„Du wirst mit ihm vollständig brechen, sage ich Dir, oder —"

„Was oder?"

Mutter und Tochter tauschten herausfordernde Blicke mit einander aus.

„Du weißt," zischelte die Erstere nach kurzer Pause, „welche wichtige Rolle ich, unserem Plane gemäß, zu übernehmen hätte, sollte es Dir glücken, Deinen Vater zur Flucht zu bestimmen — gut, ich erkläre Dir vorweg, daß ich nichts damit zu schaffen haben will, wenn Du nicht thust, was die Klugheit gebietet, was ich von Dir verlange!"

„So führe ich meinen Vorsatz ohne Dich aus — aber dann, Mutter, bin ich Dir zu nichts verpflichtet —!"

„Du scheinst zu vergessen, Tochter, daß ein Wort von mir genügt, den Grafen Norbert, den Bruder Deines Vaters, vor Dir und Deinem Vorhaben zu warnen!"

„Zu solcher Infamie —“

Hermine kam nicht weiter, denn Frau Hilling schnellte vom Sopha auf, stieß außer sich den Tisch zur Seite und machte Miene, sich auf die Tochter zu stürzen.

Frau von Ordon trat hastig einen Schritt zurück.

Im nächsten Momente stand sie wie erstarrt und stierte voll Entsetzen die Mutter an.

Diese hatte den Plaid abgestreift und sich hoch aufgerichtet. Plötzlich aber verzerrten sich ihre hageren Züge, die den Ausdruck einer ungezügelten Wuth trugen. Und nun stieß Frau Hilling einen dumpfen Laut hervor, griff mit den Händen in die Luft und taumelte gegen den Tisch, daß die Kerze umschlug und erlosch.

Hermine sah nichts mehr, denn hart an den Fenstern hielten die dichtbelaubten Bäume des Gärtchens das Dämmerlicht des Mondes vom Gemache fern.

Sie sah nichts mehr, aber sie vernahm einen schweren Fall, ein Krachen des Sophas, ein Röcheln.

Dann ward Alles still, befremdlich, unheimlich still.

Hermine stand wie betäubt, wie entgeistert da. Sie wagte nicht, sich zu rühren.

Ein Gedanke durchzuckte sie, der ihr einen Schauer durch den Körper jagte.

Plötzlich vernahm Hermine ein leises Klirren.

Sie wandte angsterfüllt das Antlitz dem nächsten enster zu, von dem her das Geräusch kam.

Sie unterschied eine dunkle Gestalt draußen, die leise an eine der Scheiben pochte.

Sich ermannend, trat sie an das Fenster und öffnete es.

Der Briefbote stand draußen im Gärtchen.

„Entschuldigen Sie, gnädige Frau," sagte der alte Mann, „ich fand die Hausthür verschlossen und sah hier soeben noch Licht. Hier ist ein Brief für Sie, es ist nichts dafür zu zahlen!"

Hermine nahm den Brief entgegen.

„Sind Sie schon länger hier am Fenster?" fragte sie mit mühsam erkünstelter Ruhe.

„Nein, Euer Gnaden," lautete die Antwort, „ich bin gerad' gekommen, als Sie das Licht ausgelöscht hatten. Wünsche wohl zu schlafen!"

Der Alte lüpfte sein Käppchen und trippelte durch das Düster fort.

Hermine schloß das Fenster.

„Ah," murmelte sie, „er hat weder etwas gehört noch gesehen!"

Sie tappte nach dem Tische, fand den Leuchter, und stellte ihn hin. Die Kerze daran war nicht zerbrochen. Ihre tastende Hand berührte das Streichholzbüchschen.

Sie zündete die Kerze an, ihr Blick schweifte nach der Mutter hin.

Diese lag regungslos auf dem Sopha.

„Ihre gewöhnliche Ohnmacht!" hauchte Hermine aufathmend.

Und nun prüfte sie den Brief, das Siegel. Es trug das Wappen der Grafen Starnheim.

Hastig öffnete sie das Schreiben und überflog den Inhalt desselben mit fieberhaftem Blick.

Ein triumphirendes Lächeln begann um ihre schmalen, feinen Lippen zu spielen.

„Die Bahn ist geebnet," murmelte sie, „man erwartet mich!"

Sie legte das Schreiben auf den Tisch.

Vorsichtig beugte sie sich über die auf dem Sopha ausgestreckte Mutter, dieselbe berührend.

Doch plötzlich fuhr sie mit einem leisen Schrei zurück — sie hatte in gebrochene, verglaste Augen

geblickt, kein Athmen mehr vernommen, keinen Pulsschlag gefühlt.

„Todt!“ flüsterte sie, bleich und düster, vor sich hin und fügte hastig hinzu: „Aber wer sonst trägt die Schuld daran, als sie selbst? Ich wollte eine ruhige, kühle Auseinandersetzung, sie machte das unmöglich — sie hat sich selbst getödtet — ich bin nicht schuld — ich nicht, bei Gott, ich nicht!“

Sie blieb einen Moment finster und in sich versunken stehen. Dann fuhr sie, leicht schauernd, zusammen, glitt zum Fenster, öffnete es leise und blickte horchend in die Dunkelheit hinaus.

Kein Lauscher war in der Nähe.

Hermine kehrte zu der Mutter zurück. Scheu neigte sie sich zu ihr, versenkte ihre zitternde Hand in die Kleidertasche der Todten. Sie suchte einen kleinen Schlüssel und fand ihn, dann schloß sie damit einen der Koffer auf, die in einem Winkel des Zimmers standen, den Koffer der Mutter. Sie durchwühlte denselben, entnahm ihm einige Papiere und eine Brieftasche, öffnete die letztere und zählte die Banknoten, welche dieselbe enthielt.

„Ah,“ murmelte sie dann, indem sie das Täschchen wieder schloß und es sammt den Papieren vorsichtig einsteckte, „es ist so, wie ich es erwar=

tete, die Mutter besaß mehr, als sie mir angab — ich habe jetzt die Mittel, deren ich, wenn Alles gut geht, vielleicht eines Tages zur völligen Durchführung meines Planes bedürfen werde, — und ich bin frei — Niemand hindert mich auf meinem Wege zum Glück, Ordon ist verschollen — und die Mutter — die Vorsehung hat es so gewollt, ja, die Vorsehung!"

Hermine fand secundenlang ihr dämonisches Lächeln wieder.

Sie schloß den Koffer und behielt den Schlüssel, sie hatte ja, als Tochter der Verstorbenen, ein Recht dazu.

Dann schlüpfte sie, ohne daß sie wagte, nach der Todten zu blicken, zu der Thür und blieb dort nachdenklich stehen.

„Ich muß den Schein wahren," flüsterte sie dumpf, „ich muß es — wer von unserer Umgebung ahnt denn, wie die Mutter und ich zu einander standen?! So sei es denn!"

Sie riß die Thüre auf, und stürzte wild aufschreiend durch den Flur zum Hofe, nach der kleinen Schlafkammer, welche die alte Vroni und deren Sohn beherbergte.

Ihr Angstgeschrei trieb Beide aus ihren Nestern.

„Was giebt's denn!" riefen die Greisin und der schlaftrunkene Ferdl und entsetzten sich ob der verstörten Miene der jungen Frau.

Diese aber jammerte händeringend: „Helft, helft — um Gottes willen — meine arme, meine geliebte Mutter stirbt — oh Gott — vielleicht ist sie schon gestorben, während ich rede — wir wollten schon schlafen gehen, friedlich und heiter, wie immer — da geschah das Unglück —"

„Welches Unglück?" stammelte Vroni erschrocken.

„Ihr altes Leiden kam über sie, aber stärker als sonst — der Herzschlag hat sie getroffen! Helft um Gottes willen!"

„Jesus Maria!" rief die Alte. „Lauf' zum Doctor, Ferdl — er soll gleich kommen! — Und Sie, gnä' Frau — oh, Du mein Herrgott — sie wird mir ohnmächtig! Wasser her!"

Die junge Frau taumelte gegen die Mauer. Die rüstige Greisin fing die Wankende auf. Mutter und Sohn schleppten sie zum Brunnen und legten sie dort behutsam nieder.

Und während Ferdl zur Kammer eilte und sich nothdürftig bekleidete, besprengte die ehrliche,

ahnungslose Alte die scheinbar Leblose mit kaltem Wasser.

„Lauf', Ferdl!" rief sie. „Und weck' auch die Gruberin nebenan — sie soll mir helfen — mein Gott und Herr, ich kann ja nit alleinig allen Zwei beistehen!"

Ferdl stürmte durch den Hof, durch's Haus, auf die Gasse hinaus, dem Befehl der Mutter nachzukommen.

Fünftes Kapitel.

Herzensfragen und Bedenken.

Die eigentliche Saison hatte noch nicht begonnen und doch war der reizende Badeort Ischl bereits von Kurgästen und Touristen geradezu überfluthet; kaum eine der eleganten und stattlichen Villen, die den Ort zieren oder in seiner nächsten Umgebung den malerischen Zauber des lieblich romantischen Thales erhöhen, war noch unbewohnt.

Der Frühling war ja mit seinen milden Lüf=

ten und seinem Sonnenscheine ungewöhnlich zeitig in die Berge gekommen, hatte schon im März Schnee und Eis sogar in den Schluchten und Felsenrissen geschmolzen, dann unveränderlich wochenlang sein blaues Himmelszelt über dem Salzkammergute glänzen lassen, so daß bereits zu Anfang Mai in den Thälern und Wäldern, auf den Bergen und Almen Alles grünte und ein wonniges Blühen und Duften durch die zu frischem, fröhlichen Leben neuerwachte Natur ging, die Morgen entzückend, die Abende lau, erquickend und nebelfrei, die Waldpfade und blumenreichen Wiesen trocken und selbst für verwöhnte, leichtbeschuhte Städter gangbar wurden. Und so war es geblieben bis zu dem heitern Pfingstfeste und während der nächstfolgenden Tage, denn kein Wölkchen trübte den klaren Aether und Tag für Tag strahlte der feurige Sonnenball eine Gluth aus, die kühlen Waldschatten oder ein luftiges Sommerasyl begehrenswerth machte.

Und die Kunde von diesem wohligen, sommerhaften Frühlingsleben, das Ischl dieses Mal so zeitig umprangte, war bis in aller Herren Länder gedrungen, hatte die vornehme Welt, die sich sonst erst im Juli oder August in Modebäder zu be=

geben pflegt, schon jetzt herbeigelockt, sowie die aristokratischen Familien des Reiches und die Geldfürsten Wiens bewogen, ihre Landhäuser bereits kurz nach Beginn des Wonnemonats zu beziehen. In der vom herrlichen Park umsäumten kaiserlichen Villa harrte man der Kaiserin und der kaiserlichen Kinder, die von Meran eintreffen sollten; in den Straßen, an den Badehäusern, Gasthöfen und öffentlichen Plätzen herrschte ein buntes Durcheinander von Fremden, Sänftenträgern, Führern, Lakaien; die Hotels und Privathäuser hatten kaum noch Raum für Jene, welche Unterkunft suchten, das prachtvolle Hotel Bauer, zu dem sich vorzugsweise die Schaaren der eleganten Reisenden drängten, war geradezu überfüllt, die Franzensallee am linken Traunufer bot zur üblichen Promenadenzeit durch den dort von der Damenwelt entwickelten Toilettenluxus ein farbenreiches Bild, die Verandas der Villen und die Gärten ein nicht minder anmuthiges durch die sie belebenden Menschengruppen. Bei jedem Schritte in den Gassen oder Anlagen konnte man sicher sein, entweder einer schönen Trägerin oder einem Träger einer der stolzen Namen der Monarchie, einem abgewirthschafteten oder hoffnungsvollen

Diplomaten, einer pikanten Frou-Frou-Erscheinung oder einem langen, dürren, mit dem unvermeidlichen Bädeker bewaffneten Mylord, einer Gruppe krummnasiger, decorirter Hausse- und Baisse-Ritter in Begleitung ihrer „Baroninnen und Baronessen" mit den fabelhaften Toiletten und fast unmöglichen Riesenchignons, oder einer kleinen, sich zu einem Ausfluge nach einer der „Aussichten" anschickenden Gesellschaft munterer Damen und Herren zu begegnen, einem beurlaubten Reichsrathsabgeordneten sammt Diäten, einem russischen Fürsten, irgend einer problematischen aber tadellos stutzerhaften Wiener Existenz, einem deutschen Duodez-Prinzen, einem „Du-dreisten" Handschuhtiroler oder einem aufdringlichen Gebirgsführer in den Weg zu kommen. Mit einem Worte — Ischl war nach einem kurzen Winterschlafe wieder jenes Ischl, das sich einen wohlbegründeten Weltruf erworben hat.

Wir führen den Leser vorerst nicht in das buntbewegte, vielgestaltige Treiben, das den Badeort und dessen Umgebungen erfüllt, sondern zu der Villa Starnheim.

Sie liegt auf einer kleinen Erhöhung des nach den Waldbergen zu wellenförmigen Thalbodens,

am rechten Ufer der Traun und in der Nähe der Vorstadt Reiterndorf.

Die Villa ist halb im Schweizer-, halb im Cottage-Styl der Engländer gebaut und mit dem erlesensten Comfort eingerichtet, und hat einen allerliebsten kleinen Vorgarten mit Auffahrt zum Hause, Springbrunnen und Gebüschgruppen. Sie steht nach allen Seiten frei, man kann daher von den Fenstern des zierlichen und doch zugleich ansehnlichen Gebäudes aus das Thal und die dasselbe einschließenden waldigen Höhen nach allen Richtungen überblicken. Die Façade schmückt ein schlanker Vorbau mit kleiner Freitreppe, die zu einer offenen Veranda im ersten Stock mit geschnitzter Galerie, breiten, beweglichen Spiegelscheiben zur Seite und einem weit vorspringenden Dache führt. An der Freitreppe blühen farbensprühende Blumen in schöngeformten Vasen; die Säulen, welche das Dach der Veranda oder richtiger des ganzen Vorbaues tragen, sind von breitblätterigen Schlingpflanzen überwuchert. Die Rückseite des Gebäudes, die auf einen nur kleinen, aber sorgfältig gepflegten Park hinausgeht, hat eine niedliche Terrasse, auf welche Glasthüren vom ziemlich hohen Parterre münden und die durch ein gestreiftes

Sonnenzelt geschützt wird. Zu beiden Seiten dieser Terrasse, deren Unterbau durch kleine Statuen in Nischen verziert ist und die eine Thür hat, durch welche man zu den Souterrains des Gebäudes gelangt, führen Stufen nach dem Parke.

Das Haus, welches seitwärts noch einen Nebeneingang zum Erdgeschosse enthält, steht, wie gesagt, völlig frei, denn die dazu gehörige Stallung liegt, fast gänzlich hinter Buschwerk versteckt, zur Rechten des Vorgartens; zur Linken desselben aber befinden sich, ebenso beinahe dem Blicke entzogen, ein kleiner Trakt für die Dienerschaft, das Glashaus und die Gärtnerwohnung.

Bevor wir uns mit der gräflich Starnheim'schen Familie beschäftigen, müssen wir ein paar Worte über ihre Verhältnisse sagen.

Die Brüder Norbert und Hermann Starnheim, zur Zeit unserer Erzählung Fünfziger, hatten als junge Männer von ihrem Vater ein Vermögen geerbt, das nach Millionen zählte, jedoch nicht aus unveräußerlichen Fideicommißgütern bestand, denn der verstorbene Graf hatte nicht einem alten österreichischen Adelsgeschlechte angehört, sondern war ursprünglich ein Ausländer gewesen, dem es nach seiner Naturalisirung in Oesterreich geglückt war,

sich Reichthümer zu erwerben. Norbert, der ältere der beiden Erben, hatte sich verheirathet und binnen wenigen Jahren den größten Theil seines Erbes verschwendet, Hermann dagegen, schon als Knabe eine schüchterne und enthaltsame Natur, hatte kaum die beträchtliche Rente verbraucht, welche ihm sein Vermögen abwarf, dieses völlig unangetastet gelassen und war zugleich unvermählt geblieben. Darauf hin hatte denn der egoistische Norbert speculirt, sein Uebergewicht auf den nachgiebigen und gutherzigen Bruder schlau dazu benutzt, diesen vom Eingehen einer Ehe auch später abzuhalten, und ihn daran zu gewöhnen, sich in wichtigen Dingen dem Ausspruche seines älteren Bruders zu fügen. Seit Jahren lebte der keineswegs geistes-, doch charakterschwache Hermann bei dem Grafen Norbert und dessen Familie, oder richtiger hatte dieser sich und die Seinen dem gutherzigen Junggesellen aufgedrungen, denn nicht nur die Villa in Ischl, sondern auch ein schönes Palais in Wien und einige Güter gehörten dem etwas menschenscheuen Hermann, der es sich gutwillig gefallen ließ, daß Norbert und dessen Gemahlin daselbst die Herrschaft spielten.

So auch hatte der Letztere das Ordnen der

geschäftlichen Angelegenheiten des Bruders diesem abgenommen und besaß die Verfügung über die namhaften Renten desselben, die Norbert zum größten Theile für sich und seine Familie verwendete. Graf Hermann erschien fast nur wie ein Geduldeter in seinem eigenen Hause, wie Einer, der das Gnadenbrod bei seinen Verwandten genießt. Er wußte freilich recht gut, daß seine Schwäche vom Bruder und der Schwägerin arg mißbraucht ward, aber es focht das den kränklichen Mann nicht an, er war weder eitel noch ehrgeizig, er war ganz einfach so ziemlich abgestumpft und lebenssatt, er wollte Ruhe. Und darum hatte er seit Jahren den Bruder und die Gräfin schalten und walten lassen und sich gesagt: „Es gehört ja doch einmal Alles, was ich besitze, ihren beiden Kindern!" — Aber in Einem war er bis zur Stunde hartnäckig geblieben — er hatte durch keine noch so listige Ueberredung sich bestimmen lassen, vor seinem Ableben seinen Verwandten sein Vermögen abzutreten. Im Hinblick auf den Hang zur Verschwendung, dem sich Norbert und die Gräfin ehemals hingegeben hatten und noch hingaben, war diese Hartnäckigkeit des alten Junggesellen jedenfalls praktisch, und sie verrieth, daß dieser denn

doch in gewissen Dingen nicht ganz aller Lebens-klugheit bar sei.

Und nun nehmen wir den Faden unserer Erzählung wieder auf.

Vier oder fünf Tage nach den Ereignissen, die wir in den vorstehenden Kapiteln geschildert haben, befand sich etwa zwei Stunden vor Sonnenuntergang eine junge Dame ganz allein in der Veranda der Villa Starnheim.

Diese Dame war die kaum achtzehnjährige Comtesse Leontine, die Tochter des Grafen Norbert.

Die Vorderseite der Villa war gen Westen gerichtet, man hatte daher von der Veranda des ersten Stockes aus eine reizende Aussicht auf die schmucken Landhäuser in der Nähe, den Syriuskogl mit der Henriettenhöhe, den klaren, sich durch die freundlichen Anlagen und an der Stadt hinschlängelnden Traunfluß, die Franzens-Allee mit der Esplanade, den westlichen, sich in die Kaltenbachau drängenden Stadttheil, das Hotel Bauer, hinter welchem der Kalvarienberg emporragt, und über die Stadt hinweg auf die alte Schmalnau, wo die kaiserliche Sommerresidenz liegt, auf den Weg zum Thale Jainzen Ramsau und die malerischen Waldberge, die Ischl in jener Richtung umgeben.

Die Comtesse Leontine hatte sich an die geschnitzte Brüstung der Veranda gelehnt, sie hielt ein Theaterperspectiv in der Rechten und blickte durch dasselbe angelegentlich nach der sich am Flusse hinziehenden Franzens-Allee.

Das vorspringende Dach der Veranda bot dort, wo die Comtesse lehnte, noch genügenden Schutz gegen die Strahlen der Sonne, denn diese stand noch ziemlich hoch über den westlichen Bergen.

Comtesse Leontine war ein schönes Mädchen. Sie gehörte nicht zu den blassen, schmächtigen aristokratischen Erscheinungen, die man so häufig in der vornehmen Gesellschaft antrifft. Ueber ihre ebenmäßigen, feinen Züge war der ganze Schmelz einer lieblichen Jugendfrische gehaucht, ihre schlanke und graziöse Gestalt entbehrte nicht jener maßvollen Ueppigkeit, welche den Zauber und die Eleganz eines schönen Wuchses erhöht. Ihr Antlitz war in seinen Umrissen und seinem Ausdrucke von einer anmuthigen Weichheit; herzgewinnende Freundlichkeit und Milde sprachen daraus, wie aus dem beinahe träumerischen Blicke der großen tiefblauen Augen.

Obwohl sie zur üblichen Kur-Promenade, bei welcher die Damen einen großen Luxus zu entfal-

ten pflegen, Toilette gemacht hatte, war sie doch ziemlich einfach, aber gerade deshalb um desto geschmackvoller gekleidet — wie das in der Art wahrhaft distinguirter Naturen liegt. Und Leontine war eine solche, ganz abgesehen von ihrer hohen Geburt.

Sie trug ein Kleid aus weißem Piqué mit zierlich gestickten Batistvolants und eine breite, rosafarbene Atlasschärpe; ein einfacher Goldreif mit einem eingravirten Erinnerungszeichen umschloß das Handgelenk.

Leontine war noch nicht völlig für die Promenade bereit, denn sie hatte noch kein Hütchen auf das reiche, dunkelblonde Haar gesetzt, das hoch aufgenestelt war und nach der Mode des Tages unter den breiten Flechten hervor in üppigem Lockengewirre über den Nacken herabfiel, auch fehlten noch für die weißen, zartgeformten Händchen die Handschuhe und der Sonnenschirm.

Nachdem sie eine Weile durch das Perspectiv nach der Allee geblickt hatte, legte sie es zur Seite auf ein Tischchen, das neben der Verandabrüstung stand.

„Es ist ja noch reichlich Zeit!" murmelte sie mit heiterer Miene vor sich hin. „Die Promenade

ist fast noch leer, auch wird die Mutter nicht so bald mit ihrer Toilette fertig sein, da die Zofen ihr beim Ankleiden nichts zu Dank machen können. Da versäume ich wirklich nichts, wenn ich dem armen guten Onkel Hermann ein wenig Gesellschaft leiste und ihm einen kleinen Trost bringe!"

Ein gutmüthiges, fast mitleidiges Lächeln umspielte ihre rosigfrischen Lippen.

Im Begriff, sich von der Brüstung abzuwenden, um die Veranda zu verlassen, vernahm sie plötzlich ein kurzes, helles Lachen hinter sich und fühlte sich an der Taille berührt.

Ohne zu erschrecken, selbst ohne nur im Geringsten überrascht zu sein, wandte sie sich um.

Sie blickte ihren Bruder Günther schalkhaft an, der kaum einen Schritt von ihr entfernt stand und nun ihre Züge scharf zu mustern schien.

Auch der junge Graf war dunkelblond, wie seine Schwester, sie glichen einander überhaupt auffallend, nur waren die Züge Günther's, wenn auch gewinnend, nicht so weich und offen, wie diejenigen Leontinens, sie hatten vielmehr meistens einen ernsten Ausdruck, der eigentlich kaum dem Alter Günther's angemessen war, da dieser noch nicht vierundzwanzig Jahre zählte. Seine ebenfalls

dunkelblauen Augen hatten keinen träumerischen, sondern einen festen und ruhigen Blick.

Zeigte auch das Wesen des jungen Mannes im Allgemeinen keine Milde, offenbarte es auch nur wenig oder eigentlich nie etwas von jener liebenswürdigen, chevaleresken Sorglosigkeit, welche der — gebildeten — Jugend höherer Stände eigen zu sein pflegt, verrieth es sogar hie und da mehr Stolz und Zurückhaltung, als für einen gefälligen Verkehr mit der Welt geeignet sein mochte, so war Günther doch ein durch und durch liebenswerther Mensch, eine distinguirte Natur, wie seine Schwester. Er fühlte wärmer, als es den Anschein hatte, aber man konnte seine Freundschaft nicht leicht gewinnen, denn er kannte die Welt, so jung er auch war, und gab sich keinen trügerischen Illusionen über dieselbe hin. Doch diese Weltkenntniß hatte der überhaupt wahrhaft gebildete und unterrichtete junge Mann weder auf Kosten seines Herzens, noch seiner Denkungsart erlangt, kurz, er war ein ausgeprägt edler Charakter, der es liebte, seinen Weg für sich allein zu gehen.

Hielt Günther auch meistens die Schätze seines Herzens vor der Welt verschlossen, so machte er doch niemals ein Hehl aus der hingebenden

Zärtlichkeit, die er für seine Schwester empfand. Und Leontine hing an Günther, wie dieser an ihr.

Er war für den Staatsdienst erzogen worden, dann als Gesandtschafts-Attaché in's Ausland gegangen, arbeitete, von dort zurückgekehrt, im Ministerium des Aeußern, und es hieß, daß er darnach strebe, von Neuem die Heimath zu verlassen, um zu seiner früheren Beschäftigung zurückzukehren. Es verhielt sich so, wir werden den Grund davon später erfahren. Vorerst müssen wir nur noch erwähnen, daß Günther, der Urlaub erhalten hatte, nicht lange bei seiner Familie zu verweilen gedachte.

Leontine sah also, wie gesagt, ihren Bruder schalkhaft an.

„Es ist Dir doch nicht gelungen!" sagte sie munter.

„Was?" fragte Günther lächelnd.

„Mich zu erschrecken!"

„Das habe ich auch gar nicht wollen, liebe Schwester!"

„So? Und doch hast Du Dich so behutsam herangeschlichen, als gelte es, mir Dein Kommen zu verbergen!"

„Du irrst, Leontine, ich trat nicht leiser als

gewöhnlich auf — wenn Du mich nicht kommen hörtest, so ist jedenfalls nur der Eifer daran schuld, mit dem Du nach der Allee dort spähtest!"

„Der Eifer? Das klingt wie ein kleiner satyrischer Ausfall, Bruder!"

„Du magst Recht haben!"

„So? Dann kamst Du auch hierher, mich zu belauschen!"

„Wäre dem so gewesen, dann hätte ich allerdings meinen Zweck erreicht!"

„Das ist mir zu diplomatisch, Günther! Und was hättest Du — in solchem Falle — bemerkt?"

„Daß meine liebe Schwester ihre schönen Augen vergebens angestrengt!"

Leontine lachte ungezwungen.

„Vergebens?" sagte sie dann belustigt. „Was habe ich, nach Deiner Meinung, denn erspähen wollen?"

„Einen Gegenstand, der sich zur Zeit noch nicht in Ischl befindet!" antwortete Günther mit einer Miene, von der man nicht wissen konnte, ob sie Scherz oder Ernst verberge.

„Das wird immer unverständlicher! Einen Gegenstand also?"

„Oder richtiger eine Person!"

„Und welche — wenn ich fragen darf?“

„Verstelle Dich nicht, Schwester, gestehe mir lieber ehrlich ein, daß Du soeben eifrig beschäftigt warst, mit dem Opernglase auszukundschaften, ob sich nicht unter den in der Allee Lustwandelnden die schlanke und stattliche Gestalt des Obersten Leskow bemerkbar mache!“

Leontinens Wangen überzog flüchtig eine dunkle Rosengluth. Sie schlug den Blick zu Boden.

„Ah,“ fuhr Günther fort, „Deine Befangenheit beweist mir, daß ich mich nicht in meiner Annahme täuschte!“

Die anmuthige Comtesse zeigte sich im nächsten Augenblick nicht mehr verwirrt. Sie sah den Bruder an und lachte, indem sie das Haupt schüttelte.

„Und der feine Diplomat hat sich dennoch in seiner Voraussetzung betrogen,“ antwortete sie ohne Zögern, „denn ich wollte nur nachsehen, ob es auf der Promenade schon lebhaft sei und ich mich bereits zum Fortgehen rüsten müsse!“

„Weiter nichts?“

Leontine hielt den forschenden Blick des Bruders voll heiterer Unbefangenheit aus.

„Ich gebe Dir mein Wort,“ versetzte sie treu-

herzig, „daß ich gar nicht an Oberst Leskow dachte, als ich vorhin nach der Allee schaute!"

„Als Du vorhin nach der Allee schautest? — Es ist das ein indirectes Zugeständniß, daß Du zu anderer Zeit an ihn denkst!"

„Geh', lieber Günther, laß alle diplomatischen Spitzfindigkeiten aus dem Spiele! — Wir Beide, die wir ohne Hehl und Falsch gegen einander sind, werden doch wohl nicht nöthig haben, ängstlich unsere Worte abzuwägen?"

„Du hast Recht, Schwester, und darum will ich auch ohne Rückhalt mit Dir reden. Antworte mir freimüthig, wie ich es von Dir gewohnt bin, Leontine, — liebst Du den Obersten?"

Günther hatte seine Frage sanft und voll Herzlichkeit gestellt, er erwartete jetzt ruhig und ernst die Antwort.

Leontine ward nicht wieder verlegen, aber auch über ihre reizenden Züge kam ein ungewöhnlicher Ernst. Sie blieb während einiger Momente schweigsam.

Dann sagte sie: „Deine Frage tritt so plötzlich, so überhastig an mich heran, daß ich —"

„Wie?" unterbrach sie Günther mit trauriger

und enttäuschter Miene: „Willst Du ihr ausweichen?“

„Nein, Bruder,“ entgegnete Leontine bewegt, „denn wann hätte ich Dir jemals versagt, in die geheimsten Falten meines Herzens zu blicken, wann hätte ich jemals in Dir nicht meinen treuesten Freund und Rathgeber gesehen? Wenn ich nicht vermag, Deine Frage unumwunden mit einem „Ja“ oder „Nein“ zu beantworten, so geschieht es nur, weil ich mit mir selbst darüber nicht im Klaren bin!“

„In der That?“

„Ich will Dir offen und ehrlich bekennen, daß — mir der Oberst nicht gleichgültig ist. Du wirst mir zugestehen, Leskow ist ein Mann, der viele glänzende Eigenschaften besitzt, Eigenschaften, die ihn zum Liebling der Damenwelt berechtigen und ihm eben so wohl in Herrenkreisen eine hervorragende Stellung anweisen. Er ist schön, ritterlich, liebenswürdig und ein Mann von wahrhaft vornehmem Wesen — und wenn er auch vielleicht bereits sechsunddreißig Jahre zählt —“

„Ich weiß, was Du sagen willst!“ fiel ihr Günther ruhig in's Wort. „Junge Mädchen, die

Geist besitzen, fühlen sich weit mehr zu gereiften Männern hingezogen, als zu jugendlichen —"

Leontine erröthete. „Ich wollte das nicht gerade sagen, Bruder, aber —"

„Und die jungen Damen haben Recht," fuhr Günther fort, „denn ein geistvoller und welterfahrener Mann ist angenehmer, interessanter als jene jungen Herren, die entweder nichts für sich haben, als ihre Jugend, oder die sich wenigstens erst den größeren Theil jener gefälligen und fesselnden Eigenschaften aneignen müssen, durch welche der Erstere namentlich auf das leicht erregbare Gemüth eines jungen Mädchens einen mehr oder minder tiefen Eindruck hervorbringt. Ich gebe zu, Leontine, der Baron Leskow ist ein schöner und liebenswürdiger Mann, er hat auch Geist und Geschmack, er mag auch während des Bürgerkrieges der Vereinigten Staaten von Amerika ein tapferer Oberst gewesen sein, jedenfalls macht er von seinem Reichthume einen cavaliermäßigen Gebrauch — ich will damit sagen, daß er nicht wie ein Emporkömmling lebt — kurz, er ist ein Mann, der in den Salons die alten und jungen Damen für sich hat und auf den unsere jungen, hoffnungsvollen Sportsmänner schwören. Aber ich meine,

liebe Schwester, daß ein Mädchen thöricht sein würde, wenn sie, was leider meistens in der Welt geschieht, sich durch die äußeren Eigenschaften eines Mannes, durch seine gesellschaftlichen Gaben bestechen ließe, ohne sein Herz, sein Gemüth, seinen Charakter zu prüfen. Du hast mir bisher eigentlich nur von solchen äußeren Eigenschaften des Obersten gesprochen!"

„So viel ein unerfahrenes Mädchen das vermag, habe ich ihn geprüft," begann Leontine nach kurzer Pause ein wenig zaghaft, „und ich will Dir aufrichtig sagen, lieber Günther, daß ich bisher nichts an ihm entdecken konnte, was mich über seinen Charakter, seine Denkungsart hätte stutzig machen können. Ich glaube, daß er edel und warm fühlt, daß er sich natürlich giebt, wie er ist —"

„Also liebst Du ihn —!" rief Günther hastig. „Und —"

„Halt, Bruder," unterbrach ihn Leontine bewegt, „urtheile nicht zu rasch! Sieh', ich will Dir nichts, gar nichts verhehlen, und dann magst Du entscheiden. Seit wir von Wien fort sind, habe ich mir wiederholt dieselbe Frage vorgelegt, welche Du mir vorhin stelltest. Ich ward um so mehr

dazu gedrängt, als während der letzten Tage unseres Aufenthaltes in der Residenz Leskow's Bemühungen um mich immer unzweideutiger geworden waren, und Vater und Mutter mir verblümt zu verstehen gegeben hatten, daß sie einer Erklärung des Obersten kein Hinderniß in den Weg legen würden."

„Daß Du so Dich fragen, ja wiederholt fragen mußtest," antwortete Günther erleichtert, „beruhigt mich einigermaßen!"

„Was willst Du damit sagen? Warum sollte es denn gefährlich oder mindestens gewagt sein, Leskow zu lieben?"

„Lassen wir das vorläufig unerörtert, Schwester," erwiderte Günther. „Du hast mir vorhin erklärt, daß Du eigentlich noch im Unklaren über Deine Gefühle seiest. Ich will Dir behülflich sein, über diesen Zustand hinwegzukommen. Sage mir doch, hast Du, als wir noch in Wien waren, bisweilen Dein Herz darüber ertappt, daß es lebhafter pochte, wenn Leskow sich bei uns anmelden ließ oder Du ihm sonst irgendwo begegnetest?"

„Ich wüßte nicht! Aber sein Erscheinen berührte mich stets angenehm, denn er ist in der Unterhaltung sehr fesselnd!"

„Du fühltest Dich also nie befangen, wenn er zu uns kam?“

„Durchaus nicht!“ versicherte Leontine lächelnd.

„So, so! Aber Du empfandest doch wohl so etwas wie einen dumpfen Schmerz, oder wenigstens eine Unruhe, eine gewisse Unzufriedenheit, wenn der Oberst in Deiner Gegenwart einer anderen Dame vorübergehend seine galante Aufmerksamkeit zuwendete?“

„Ei, Günther, ich bin nicht so kokett, die Huldigungen der Herrenwelt ganz für mich allein in Anspruch nehmen zu wollen!“

„Das ist keine Antwort, wie ich sie wünsche, Schwester!“

„Nun gut — ich habe weder Neid noch Qual empfunden, wenn Leskow sich mit einer Anderen beschäftigte, wahrhaftig nicht!“

„Du sehnst Dich jedoch nach seiner Gesellschaft, seit Du hier bist?“

„Ach, lieber Bruder, die reizende Umgegend Ischls läßt kaum ein anderes Gefühl als das der Freude und Befriedigung in mir aufkommen! Doch halt, ich bin nicht ganz gewissenhaft — ich habe mich allerdings schon ein paarmal nach Leskow gesehnt, wenn der kleine Baron Egern,

der Rittmeister von Sternhof oder die alten Comtessen Reinthal und deren Mutter mich auf der Promenade langweilten."

Günther lachte.

Leontine fuhr nachdenklich fort: „Aber Eins darf ich Dir auch nicht verschweigen, Bruder, und das geht mir längst im Kopfe herum. Leskow imponirt mir, ich fühle mich im persönlichen Verkehre mit ihm minder selbstständig und willensstark als sonst, es ist mir manchesmal fast so, als ob er eine mir unerklärliche Macht über mich haben könne, wenn er es ernstlich wolle — ist solche Schwäche, deren ich mir bewußt bin, ein Anzeichen, daß ich den Obersten —?"

Leontine stockte erröthend.

„Liebe?" ergänzte Günther. „Das gerade nicht, Schwester. Es giebt, so sehr dies auch trockene Verstandesmenschen bezweifeln mögen, gewisse dämonische Naturen, deren Einfluß ein zartbesaitetes Mädchengemüth sich nur schwer zu entziehen vermag. Leskow scheint mir eine solche Natur zu sein, und darum möchte ich Dich vor ihm warnen — "

„Aber —!"

„Aus Allem, was Du mir da gesagt, erkenne ich, daß Du ihn noch nicht liebst. Es schließt das je=

doch nicht aus, daß Du ihn eines Tages lieben könntest, wenn Dir nicht rechtzeitig sollte Gelegenheit geboten werden, diesen Mann richtiger beurtheilen zu lernen, als dies jetzt der Fall ist. Ich will Dir einen Fingerzeig geben, er dürfte genügen, Dich vorsichtig zu machen. Du hältst den Obersten für einen ehrenhaften Menschen, ich bezweifle das —"

„Wie?"

„Ich bin nicht gewohnt, einen Menschen nach seinem Benehmen, sondern nur nach seinen Handlungen zu beurtheilen!"

„Was hätte er gethan, daß —?"

„Nicht jetzt —! Doch aus der Vergangenheit dieses Mannes — so viel oder richtiger so wenig ich darüber in Erfahrung zu bringen vermochte — ist mir ein Umstand bekannt geworden, der mir das lebhafteste Mißtrauen gegen Leskow's Charakter und Denkungsart einflößt, der mich bezweifeln läßt, daß er Deiner würdig sei. Ich will Dir nur sagen, ich habe mich ein wenig um Auskunft über ihn umgeschaut, als ich zu bemerken glaubte, daß er die Absicht hege, sich um Deine Hand zu bewerben. Nun gut, über seine Abkunft erfuhr ich sehr leicht, was ich zu wissen brauchte.

Leskow ist Deutscher. Wie wir wissen, giebt es in Deutschland, namentlich in Preußen, viele Leskows; sie sind nicht sonderlich begütert, so viel ich gehört habe, entstammen aber unzweifelhaft einem altadeligen Geschlechte. Der Leskow, mit dem wir es zu thun haben, war völlig mittellos und diente in der preußischen Armee. Zur Zeit des amerikanischen Bürgerkrieges nahm er seinen Abschied, ging nach der Union und trat dort in das Heer der Nordstaaten. So weit wäre Alles ganz in der Ordnung, denn eine Comtesse Starnheim kann ganz wohl einen Baron Leskow heirathen. Aber nun kommt ein anderer Punkt. Dieser Baron war ein armer Teufel, als er, wie so mancher Abenteurer, über den Ocean ging, um in der Nordarmee der Union zu dienen. Wodurch aber ist er in kurzer Zeit so reich geworden, wie man behauptet? Mit dem Säbel in der Faust pflegt sich ein Oberst keine Reichthümer zu erwerben. Ich mußte also über den Ursprung des großen Vermögens, das Leskow, nach seinem Auftreten zu schließen, ohne alle Frage besitzt, nähere Auskunft zu erlangen suchen. Und so bediente ich mich denn eines Vorwandes, dem amerikanischen Gesandten einen Besuch abstatten zu können.

Ich brachte, kurz bevor ich mich verabschiedete, wie zufällig und mit der harmlosesten Miene von der Welt das Gespräch auf den Obersten, und so erfuhr ich denn, was ich wissen wollte."

„Nun?" fragte Leontine lebhaft und gespannt.

„Ich will mich kurz fassen," fuhr Günther ruhig fort. „Leskow hat in der Union verhältnißmäßig nur wenig im Felde gedient, sich aber, wie es heißt, gleich in einer der ersten größeren Schlachten durch persönliche Tapferkeit ausgezeichnet. Bald zum Obersten avancirt, ließ er sich zu der Armeeverwaltung versetzen, und dort war es, wo er sich zu einer einflußreichen Stellung hinaufarbeitete, aus jener Zeit aber auch stammt sein Reichthum. Es giebt Leute in Amerika, welche behaupten, der Oberst habe in den drei Jahren, während der er in dieser Stellung verblieb, mit schurkischen Armeelieferanten, denen die allgemeine Verwirrung und eine mangelhafte Controle es gestattete, den Staat in unerhörter Weise zu betrügen, gemeinschaftliche Sache gemacht, und sich so bereichert."

„Unglaublich!"

„Ich weiß das aus der besten Quelle, aber mein Gewährsmann fügte auch hinzu, daß jene Leute sich wohl hüten würden, den Obersten an=

zuklagen, denn es lasse sich für diese Behauptungen nicht der unumstößliche Beweis herstellen. Es scheint also, liebe Leontine, daß in der Union eine gewisse Coterie nicht nur den Krieg zu ihrem Vortheile ausgebeutet, sondern auch durch die Macht des Geldes sich nachträglich Straflosigkeit zu sichern verstanden hat. Gehörte aber Leskow jener Coterie an, ward er durch Corruption reich, was man wohl mit Sicherheit annehmen darf, dann ist es doch klar, daß dieser Mann einen ganz verwerflichen Charakter besitzt, verabscheuungswürdige Grundsätze hat, und daß ein Mädchen von ehrenhafter Denkungsart ihr Loos nicht an einen Menschen knüpfen kann, der wohl alle Eigenschaften eines eleganten, gefälligen und glatten Salonhelden in sich vereinigt, aber doch nichts weiter ist, als eine elende, verächtliche Creatur!"

„Vielleicht hat man ihn verleumdet!" meinte Leontine zögernd. „Vom Glück Begünstigte finden überall Neider. Amerika ist das Land gewagter Speculationen, kann man dort nicht oft sehr rasch reich werden, ohne ein Betrüger zu sein?"

„Ganz recht," erwiderte Günther, „wie hätte aber der Oberst sich in seiner Stellung auf andere Weise bereichern können, als indem er den Staat

betrog? Hatte er über Fonds zu verfügen, die ihm gehörten? Stockten nicht Handel und Wandel während des erbitterten Kampfes zwischen Norden und Süden? Welche Mittel zur Bereicherung lagen am nächsten? Die Armeelieferungen! Du siehst, alle Umstände zeugen gegen Leskow. Wenn Du sagst, daß er edel und warm fühle, so antworte ich Dir: Das ist Alles Heuchelei! Liebe Schwester, ich kenne so ziemlich die Welt, man thut im Allgemeinen besser, den Menschen zu mißtrauen, statt ihnen mit Vertrauensseligkeit entgegenzukommen!"

„Dem mag so sein, Günther, aber — ist das nicht betrübend?"

„Wohl! Doch wie kann man sich sonst vor Schaden hüten? Und nun noch ein Wort. Es ist Dir vielleicht nicht entgangen, daß ich in letzter Zeit — seit ich den dunkeln Punkt in Leskow's Vorleben kenne — ihm ausgewichen bin, so oft es sich nur schicklicherweise thun ließ; ich that Unrecht daran, denn ich hätte mich ihm anschließen sollen, seinen Charakter näher zu ergründen. Ich werde das jetzt nachholen, — der Oberst hat ja in Ischl eine Wohnung für sich miethen lassen und wird, wie ich hörte, in drei oder vier Tagen

hier zu längerem Aufenthalte eintreffen — ich werde das also nachholen und verständige Dich deshalb davon, damit Du meine Annäherung an einen Menschen, den ich für schlecht halte, nicht etwa falsch deutest. Versprich mir, nicht voreilig zu handeln, nicht meine wohlgemeinten Absichten zu durchkreuzen, mögen auch Vater und Mutter, die leider Gottes in so manchen Dingen anders denken als Du und ich, Dich zu einem Entschlusse drängen! Willst Du mir das versprechen, Leontine?"

„Ich verspreche Dir's! Ich weiß ja, daß Niemand auf der Welt mein Bestes aufrichtiger will, als mein geliebter Bruder! Sei versichert, ich werde in jener Sache keinen Schritt thun, den Du nicht billigen könntest!"

Die Geschwister blickten einander voll Innigkeit an und drückten einander herzlich die Hand.

Während sie so schweigend beisammen standen, ließ sich plötzlich vom Vorgarten her der Ton einer Glocke vernehmen.

Es läutete Jemand an der meistens verschlossenen Gitterpforte.

Günther und seine Schwester wandten den Blick dorthin. Sie sahen daselbst einen kleinen,

corpulenten, ungeachtet der Hitze völlig schwarzgekleideten Herrn stehen, der, als er sie gewahrte, den Hut lüpfte und ziemlich unbeholfene Verbeugungen machte.

Günther ließ die Hand der Schwester los und trat hastig in den Hintergrund der Veranda zurück.

Leontine erwiderte kalt und beinahe unmuthig den Gruß des kleinen Herrn, der jetzt durch das Gitter den sich von seinem Häuschen nach der Pforte bewegenden Gärtner in's Auge faßte.

Die junge Comtesse verließ die Brüstung und folgte dem Bruder.

„Schon wieder dieser lästige Bankier Wolfsohn!" sagte sie. „Ich weiß nicht, wie dieser Mensch dazu kommt, uns fast täglich, seit wir in Ischl sind, seinen Besuch aufzubringen?!"

Günther runzelte flüchtig die Stirne.

Dann versetzte er, eine gewisse Gleichgültigkeit erkünstelnd: „Mein Gott, Leute solchen Schlages suchen sich dadurch ein Ansehen zu geben, daß sie in der Gesellschaft von Aristokraten gesehen werden."

„Aber wie kann sich ein Aristokrat, wie der Vater, dazu hergeben, einen solchen Menschen zu

empfangen, gewissermaßen vertraulich mit ihm umgehen, und uns nöthigen, an öffentlichen Orten von der Familie dieses Mannes Notiz zu nehmen? Ich bin ohne Hochmuth, Du weißt es, Günther, ich sehe wahrhaftig nicht mit lächerlichem Stolze auf Leute herab, die sich nicht des Vorzuges unserer Geburt erfreuen, ich bin freundlich mit Jedermann, und seien es auch nur schlichte Handwerker oder Bauersleute, ich schätze auch ehrenwerthe Juden, wie unsern Hausarzt in Wien, — aber diese Wolffsohns sind gemein und anspruchsvoll, mir geradezu widerlich!"

„Du hast Recht," antwortete Günther verächtlich lächelnd. „Dieser Wolffsohn ist gemein, aber er ist auch sehr reich; seit neuester Zeit eine Börsengröße, ist er es gewissermaßen vor Kurzem über Nacht geworden. Und so wird er wahrscheinlich im Handumdrehen Baron werden und der Edelmann des Reiches ist fertig!"

„Das ändert aber doch solchen Menschen nicht um ein Haar, macht ihn doch unseres Umganges nicht etwa würdig? Ich begreife den Vater nicht, der sonst so exclusiv ist!"

„Wolffsohn hat für den Vater bisher Geld- oder Börsengeschäfte besorgt, wie es scheint," be-

merkte Günther trocken, „heutzutage verschmähen bekanntlich selbst die vornehmsten Cavaliere nicht das Börsenspiel — da glaubt wohl der Vater einige Rücksicht auf seinen Agenten oder Bevollmächtigten nehmen zu müssen —“

„In der Stadt hat ihn der Vater nur in seinem Arbeitszimmer empfangen, hier scheint er unser täglicher Gast werden zu sollen — ich finde das befremdlich —!“

„Weshalb? Die Villa Wolfsohn's liegt kaum hundert Schritte von dieser entfernt, er muß hier vorüber, wenn er nach den Bädern will, und da der Vater sich vermuthlich an der Gründung irgend eines industriellen Unternehmens betheiligt — unser Adel muß ja jetzt überall dabei sein, wo fette Syndicate und Dividenden in Aussicht stehen — so ist es erklärlich, daß die Herren täglich Besprechungen haben. Doch ich muß Dich jetzt verlassen, Leontine, der Bankier schreitet schon durch den Vorgarten, bleibe ich hier, so ist dieser Geldmensch im Stande, uns hier aufzusuchen und mich mit Fragen über unsere neueste „politische Schwenkung“ zu martern. Ich mache mich daher aus dem Staube —“

„Und ich werde zum Onkel hinabgehen!“

„Recht so! Der arme Onkel! Auch über ihn habe ich nächstens mit Dir zu reden!“

„Wie?“

„Ich kann Dir jetzt nichts weiter sagen. Wann wird die neuengagirte Vorleserin eintreffen?“

„In zwei oder drei Tagen — so hat sie wenigstens geschrieben.“

„Adieu!“

„Wirst Du die Eltern und mich nicht zur Promenade begleiten?“

„Ich bin heute nicht dazu aufgelegt — Adieu!“

Die Geschwister reichten einander nochmals die Hand. Dann begab sich Günther von der Veranda durch den daranstoßenden Salon und über einen Corridor nach einer Seitenstiege, die zu einem der Nebenausgänge der Villa führte.

Während er die Stufen hinabschritt, murmelte er nachdenklich und mit wehmüthiger Miene vor sich hin: „Warum sollte ich der guten Leontine enthüllen, was ich über die Besuche dieses Wolfsohn denke? Soll ich ihr unnützerweise Sorgen und Kummer bereiten? Aber Eines kann ich ihr nicht ersparen — sie muß erfahren, warum ich fort von hier trachte, wieder in die Fremde hinaus, warum mir in der Nähe der Eltern der Boden

unter den Füßen brennt! Oh, ich würde gleich morgen aus diesem Kreise scheiden, hinge nicht von meinem Bleiben für den Augenblick das Wohl meiner geliebten Schwester ab!"

Sechstes Kapitel.

Entweder — oder!

Als Günther die Veranda des ersten Stockes verlassen hatte, schritt Leontine nach dem Tischchen, auf welchem das Opernglas lag, nahm dieses an sich und folgte dem Beispiele ihres Bruders.

Aber sie wandte sich im oberen Treppenflure, an dem im rückwärtigen Theile der Villa die Schlafgemächer und Ankleidezimmer der Damen lagen, nicht rechts, wie es Günther gethan hatte, sondern links, und begab sich, an den Zimmern ihres Vaters und Bruders vorüber, nach einem kleinen, im Nordflügel des Hauses befindlichen Ecksalon.

Dieser war der jungen Comtesse als Boudoir

eingeräumt und ganz nach ihrem Geschmack eingerichtet worden. Hierher pflegte sie sich zurückzuziehen, wenn sie allein sein wollte, sich mit Lectüre oder sonstwie geistig zu beschäftigen.

Leontine, die selbstverständlich die sorgfältigste Erziehung genossen hatte, war in der Musik und Malerei eine talentvolle, doch anspruchslose Dilettantin. Sie zeichnete und malte mit besonderer Vorliebe, wir finden daher in dem reizend, doch nicht überladen ausgestatteten Eckzimmer, zu dem nur ausnahmsweise die Vertrautesten der Familie Zutritt hatten, nicht nur ein Pianino — (es stand noch ein prächtiger Bösendorfer im Gesellschaftssalon des Erdgeschosses) — eine, wenn auch nicht große, doch erlesene Bibliothek, sondern auch eine Staffelei, Skizzenmappen und allerlei Zeichnen- und Malrequisiten.

Leontine betrat jetzt dieses allerliebste Boudoir oder — wenn man sich so ausdrücken darf — Schmollwinkelchen und Studienzimmer nur auf einige Augenblicke, um sich des Opernglases zu entledigen und ein Buch und eine Zeitung zu nehmen, die auf dem Tische neben der Chaise longue lagen.

Dann verfügte sie sich nach dem vorerwähnten

Treppenflure zurück und schlüpfte dort leichtfüßig die Hauptstiege hinab.

Am Fuße derselben begegnete sie einer Zofe.

„Hat meine Mutter schon ihr Ankleidezimmer verlassen?“ fragte Leontine.

„Nein, Comtesse!“ antwortete das Mädchen.

„Hat man meinen Vater davon benachrichtigt, daß der Bankier Wolfsohn da ist? Ich sah ihn kommen!“

„Joseph hat ihn schon angemeldet — er befindet sich bereits im blauen Zimmer bei dem Herrn Grafen!“

„Und wo ist der Oheim?“

„Der gnädige alte Herr wird auf der Terrasse sitzen, denn ich sah vorhin, wie Franz den Lehnsessel des alten Herrn dorthin rollte und auch die Fußbank dorthin trug.“

Seit Jahren ward der Onkel Hermann vom Dienstpersonale der gräflichen Familie nicht anders als „der alte gnädige Herr“ genannt, wenngleich er jünger war, als sein Bruder. Aber freilich sah der Onkel Hermann bei Weitem älter und abgelebter aus, als der noch ganz rüstige und stattliche Graf Norbert.

Die Comtesse schritt weiter und begab sich durch

einen nach dem Park zu gelegenen Salon nach der mit dem gestreiften Sonnenzelte überspannten Terrasse.

Sie fand den Onkel ganz allein. Er hockte auf einem Sammetfauteuil mit hoher Lehne und hatte das müde Haupt an dieselbe zurückgelegt; die in breiten Filzschuhen steckenden gichtischen Füße ruhten auf einem gestickten Schemel. Er hatte den grünen Augenschirm, den er beständig trug, tief in's Gesicht herabgezogen, die an den Lidern stark gerötheten Augen geschlossen und die Hände gefaltet.

Wir haben den Grafen Hermann bereits am Anfange dieser Erzählung in flüchtigen Umrissen geschildert, und zwar in dem Momente, als er und die Seinen von der Frau Hilling auf dem Dampfboote bemerkt wurden, welches den Sommer über zwischen Gmunden und Ebensee verkehrt. Wir müssen jener Schilderung noch ein paar Worte hinzufügen.

Graf Hermann Starnheim war ein kleiner, ziemlich corpulenter Mann, aber diese Corpulenz war eine ungesunde, theilweise durch Mangel an der nöthigen Bewegung hervorgerufen. Man sah auf den ersten Blick, daß diesem schwammigen

Körper keine sonderliche Widerstandskraft innewohne. Der Graf konnte in der That nur mühsam am Stocke einherschleichen, er fühlte sich beständig ermattet, litt an Schlaflosigkeit, hatte zeitweise und nach der geringsten körperlichen Anstrengung Athembeschwerden und ward überdies häufig von der Gicht heimgesucht. Die chronische Augenentzündung, mit der er seit Jahren behaftet war, hatte ihn nicht nur licht-, sondern auch fast menschenscheu gemacht, seine Kränklichkeit ihn überhaupt seit langer Zeit auf ein stilles, zurückgezogenes, entsagendes Leben verwiesen, zu dem übrigens, wie schon früher erwähnt, sein schüchternes Gemüth von jeher hinneigte. Er ließ sich niemals in den Salons blicken, wenn sein Bruder oder die Schwägerin Soiréen veranstalteten; der „Geduldete" ward aber auch nie aufgefordert, daran Theil zu nehmen, denn dem Grafen Norbert sowohl wie dessen Gemahlin konnte es nur unbequem sein, wenn die Gesellschaft an die Existenz Desjenigen erinnert ward, von dem eigentlich die ganze Herrlichkeit herkam, die sie umgab.

Wie der schwammige Körper, so waren auch die vollen Züge des Grafen Hermann völlig schlaff. Er war früher ein sehr hübscher Mann gewesen;

die Spuren davon ließen sich kaum noch entdecken, das beinahe erdfahle Gesicht hatte fast immer einen stumpfen Ausdruck, nur dann und wann spielte ein wehmüthiges oder verlegenes Lächeln um die Lippen. Und nur wenn Onkel Hermann sich mit Leontinen oder deren Bruder allein sah, belebte und verklärte etwas wie ein milder, freundlicher Sonnenglanz seine welken Züge und die sonst so trüben und geschwächten Augen.

Die Comtesse war durch die geöffneten Glasthüren des Gartensalons ziemlich rasch auf die Terrasse hinausgetreten, doch wie sie nun den Oheim so regungslos und mit geschlossenen Augen dasitzen sah, war sie überzeugt, daß er eingeschlafen sei, und wollte sich daher leise zurückziehen.

Aber Onkel Hermann schlief nicht, er hatte gar gut das Rauschen und Knistern des Kleides seiner geliebten Nichte vernommen.

Er blickte auf, wandte das Haupt und schob den Augenschirm höher zur Stirn hinauf. Und als er nun Leontine gewahrte, da lächelte er und streckte ihr eine seiner zitternden Hände entgegen.

„Du bist es, mein liebes Kind!" sagte er mit matter, heiserer Stimme. „Ich habe schon geglaubt, ich werde Dich heute nicht mehr sehen!"

Leontine trat lächelnd an den Oheim heran, berührte seine Stirn mit ihren Lippen, und strich ihm sanft das graue Haar von den Schläfen zurück.

„Mein Gott,“ sagte sie dann weich, „wie leid thut es mir, daß ich Deinen Schlummer gestört habe!“

„Du irrst — ich schlief nicht! Kann ich denn schlafen?!“

„Armer Onkel!“

„Und vor Allem, wenn ich Dich erwarte? Ich schloß die Augen, weil sie mir heute wieder recht weh thun, und dachte mir: Sie wird wohl noch kommen!“

„Und dennoch glaubtest Du endlich doch,“ antwortete Leontine mit einem Gemisch von Schmollen und Zärtlichkeit, „ich werde nicht Wort halten? Du bist ein recht böser, garstiger Onkel, weißt Du das wohl? Denn sieh' nur, ich habe schon an Dich gedacht und hier ist das Buch, welches ich für Dich aussuchte, auch das vor einer Stunde angelangte Journal, und wenn die Mutter uns nur noch ein wenig Zeit läßt, so lese ich Dir wenigstens das Neueste aus Wien vor —“

„Nicht doch, Kind,“ fiel ihr der Oheim beinahe ängstlich in's Wort, „Deine Mutter würde

es mir nie vergeben, wenn Du sie um meinetwillen warten ließest — ich weiß, der Franz hat mir gesagt, daß Ihr die Promenade besuchen wollt!"

„Die Mutter ist noch mit ihrer Toilette beschäftigt," erwiderte Leontine. „Ich wäre gern gleich nach dem Speisen zu Dir gekommen, Onkel, und hätte Dir Gesellschaft geleistet und vorgelesen, aber da machte mir die kleine blonde Baronesse Hellbrunn einen Besuch und blieb so lange, bis die Mutter mir sagen ließ, ich möchte mich für den Spaziergang rüsten. Doch wo ist denn Franz? Mir scheint, er hat sich unterfangen, Dich ganz allein zu lassen —!"

„Ei, liebes Kind, bin ich denn ein gefährlicher Mensch, den man jederzeit überwachen muß?"

„Du weißt schon, was ich meine, Onkel — Du bist leider schwächlich und mußt daher stets Jemanden zu Deiner Verfügung haben. Ich kann, bis die neuengagirte Person hier eintrifft, nicht immer bei Dir sein, und darum gab ich ja Franz den Auftrag, sich beständig in Deiner unmittelbaren Nähe zu halten, damit jeder Deiner Wünsche sofort erfüllt werden könne. Aber Deine Gutmüthigkeit hat es dahin gebracht, daß die Dienerschaft nicht jene Rücksicht auf Dich nimmt,

welche Dir gebührt! Ich werde Franz einen strengen Verweis ertheilen!"

„Thu' das nicht, mein Herzchen!" flüsterte Onkel Hermann beinahe flehend und mit wehmüthigem Blick auf die Comtesse. „Franz hat nicht eigenmächtig gehandelt, als er mich allein ließ — er war hier —"

„So schicktest Du ihn fort —"

„Das wohl nicht —"

„Nun also! Und wie lange bist Du hier schon allein?"

„Seit — seit einer Stunde etwa — aber —"

„Das ist unerhört!" rief Leontine entrüstet. „Den armen, hülflosen Onkel so zu vernachlässigen!"

„Ich bitte Dich, mein Herzchen," murmelte der Onkel ängstlich, „rede nicht so laut, — ich glaube, über uns stehen die Fenster des Ankleidezimmers Deiner Mutter offen — ich habe, seit ich hier sitze, bisweilen ihre Stimme ganz deutlich vernommen — Deine Mutter könnte Dich hören — und das wäre fatal für mich und — Dich!"

„Aber Oheim," nahm Leontine hastig das Wort, indem sie ein wenig gedämpfter sprach, „ich kann doch nicht zugeben, daß man Dich —"

„Sei ruhig, Tinchen, die Sache ist ja so unbedeutend! Ich muß Dir nur sagen — etwa vor einer Stunde — ich saß kaum erst hier draußen — kam Dein Vater hierher und meinte, der Franz habe etwas Besseres zu thun, als hier Krankenwärterdienste zu verrichten, und das sei ja auch nicht nöthig, denn mir fehle ja nichts! — Und siehst Du, Kind, da hat mein Bruder ja auch nicht Unrecht — ich bin beileibe nicht so hinfällig, als Du denkst —"

„Onkel, ich muß Dich daran erinnern, daß Du gestern, als Du vom Lusthause am Ende des Parkes, wo man Dich ebenfalls unverantwortlicherweise allein gelassen hatte, nach der Villa zurückkehren wolltest, zusammenbrachst — und hätte Dich Günther nicht zufällig erblickt, wäre er Dir nicht beigesprungen —"

„Ei, Tinchen, ich that einen Fehltritt — warum war ich so ungeschickt —"

„Nein, warum war man so empörend unachtsam, zu vergessen, daß Du —"

„Still, um Gottes willen! Reden wir nicht weiter davon — ich habe ja von hier aus nur ein paar Schritte bis zu meinem Zimmer — wenn

ich dorthin hätte wollen, wäre das auch ohne Beihülfe eines Dieners ganz gut gegangen."

„Aber Du hast vielleicht längst eine Limonade gewünscht, oder dergleichen — wahrhaftig, man hat Dir nicht einmal eine Glocke hergestellt, um im Nothfalle Jemanden von der Dienerschaft herbeiläuten zu können!"

„Ich brauchte ja nichts, liebes Herz —"

„Hoffentlich ist die neue Vorleserin, die doch zugleich darauf zu schauen hat, daß Du nichts entbehrest, dessen Du zu Deiner Pflege bedarfst, eine ordentliche Person — ich werde ihr einschärfen —"

„Ach, Kind," unterbrach sie Onkel Hermann flüsternd und mit kläglicher Miene, „ich will Dir's nur gestehen, ich fürchte mich vor jedem fremden Gesicht! — Warum hat man mir nicht die alte Leutner gelassen? Sie las wohl nicht zum besten, aber sie war sorgsam und dienfteifrig, und ich hatte mich so sehr an sie gewöhnt! — Warum ward ihr gekündigt, weßhalb mußte sie noch vor Ablauf ihrer Dienstzeit plötzlich fort?"

„Ich weiß es nicht — sie wußte sich in letzter Zeit nicht zu der Mutter zu stellen. Vielleicht versteht die Neue das besser — jedenfalls, Onkel,

werde ich dafür zu sorgen wissen, daß dieses nicht zu Deinem Nachtheile geschehe!"

„Was soll das heißen?" erklang plötzlich hinter dem Paare eine Stimme, scharf und herrisch, in gereiztem Tone.

Leontine, die sich an den Sessel des Oheims gelehnt und zu diesem vorgebeugt hatte, richtete sich auf und wandte sich nach dem Gartensalon um, von dessen Eingang aus ihr die heftige Frage so unerwartet zugeschleudert worden war.

Dort, auf der Schwelle der geöffneten Glasthüren, stand die Gräfin Starnheim, den Blick gebieterisch auf die Tochter gerichtet.

Die Gräfin war noch immer eine schöne Frau. Zur Steuer der Wahrheit aber müssen wir hinzufügen, daß diese stolze, hochgewachsene Dame den frischen Rosenschimmer, von dem ihre Wangen angehaucht waren, die schwarzen, feingezeichneten Augenbrauen, den zarten, blendend weißen Teint der Kunst des Schminkens verdankte, daß ihre üppige, junonische Erscheinung zum Theil ein Verdienst der Wattirung war, und daß die Art und Weise, in der sie sich prächtig, geschmackvoll und zugleich jugendlich zu kleiden wußte, nicht un-

wesentlich dazu beitrug, ihr Alter vergessen zu machen.

Die Gräfin Starnheim, die nur lächelte, wenn die Gesellschaftsmaske oder die Koketterie es erforderte, wußte ihr Antlitz, in dem der übrigens erkünstelte Ausdruck jener Blasirtheit lag, die in der übersättigten Welt zur Schau zu tragen zum guten Ton zu gehören pflegt, vortrefflich zu beherrschen; nicht so ihre großen braunen Augen, deren noch ganz jugendliches Feuer oft genug verrieth, daß die schöne, allen Huldigungen gegenüber eine gewisse Unnahbarkeit affectirende Frau, keineswegs für leidenschaftliche Gefühle und sinnliche Eindrücke so unempfänglich sei, als es ihrem Benehmen nach den Anschein hatte. Da man ihr noch immer, und mehr fast als ihrer Tochter, den Hof machte, so hielt sie es noch nicht für „opportun", sich jenen vornehmen Frömmlerinnen anzureihen, die um so mehr mit dem Himmel kokettiren, je stürmischer ihr Vorleben war und je weniger Aussicht für sie vorhanden ist, auf Erden noch in einem kleinen Herzensromane zu figuriren.

„Was soll das heißen?" wiederholte die Gräfin, die vollständig und mit herausfordernder Eleganz

für die Schaustellungs-Promenade hergerichtet war, ein lilafarbenes, reich mit Spitzen besetztes Schleppkleid von Poult de Soie, kostbares Geschmeide in den Ohren, am Halse und an den Armen trug. „Nun, warum antwortest Du nicht, Leontine?“

Die Comtesse erröthete unter dem strengen Blicke der Mutter, während Onkel Hermann diese sichtlich beunruhigt und eingeschüchtert anstarrte.

„Ich weiß nicht, Mutter, was Du —!“ stammelte Leontine und stockte sodann.

„Ich möchte denn doch von Dir erfahren,“ fuhr die Gräfin gereizt, doch sich beherrschend, fort, „inwiefern Deinem Oheim irgend welche Nachtheile daraus erwachsen könnten, wenn eine Untergebene sich bemüht, das Vertrauen zu rechtfertigen, welches ich in sie setze, wenn sie nicht nur bestrebt ist, sich die Gunst Deines Oheims zu erwerben, sondern auch mein Wohlwollen, und zwar durch die pünktlichste und gewissenhafteste Befolgung meiner Anordnungen. Sind diese etwa, da wo es sich um Sie handelt, Schwager, zu tadeln? Haben Sie sich über etwas zu beklagen?“

Die Gräfin hatte sich so hastig und strenge an

den kleinen Mann gewendet, daß dieser scheu zusammenfuhr.

„Ueber nichts — über gar nichts!" stotterte er, während sein Blick ängstlich von der Schwägerin zu der Nichte emporhuschte.

Die Gräfin rauschte auf die Terrasse hinaus, und trat dem armen verkümmerten Bruder ihres Gatten um einen Schritt näher. „Nehmen mein Mann und ich nicht die größte Rücksicht auf Sie?"

„Ja, gewiß, das thun Sie — aber nun bitte ich Sie auch, daß Sie der guten Leontine nicht wegen — wegen einer vielleicht unüberlegten Aeußerung zürnen!"

„Haben Sie nicht die Ruhe hier, die Sie wünschen?" fuhr die Gräfin fort.

„Ja, die habe ich —!"

„Sind wir nicht darauf bedacht, Ihnen alle Pflege, alle Sorgfalt angedeihen zu lassen, die Ihr Zustand erfordert?"

„Mein Gott, ich — ich behaupte ja nicht das Gegentheil, liebe Schwägerin!"

„Nun, wie könnte da meine Tochter sich äußern, wie sie es vorhin gethan, wenn Sie nicht trotz alledem — wenn Sie nicht, ungeachtet Sie mir

zugeben müssen, daß Niemand für Sie liebevoller zu sorgen vermöchte, als dies Ihre Verwandten thun, hinter meinem Rücken —"

„Aber ich bitte Sie, liebe Schwägerin, glauben Sie doch nicht, daß ich —! Es ist mir nicht in den Sinn gekommen — und auch Leontine — Sie haben das gute Mädchen mißverstanden — bezeuge es doch selbst Deiner Mutter, Leontine — sage es ihr doch!"

Die junge Comtesse rührte sich nicht; kein Wort kam über ihre Lippen.

Sie sah die Mutter fest und ruhig, schmerzlich wohl, doch nicht trotzig an.

Der Gräfin schien dieser Blick der Tochter unbequem zu sein. Sie fühlte sich wohl geneigt, heftiger aufzufahren, wie dies die Art jener Leute ist, die sich eines Unrechts überführt wissen und es doch nicht eingestehen wollen. Aber sie ließ die Klugheit vorwalten und lenkte ein. Der Grund dieses Einlenkens läßt sich errathen, wenn wir andeuten, daß es der Gräfin, noch mehr als ihrem Gatten, darum zu thun war, eine Verbindung Leontinens mit dem Obersten Leskow zu Stande zu bringen. Eine Spannung zwischen Mutter und Tochter förderte das nicht, so sagte sich die

Gräfin. Und darum bereute sie jetzt auch fast, in einem Momente nervöser Reizbarkeit von der Aeußerung Leontinens Notiz genommen zu haben.

„Nun gut," sagte sie, ihren Ton mildernd, „es ist möglich, daß ich meine Tochter mißverstanden habe. Aber ich halte es dessenungeachtet nicht für überflüssig, Leontine, Dir in Erinnerung zu bringen, daß die Person, welcher die Pflicht obliegt, für den Comfort, die Zerstreuung Deines Oheims zu sorgen, ihm Gesellschaft zu leisten, von mir engagirt ist und daher auch nur jene Weisungen zu befolgen hat, die ich im wohlverstandenen Interesse des Onkel Hermann für angemessen erachte. Ihr — Du und Günther — habt das bisweilen vergessen und die nun entlassene Leutner war schwach genug, weniger mir, als Euch, zu gehorchen, die Ihr nicht beurtheilen könnt, was für Euren Oheim zuträglich ist und was nicht, Ihr habt sie so — ich will hoffen, ohne es zu wollen — zum Ungehorsam gegen mich verleitet und mich dadurch genöthigt, sie fortzuschicken. Ich erwarte, daß sich dergleichen nicht wiederhole, wenn eine andere Person um Euren Onkel sein wird, jedenfalls lasse ich meine guten Absichten nicht von meinen Kindern durchkreuzen, die doch füglich

wohl begreifen sollten, daß ihre Mutter nur das Beste ihres theuren Schwagers wollen kann. — Geh' jetzt, Leontine, es ist Zeit, daß wir — doch was sehe ich —? Du hast ja noch keine Toilette gemacht!"

„Ich bin im Augenblicke fertig, Mutter!" bemerkte die Comtesse gelassen und wollte sich entfernen.

„Aber Dein Kleid — Du wirst mich doch nicht in einer so einfachen Robe begleiten wollen?"

„Warum nicht?" entgegnete Leontine zögernd. „Wir sind ja auf dem Lande und begeben uns ja nicht zu einer Soirée!"

„Ein sonderbarer Einwurf, Kind! Befinden wir uns nicht in Ischl, wo sich die Crême der Gesellschaft versammelt? Erscheinen die Damen nicht zur Nachmittagspromenade im höchsten Putz? Willst Du Dich an meiner Seite ausnehmen wie eine Vernachlässigte? Sollen die Böswilligen und Spottsüchtigen, deren es mehr als genug in unseren Kreisen giebt, etwa hinter uns zischeln, daß ich Alles aufbiete, meine Tochter zu verdunkeln?"

„Aber ich dächte doch, Mutter, daß ich —"

„Dieses Kleid ist für Landpartien gut, aber

nicht für die Promenade — lasse Dich also rasch umkleiden, mein Kind!"

Leontine zögerte noch und seufzte.

Onkel Hermann, der durch den freundlicheren Ton, den die Gräfin angeschlagen, wieder einigen Muth erlangt hatte, bemerkte schüchtern: „Aber ich finde die liebe Nichte ganz allerliebst, und ein junges Mädchen ist nie schöner, als wenn —"

„Was verstehen Sie davon, Schwager?!" unterbrach ihn die Gräfin hart und mit einem Stirnrunzeln. Dann setzte sie, sich wieder an Leontine wendend, sanfter und mit einem erzwungen wohlwollenden Lächeln hinzu: „Thu' nur, was ich Dir gesagt, mein Kind, man darf nicht gegen die Sitte verstoßen. Zum Glück für Dich muß ich ohnehin auf den Vater warten, der uns begleiten wird, aber noch mit dem Bankier zu thun hat. Ueberdies will ich noch Einiges mit Deinem Oheim reden!"

Onkel Hermann, der sich schon so ziemlich beruhigt gefühlt hatte, blinzelte die Schwägerin zaghaft von der Seite an, sank sodann mit resignirter Miene in die Polster seines Lehnsessels zurück und zog den Schirm tiefer über die Augen herab.

Leontine schickte sich an, die Terrasse zu ver-

lassen, aber sie ward durch die Mutter daran verhindert.

„Was ist denn das?" fragte die Gräfin, indem sie eine Lorgnette flüchtig zu den Augen führte und dann auf das Buch deutete, welches die Comtesse noch in der Hand trug.

„Ich erwartete, daß wir nicht vor einer Stunde aufbrechen würden," antwortete Leontine ruhig, „und da wollte ich dem Onkel vorlesen."

„Mein Herr Schwager ist in der That sehr ungeduldig!" warf die Gräfin achselzuckend hin. „Als ob er nicht warten könnte, bis —"

„Ich habe Leontine nicht dazu veranlaßt, gewiß nicht!" hauchte Onkel Hermann kleinlaut, ohne sich zu rühren.

„Und dieses Buch?" fuhr die Gräfin fort, die Einrede ihres Schwagers nicht beachtend. „Laß doch sehen!"

„Es ist ein Band von Shakespeare's Werken," sagte die Comtesse mit unbefangener Miene, „ich wollte dem Oheim den „König Lear" daraus vorlesen."

Ein kaum bemerkbares Erschrecken lag in dem Blicke, den die Gräfin auf ihre Tochter richtete.

„Ah, würde mich allerdings sehr interessiren," wagte Onkel Hermann zu murmeln. „Mir sind die Einzelnheiten des Stückes ein wenig aus dem Gedächtnisse geschwunden — besuche das Theater ja schon recht lange nicht mehr — man hört ein solches Stück immer gern einmal wieder — Anschütz war ganz vortrefflich als Lear —"

„Wie bist Du darauf gekommen, gerade dieses Drama zu wählen?" schnitt die Gräfin des Schwagers schüchterne Bemerkung ab.

„Günther meinte gestern, ich solle es dem Onkel lesen!" entgegnete Leontine so unbefangen wie zuvor, indem sie der Mutter das Buch hinhielt.

Die Gräfin biß sich in die Lippen.

Sie wies das Buch mit einer kurzen Handbewegung zurück.

Dann sagte sie trocken: „Dein Bruder traf eine schlechte Wahl, mein Kind! Dergleichen düstere Sachen, in denen es von Wahnsinnsscenen und allerlei Gräueln wimmelt, passen nicht für Deinen Oheim, der ohnehin einen Hang zu schwermüthigem Grübeln hat — eine leichte, heitere Lectüre ist da am Platz — Du siehst, Ihr seid zu unerfahren' Euch in die Sorge um Euren Onkel mit mir theilen zu können. Ich werde in Zukunft be-

stimmen, welches Buch sich für ihn eignet — nimm dieses nur wieder mit und beeile Dich mit Deiner Toilette!"

Leontine warf verstohlen dem anscheinend unempfindlich im Lehnstuhl Hockenden einen mitleidigen Blick zu und entfernte sich rasch.

Die Gräfin sah der Tochter nach, bis diese auch den an die Terrasse stoßenden Salon verlassen hatte.

Dann wandte sie sich verächtlich und gereizt an den Schwager.

„Wahrhaftig, es kommt immer besser, Hermann!" begann sie halblaut. „Was wird das Nächste sein?"

Der Leidende setzte sich mühsam aufrecht, blinzelte die Gräfin verlegen unter dem grünen Schirm hervor an und fragte: „Wie meinen Sie das, liebe Schwägerin?"

„Es scheint, daß Ihr Zustand Sie von Tag zu Tag intriguanter und boshafter macht!"

Die fahlen Züge des kleinen Mannes zuckten schmerzlich.

„Mich? Boshaft?" stammelte er. „Mein Gott, ich bin mir nicht bewußt, irgend einem Menschen

auf der Welt auch nur das Geringste in den Weg zu legen!"

„Vortrefflich — ich weiß es ja, daß Sie sich auch auf Heuchelei sehr gut verstehen!"

„Ich? Aber beste Frau Schwägerin, warum kränken Sie mich? Was habe ich Ihnen gethan? Lebe ich nicht still und zurückgezogen? Mische ich mich in Ihre häuslichen Angelegenheiten? Ist mein Zustand, der mir Ruhe und Enthaltsamkeit zur Pflicht macht, nicht eine Bürgschaft dafür, daß ich nur wünschen kann, keinen Anlaß zum Unfrieden zu geben?"

„Man sollte glauben, daß dem so sein müsse! Aber Ihr Betragen beweist das Gegentheil und Ihr gebrechlicher Körper hindert Sie nicht, geheime Ränke in's Werk zu setzen. Können Sie es leugnen, daß Sie die Leutner zum Ungehorsam gegen mich aufgewiegelt haben, daß Sie es versuchen, die Kinder gegen ihre eigene Mutter aufzuhetzen?"

„Das hätte ich gethan? Ich?"

„Ja, Sie! Als ich vorhin, ohne es zu wollen, meine Tochter im Gespräche mit Ihnen überraschte, da gab mir die Aeußerung Leontinens vollends Aufschluß über Ihr geheimes Treiben, das ich

längst ahnte. Wenn meine Kinder nicht mehr so herzlich und offen gegen mich und ihren Vater sind, als dies früher der Fall war, so habe ich das ohne Zweifel nur jenen Einflüsterungen zu verdanken, die Sie ausstreuen. Schweigen Sie, Schwager, stellen Sie es nicht in Abrede — wenn Sie mich und Ihren Bruder nicht insgeheim verdächtigt und verklagt hätten, wie wäre da die Comtesse darauf gekommen, sich so zu äußern, wie sie es that? Ich wiederhole es, Ihr Zustand — dessen Verschlimmerung ich lebhaft beklage, denn ich bin eine gute Christin und vergelte Böses, das man mir anthut, mit Gutem — hat Sie mehr und mehr verstockt, neidisch und boshaft gemacht, statt daß er Sie längst darauf hätte hinweisen sollen, sich auf das Jenseits würdig vorzubereiten, Ihre Jugendthorheiten zu bereuen, sich Jenen erkenntlich zu zeigen, die stets nur um Ihr wahres Wohl besorgt waren!"

Onkel Hermann senkte das Haupt auf die Brust. Es war, als ob er die Anwesenheit der Gräfin vergesse.

Wie zerknirscht murmelte er kaum hörbar vor sich hin: „Ja, ich habe Thorheiten begangen — sie sind nicht wieder gut zu machen!"

„Was sagen Sie da?" fragte die Gräfin strenge.

Onkel Hermann blickte wie aus einem wüsten Traume erwachend auf. Er schüttelte traurig das Haupt.

„Worauf sollte ich neidisch sein?" sagte er langsam.

„Sie gönnen mir nicht die Liebe meiner Kinder — Sie haben keine Freude am Leben und wollen daher, daß auch wir uns nicht des Daseins freuen, Sie können nicht ohne uns sein, und doch ärgert es Sie, daß Ihre nächsten Verwandten einen — wenn auch wahrhaftig nur problematischen — Nutzen aus Ihren Reichthümern ziehen, und suchen sich für das, was Sie uns zu opfern glauben, dadurch schadlos zu halten, daß Sie uns im Stillen das Leben verbittern. Gestehen Sie es nur geradezu, daß Sie sich als unsern Wohlthäter betrachten. Thun Sie das, so geben Sie sich aber einem großen Irrthume hin, mein Lieber! Was wäre aus Ihnen und Ihrem Vermögen geworden, wenn wir, Norbert und ich, uns Ihrer nicht angenommen, nicht einen wohlthätig zwingenden Einfluß auf Sie ausgeübt hätten? Hundertmal wären Sie das Opfer solcher Creaturen

geworden, denen Sie aus Mangel an Menschen=kenntniß und Lebenserfahrung stets nur zu geneigt waren, sich auszuliefern!"

„Ach, ich gebe ja Alles zu, liebe Schwägerin, und —".

„Sie haben, so lange ich Sie kenne, sich jeder=zeit als ein großes Kind gezeigt, das der Leitung bedurfte — danken Sie Gott, daß Ihre Ver=wandten Sie nicht fremden Händen überließen!"

„Ich bin Ihnen ja tief verpflichtet —"

„Wahrlich, Herr Schwager, wenn ich das gegen einander abwäge, was Sie uns und was wir Ihnen verdanken, so sind Sie gegen uns reichlich im Vortheil. Es ist wahr, Sie räumten uns den Mitgenuß Ihrer Interessen ein — Sie konnten füglich für meine Kinder, Ihre natür=lichen Erben, nicht weniger thun — was aber opferten wir Ihnen dagegen? Unsere Reputation, denn ich zweifle nicht, daß die böse Welt längst behauptet haben wird, Sie seien unsere Beute!"

„Warum nicht gar —!"

„Sie wissen selbst am besten, wie lächerlich und grundlos eine solche Behauptung sein würde, denn Sie hocken auf Ihrem ungeschmälerten Eigen=thum und halten daran fest. Ueber die Meinung

der Welt setzt sich Norbert, gleich mir, im Bewußtsein unserer Uneigennützigkeit hinweg, dafür aber dürfen wir wohl verlangen, daß Sie das Opfer anerkennen, welches wir Ihnen gebracht haben und noch stündlich bringen. Sie scheinen dies nicht zu würdigen, Sie zetteln im Gegentheil Zwietracht in der eigenen Familie an, nun gut, ändern wir unsere Beziehungen zu einander!"

„Wie?" stieß Onkel Hermann bestürzt hervor.

„Wenn Sie glauben, daß Sie ohne uns besser daran sein würden als jetzt, so trennen wir uns! Mein Mann ist, Gott sei Dank, derart gestellt, daß er Ihrer nicht so sehr bedarf, wie Sie denken. Nur ein Wort von Ihrer Seite und wir gehen — Norbert, ich, die Kinder —"

„Himmel, die Kinder, an denen mein Herz so sehr hängt! Liebe Auguste, Sie könnten das thun, den siechen, unglücklichen Hermann, der sich in Ihrer Familie ja ganz — ganz glücklich fühlt, fremden Menschen preisgeben —?"

„Wenn es unsere Ehre gebietet, ja!"

„Und die Kinder — Leontine —?"

„Sie werden den Eltern gehorchen, selbst auf die Gefahr hin, nichts von dem Onkel zu erben!"

„Mein Gott —!"

Die Gräfin fuhr fort:

„Sie sind dann mit Ihrem Reichthum allein, können ihn der Kirche oder Wohlthätigkeitsanstalten oder dem ersten besten Erbschleicher vermachen — freilich werden dann bezahlte Hände Sie pflegen oder auch — berauben, sehen Sie dereinst nur fremde, gleichgültige Gesichter um sich versammelt, wenn —"

„Halten Sie ein, Auguste!" wimmerte Onkel Hermann kläglich. „Keine Trennung — nein, nein! Ich bin ja mit Allem zufrieden, schalten und walten Sie nach Belieben, wie sonst — nur lassen Sie mir den Trost, mich von mir vertrauten, mir verwandten Menschen umgeben zu wissen — rauben Sie mir die Kinder nicht!"

„Sie behaupten, diese so sehr zu lieben, Hermann? Und doch zögern Sie mißtrauisch, dieselben schon jetzt unabhängig zu machen?"

„Was soll ich thun?"

„Günther wird bald mündig. Wie würde es ihm für seine Carriere förderlich sein, wenn er schon jetzt an demjenigen, was Sie ihm ohnehin zugedacht haben, einen Rückhalt hätte! Und sollte sich für Leontine über kurz oder lang ein passender Bewerber finden — für Ihre geliebte Leontine,

die gewiß, wenn verheirathet, den Oheim ungern in ihrer Häuslichkeit vermissen würde — wäre es da nicht erniedrigend für Ihre Nichte und uns Alle, müßten wir jenen Mann betreffs der Mitgift auf Ihr Ableben verweisen? Ihre wetterwendischen, krankhaften Launen aber, lieber Schwager, setzen meine Kinder, die freilich jetzt Ihre Lieblinge sind, der Gefahr aus, sich eines Tages von Ihnen verleugnet zu sehen. Das würde wohl Günther's und Leontinens uneigennützige Anhänglichkeit an den Oheim nicht schmälern, aber ihnen zum größten Nachtheile gereichen!"

„Mein Gott — wir können ja —"

„Wenn Sie die Kinder wahrhaft lieben, so machen Sie es doch sich selbst unmöglich, sie durch irgend eine Ihrer eventuellen Schwächen um ihre Zukunft bringen zu können! Sie sehen, ich begehre nichts für mich, und so selbstsuchtslos denkt auch mein Mann — unser ganzes Streben geht dahin, Sie, den schwachen Mann, vor Reue zu bewahren, Ihnen wie uns ein Andenken zu sichern, das unsere Nachkommen dereinst segnen werden! Welche Antwort geben Sie mir?"

Onkel Hermann faltete die Hände und blickte demüthig und matt lächelnd zu der Gräfin auf.

„Liebe Schwägerin," keuchte er, — „und wenn ich mich entschließen würde, mein Vermögen an die Kinder abzutreten, dann — Sie verstehen mich — würde Alles beim Alten bleiben?"

„Das ist doch selbstverständlich, mein guter Hermann!" antwortete die stolze Dame, die sich jetzt zu einem Lächeln herabließ.

„Nun denn, Auguste, wir — werden nächstens mehr darüber reden — verzeihen Sie mir — ich — fühle mich augenblicklich sehr angegriffen —!"

„Schonen Sie sich nur, Schwager! Soll Ihnen Franz eine Limonade bringen?"

„Ich danke — ich habe nur ein wenig Ruhe nöthig!"

„Nun wohl, ich gehe schon! Und ich werde unsern Spaziergang abzukürzen suchen, damit Leontine Ihnen noch Gesellschaft leisten und eine Partie Schach mit Ihnen spielen kann — falls Sie das nicht zu sehr anstrengt!"

„Ach ja!" lispelte Onkel Hermann, matt lächelnd.

Die Gräfin trat einen Schritt näher an ihn heran und bot ihm die zierlich behandschuhte Rechte.

„Ich bedauere, Schwager," sagte sie, gegen zuvor den Klang ihrer Stimme wesentlich mildernd, „daß Sie mich leider wiederum einmal nöthigten,

in Ihrem Interesse ein ernstes Wort mit Ihnen zu reden, aber es freut mich aufrichtig, daß Sie sich wenigstens nicht hartnäckig einer besseren Einsicht verschließen. Mag ich auch strenge, vielleicht bisweilen allzuherbe, Ihren Launen entgegentreten, die übrigens Ihr leidender Zustand entschuldigt, mögen Sie mich auch in solchen Momenten verkennen, so müssen Sie mir doch hinterher zugestehen, daß ich Ihre ehrliche Freundin bin. Geben Sie mir Ihre Hand zur Versöhnung!"

Onkel Hermann hob verlegen seine zitternde Rechte, die Gräfin drückte dieselbe flüchtig, nickte dann wohlwollend, während zugleich in ihren großen braunen Augen etwas wie ein Gemisch von Triumph und Spott blitzte, und verließ dann, von ihrem Schleppkleide umrauscht, in stolzer Haltung die Terrasse.

Der kranke, willensschwache Mann blickte ihr nicht nach. Er ließ das Haupt auf die Brust sinken und lehnte sich erschöpft in die Polster des Fauteuils zurück.

Die Gräfin aber murmelte, als sie nun auch den Gartensalon durchrauschte, höhnisch vor sich hin: „Ich wußte es ja, daß ich ihn endlich mürbe machen werde!"

Siebentes Kapitel.

Allerlei Interessen.

Wir müssen uns jetzt nach der Nordseite Ischls begeben, und zwar nach einem Hause, das unfern der sich vom Ischl= bis zum Traunflusse und der eleganten Esplanade ausdehnenden Wirerstraße und dem Kreuzplatze liegt, wo sich das Theater, das Telegraphenamt und einige Hôtels befinden.

Der Eigenthümer des genannten Hauses, ein Ischler Bürger, bezieht seine Haupteinnahme von den Badegästen, wie die meisten Einwohner des Ortes. Während der Saison sind sämmtliche Wohnungen seines Hauses stets bevölkert, sogar im Hofe die kleinen Gelasse der niederen Seitentracte und die in Kammern eingetheilten Böden der Stallungen und Wagenschuppen. Selbstverständlich verirren sich zu diesen letzteren nur jene Kurgäste, denen ihre Mittel nicht gestatten, im Hauptgebäude zu wohnen, wo selbst der kleinste Raum mit Gold aufgewogen wird.

Ungefähr um dieselbe Stunde, während der in der Villa Starnheim zwischen der Gräfin und dem

Onkel Hermann jener Conflict stattfand, den wir im vorigen Kapitel geschildert haben, schlenderten zwei junge Herren durch den breiten Hof, in dem ein so geschäftiges Treiben herrschte, wie es in einem Kurorte der Hofraum eines „Hôtel garni“ aufzuweisen pflegt, denn hier striegelte neben der offenen Stallthür ein Knecht einen stämmigen Rappen, der schweifwedelnd die aufdringlichen Fliegen verjagte und, die Ohren anlegend, Miene machte zu beißen, wenn ihn der Striegel kitzelte oder unsanft berührte, dort schoben ein paar handfeste Burschen in Hembärmeln, und den alten grünen Hut mit dem Gamsbart auf dem Kopfe, eine Kalesche aus dem Schuppen, weiterhin bewegte sich eine lange, hagere, ältliche Dame, mit einem schlottrigen Bademantel angethan, das nasse Haar aufgelöst und zum Schutze dagegen ein Handtuch über die eckigen Schultern gebreitet, gleich einer vertrockneten Ophelia oder einem Gespenst anzuschauen, gravitätisch vom Badezimmer nach dem durch ein Holzgitter vom Hofe getrennten Garten, am Brunnen im Winkel neben der Küche des Vordergebäudes wuschen derbe Mägde Geschirr ab, bald scherzend, bald ein „G'setzl“ (Volkslied) vor sich hin trällernd oder nach einigen männlichen

Kurgästen schielend, die, mit dem unvermeidlichen gelben Schattenspender bewaffnet, an der Durchfahrt des Hauses standen und mit einem jener dummehrlich blickenden, verschmitzten Führer unterhandelten, die in allen Straßen Ischls umherlungern; im entgegengesetzten Winkel schnatterte neben der Hütte des trägen, halbblinden Wolfshundes eine Schaar Enten, in glücklicher Unkenntniß über ihr demnächstes Schicksal, stolzirte der alte Hahn, zäh bis in's Herz hinein, seiner hoffnungsvollen, zu „Backhändeln" heranreifenden weiblichen Jugend voraus; am Gartengitter mühten sich ein silberbordirter Diener und eine mürrische Französin aus dem deutschen Elsaß, die ihnen anvertrauten kleinen „Blaublütigen", welche Lust bezeigten, das Geländer zu erklettern, von einer solchen Kundgebung natürlichen Instinctes und dem Beschmutzen der zur Promenade balletartig hergerichteten Toilette abzuhalten; am letzten Fenster des nördlichen Seitentractes endlich, im bescheidensten Quartier der Besitzung, falls man die Bodenkammern oberhalb der Stallung ausnimmt, hockte der dicke Hauswirth am offenen Fenster, jeder Zoll an ihm ein Ischler Hausherr, die Pfeife

im Munde und in Gedanken den Profit des so überaus wohlgerathenen Frühjahres überschlagend.

Die beiden vorerwähnten, quer durch den Hof schlendernden jungen Herren sind uns bereits bekannt — es waren der Maler Eduard und dessen Freund Max.

Sie kamen jetzt von der Bodenstiege her, welche zu den Kammern über dem Stalle führte. Abends zuvor waren sie von Traunkirchen in Ischl eingetroffen. Der Photograph hatte keine anständigere Unterkunft für sich und den Freund, der bei ihm wohnte, auftreiben können, als eine jener Kammern, deren Miethpreis sich noch von wandernden Künstlern erschwingen läßt.

Der muntere Max und dessen Gefährte mußten schon während ihres kurzen Aufenthaltes in Ischl allerlei Bekanntschaften gemacht haben, denn sie grüßten die Herren an der Einfahrt, begaben sich nach dem ihrer Wohnung gegenüberliegenden Tracte und traten dort an eines der Fenster des Erdgeschosses.

Das Fenster stand offen, aber ein dicht zugezogener Vorhang hinderte den Einblick in das Gemach.

„He, Herr Pusemann, sind Sie zu Hause?" rief Max mit lauter Stimme.

Nach einer kurzen Pause regte sich die Spalte des Vorhanges ein wenig, es ward dort zwischen den Falten etwas sichtbar, was in Form und Farbe einer jener riesigen Treibhauserdbeeren glich, welche die Delicatessenhändler der Residenz an ihren Schaufenstern auszustellen pflegen.

Zu gleicher Zeit näselte eine dünne Stimme: „Ich bin so frei, aber ich kann die Herren nicht empfangen und noch weniger den Vorhang öffnen, denn ich bin augenblicklich decolletirt, wie Eva vor dem Sündenfall!"

„Nun gut," lachte Max, „ich möchte Sie nur daran erinnern, daß wir ja gemeinschaftlich die Promenade besuchen wollten!"

„Ich stehe in fünf Minuten zur Verfügung!" trompetete es hinter dem Vorhange. „Die Herren sind wohl so gütig, so lange im Garten zu verweilen, bis ich —"

„Beeilen Sie sich nur!" unterbrach ihn Max. „Wir werden warten — Sie haben doch nicht noch erst Ihre Nase zu behandeln?"

„Durchaus nicht — für heute ist die Kur abgethan! Ich bin sogleich bei Ihnen!"

Max trat von dem Fenster fort, der junge Maler, der keine Miene verzogen hatte, im Gegentheil ziemlich schwermüthig drein schaute, folgte ihm nachdenklich.

„So," flüsterte Max seinem Gefährten zu, „wir werden hoffentlich auf der Promenade unsere zweite originelle Errungenschaft treffen, den langen Rath Wurzinger."

Eduard konnte sich eines flüchtigen Lächelns nicht erwehren.

„Ich bitte Dich," murmelte er, „laß' diesen Narren gehen — haben wir nicht wenigstens an dem Einen hier genug?"

„Warum denn?" entgegnete Max belustigt.

„Ich habe Dir's schon vorhin gesagt, ich sehe nicht ein, weshalb wir uns solche Vogelscheuchen auf den Hals laden sollen?! Man wird auch uns lächerlich finden, wenn wir mit solchen Wesen umhertraben!"

„Im Gegentheil, sie dienen ganz vortrefflich dazu, unsere Schönheit in das rechte Licht zu stellen!"

„Laß Deine Scherze — ich bin wahrlich zu verstimmt."

„Und weil Du es bist, muß ich Alles aufbieten,

für Deine Zerstreuung zu sorgen. Du zeigst Dich gegen die Vorsehung undankbar, mein Lieber, sie hat uns ja diese beiden kostbaren Kerle geschickt, damit uns der Lachstoff nicht ausgehe. Wenn Du sie nicht durch die graue Brille Deiner hypochondren Laune anblickst, so werden sie Dich amüsiren! Ich sage Dir, sie sind uns werthvoll, denn fallen sie auf, so muß man auch von uns Notiz nehmen! Der langbeinige Rath hat übrigens viele Bekanntschaften hier, er kann uns nützlich sein!"

Während sie so leise mit einander plauderten, schritten sie durch den Hof nach dem Garten.

Eduard mied den sonnigen Theil desselben, wo die hagere, vom Bademantel umfluthete Dame auf und ab spazierte, er schlenderte einem dichtbelaubten Kastanienbaum zu und setzte sich dort auf eine Bank.

Max folgte dem Freunde dorthin, nahm neben ihm Platz und zündete sich eine Cigarre an.

„Willst Du rauchen?" fragte er dann.

Der junge Maler wies das ihm dargebotene Etui zurück und sagte zerstreut: „Ich danke — ich —"

Er hielt inne und erhob sich rasch.

Max hielt ihn lachend am Rockzipfel fest.

„Wohin schon wieder?" rief er.

„Ich denke, Du kannst diesen Herrn Pusemann hier ganz gut allein erwarten — ich möchte mich erkundigen, ob der Poststellwagen schon von Traunkirchen angelangt ist, — wollt Ihr nicht meine Rückkunft abwarten, so finden wir uns ja auf der Promenade!"

„Was Teufel, Mensch, Du bist von einer fluchwürdigen Ungeduld beseelt! Du darfst mir nicht von der Stelle! Ich dulde nicht, daß Du Dich lächerlich machst — Du warst heute schon dreimal auf der Post, das ist genug. Die Ordon wird wohlbehalten an den Ort ihrer Bestimmung gelangen, ohne daß Du nöthig hast, sie in Empfang zu nehmen. Du kannst ihr ja doch nicht das Geleite bis zu ihrem neuen Aufenthalte geben — sie hat sich das ja ausdrücklich verbeten!"

„Freilich wohl, aber —"

„Nun, so setze Dich wieder zu mir!"

Eduard leistete der Aufforderung mit schlecht verhehltem Unmuth Folge.

„Ich meinte nur," sagte er, „es werde die arme junge, verlassene Frau freuen, wenn sie gleich bei ihrer Ankunft von dem Freunde —"

„Ja, würdest Du ganz als Freund kommen,"

unterbrach ihn Max ein wenig sarkastisch, „so aber steckt noch ein gut Theil jenes unglücklichen Anbeters in Dir, von dem die Ordon nichts wissen will!“

„Hermine liebt mich,“ fuhr der Maler gereizt auf, „und nur die Umstände zwingen sie —“

„Schon recht! Sind aber diese Umstände, die Du mir gegenüber als ein Geheimniß behandelst, so zwingender Natur, daß aus Eurer Verbindung nie etwas werden kann, wie Du mir bereits genugsam mitgetheilt hast, dann wäre es doch wohl am vernünftigsten, aus der Nothwendigkeit eine Tugend zu machen und Dich allmählich mit ruhigerem Blute in Dein Schicksal zu finden. Die Ordon zeigt, daß sie es vermag, warum solltest Du es nicht können? Freilich scheint mir die Dame Deines Herzens zu den sogenannten starken Charakteren zu gehören — und das ließe sich wohl nicht gerade von Dir behaupten. Ich muß Dir sagen, die Ordon hat mich überrascht — ich stehe da vor einem Räthsel der menschlichen Natur!“

„Wie so?“

„Ich habe noch niemals zuvor ein weibliches Wesen kennen gelernt, das sich so — wie soll ich sagen? — so gut mit einem über dasselbe herein=

gebrochenen erschütternden Unglücke abgefunden hätte, als diese Dame!"

„Wie?" entgegnete Eduard unwillig und mit vorwurfsvoller Geberde. „War Hermine nicht völlig von dem Schmerze überwältigt, den sie über den Tod ihrer Mutter empfand? Zeigte sie sich nicht ganz trostlos, als wir am Morgen nach jener traurigen Wasserfahrt, auf die Kunde von dem betrübenden Ereignisse, nach der Wohnung der armen jungen Frau geeilt waren, ihr unsere aufrichtigste Theilnahme auszudrücken, unsern Beistand anzubieten? Oh, ich sehe sie noch vor mir, wie sie, zwei Tage später, bleich und kummervoll hinter dem Sarge einherwankte, dem auch wir das Geleite gaben, wie sie auf dem kleinen Ortsfriedhofe an der Gruft fast ohnmächtig ward, so daß wir sie hinweg führen mußten. Ich begreife nicht, wie Du behaupten kannst, daß sie den Verlust, den sie erlitten, leicht genommen habe?"

Max schüttelte den Kopf.

„Du hast mich mißverstanden, mein Freund!" versetzte er. „Ich sagte nicht, die Ordon habe sich kalt und gleichgültig gezeigt. Es war mir aber etwas in ihrem Benehmen höchst befremdlich!"

„Nun?" ...

„Ist es Dir entgangen, daß sie, noch vor der Beerdigung der Mutter, oft unmittelbar nach einem heftigen Schmerzensausbruche sich uns gegenüber gewissermaßen vorsichtig beobachtend verhielt, fast als wolle sie die Wirkung berechnen, welche die Kundgebung ihrer Trauer auf uns mache?"

„Welch' unwürdiger Verdacht —!"

„Daß sie, ungeachtet ihrer Verzweiflung, noch Zeit zu allerlei anderen Dingen fand — wie die Beantwortung des Briefes der Gräfin Starnheim, die sorgfältige Umänderung des schleunig von Wien beschafften Trauerkleides, die Besprechungen mit Dir über die nächste Zukunft, die an Klarheit und kluger Ueberlegung nichts zu wünschen übrig ließen, der Eifer, den sie entwickelte, Dich zu bereden, mir hierher zu folgen, als sie vernommen, daß ich mich nach Ischl begeben werde — ist Dir das wirklich entgangen? Ich sollte meinen, wer einen ungeheuren, unersetzlichen Verlust zu beklagen hat, wie den einer Mutter, der könne nicht, kaum erst von solchem Schicksale betroffen, etwas Anderes fühlen und denken, als diesen Verlust. Ist die Ordon eine Heuchlerin, hat sie kein Herz, dann läßt sich Alles erklären. Nach den Mittheil-

ungen aber, die Du mir über ihre Denkungsweise, ihre Dich und Euer Verhältniß betreffenden Entschlüsse gemacht hast, und nach den neuerlichen Beobachtungen, die ich selbst angestellt, hat sich meine Ansicht über sie einigermaßen geändert, — ich halte sie nicht mehr für eine raffinirte Abenteurerin, in deren Schlingen ich Dich wähnte. Dann aber ist mir ihr Wesen unbegreiflich, und weiß ich nicht den Schlüssel zu ihrem Charakter zu finden!"

„Ich sehe nichts Unnatürliches darin," erwiderte Eduard nachdenklich, „daß sie bemüht war, ihren Schmerz durch was immer für Dinge zurückzudrängen. Gelang ihr das, so ist das nur ein Zeugniß von ihrer Seelenstärke —"

„Einer Seelenstärke, mein Freund," fiel ihm Max in's Wort, „die mir sonst nicht im Naturell eines tiefempfindenden Weibes zu liegen scheint. Glaube mir, es ist doch etwas nicht wahr an dieser Frau, wenn sie auch —"

„Genug davon, ich bitte Dich!" bemerkte Eduard rasch und setzte bitter hinzu: „Sei damit zufrieden, daß ich nicht mehr daran denke, der Frau von Ordon etwas Anderes sein zu wollen,

als ein Freund. Als solcher aber werde ich jederzeit für sie einstehen!"

„Wenn sie fortfährt, als Freundin an Dir zu handeln, so ist das auch Deine Schuldigkeit!" lenkte Max ein. „Du hast übrigens Recht, zerbrechen wir uns nicht den Kopf über die Charaktereigenthümlichkeiten einer Dame, die Dir nicht mehr gefährlich ist, weil — sie es nicht sein will."

„Nun," lächelte Eduard verlegen, „dann könnte ich sie ja getrost an der Post empfangen —"

„Warum nicht gar! Du besitzest doch hoffentlich Selbstgefühl?"

„Gewiß!"

„So wirst Du der Ordon nicht nachrennen, die Dir — Du magst die Sache drehen, wie Du willst — denn doch einen Korb gab. Wenn sie Dich zu sehen wünscht, wird sie Dich ja finden, sandtest Du ihr doch gleich gestern Deine Adresse. In den Augen der Frauen gewinnt man mehr, wenn man sich suchen läßt, als wenn man sich aufdrängt!"

„Das ist wahr! Ich — werde mich suchen lassen. Und thut sie das nicht, dann —"

„Ist das eben ihrer eigenthümlichen Seelenstärke zuzuschreiben!" ergänzte Max sarkastisch.

„Sage mir doch, hat sie Dir schon vor dem Tode ihrer Mutter mitgetheilt, daß sie sich um eine Stelle im Hause der Starnheims bewerbe?"

„Nein!"

„So ganz offen war sie also doch nicht gegen Dich! Und daß sie schon damals beabsichtigte, sich von der Mutter zu trennen, scheint —"

„Ah, Du möchtest Hermine von Neuem verdächtigen!" unterbrach ihn Eduard, indem er sich ungeduldig erhob.

Auch Max stand auf.

„Lassen wir also die Ordon ganz aus dem Spiele! Es wird uns das nicht schwer werden, denn man begegnet hier bei jedem Schritte ganz allerliebsten Damen, die geeignet sind, uns weit besser zu beschäftigen. Deine Freundin hat Dir freilich gerathen, Deines Berufes halber das Ischler elegante Treiben aufzusuchen, aber wer weiß, ob nicht der geheime Wunsch dahinter steckte, Dich der schwermutherregenden Einsamkeit zu entziehen und Deine Augen auf ein anderes weibliches Wesen zu lenken?!"

Eduard machte große Augen.

„Glaubst Du das wirklich?" rief er lebhaft.

„Ich sage nichts weiter, sonst heißt es wieder,

ich verdächtige! Uebrigens warum solltest Du so weisen Absichten, wenn sie überhaupt bestehen, zuwider handeln? Du bist ganz wie geschaffen, Dein Glück nicht nur als Künstler, sondern auch als Mensch zu machen!"

„Geh', ich bin ein armer Teufel, besitze weder Rang, Titel noch — Ruhm!"

„Ei was, dafür hast Du andere Eigenschaften, gegen welche keine Dame unempfindlich ist. Mein Freund, in Deiner Lage mußt Du darnach trachten, eine glänzende Partie zu machen, und nicht an einem sentimentalen Roman hängen zu bleiben, bei dem der Mensch verhungert und der Künstler zu Grunde geht!"

„Etwas Aehnliches hat mir auch Hermine gesagt!" murmelte Eduard.

„Nun also, das war sehr gescheidt und sehr — seelenstark! Du kannst freilich keine blaublütige Aristokratin heimführen, aber irgend eine für Kunst und Poesie schwärmende Tochter eines reichen Industriellen oder Bankiers zu erobern, gehört doch nicht zu den Unmöglichkeiten. Und solche Damen werden hier sicher zu Dutzenden umherlaufen! Ein Ideal und dazu ein voller Geldsack, wie herzerhebend für einen Künstler! Du

meinst, ein solches Ideal zu erringen, sei unromantisch? Energischer Widerstand des Alten, heimliche Zusammenkünfte mit der Geliebten, Entführung, schließliche Versöhnung mit dem Geldsack — dem Vater, wollt' ich sagen, — ist das nicht Romantik genug? Eduard, suche Deine Kunigunde nur getrost dort, wo die Actien blühen, und nicht anderswo!"

„Närrischer Mensch, höre auf!" flüsterte der junge Maler, wider Willen lächelnd. „Dort kommt schon der Pusemann — laß' ihn nicht Deine Thorheiten hören!"

Der neue Bekannte der Freunde kam in der That über den Hof dahergewackelt.

Er war etwa vierzig Jahre alt, klein, dick und unbeholfen und sah aus wie ein aufgeblähter Frosch. Nicht nur seine runde Gestalt, auch seine Gesichtszüge waren überaus possirlich, namentlich durch die Ernsthaftigkeit, die diesem gleichsam breitgedrückten Antlitze eigen war, zwischen dessen strotzenden Wangen sich eine höchst bemerkenswerthe Nase ganz besonders siegreich hervordrängte. Es war das eine jener Nasen, welche man Traubennasen nennt, ohne Zweifel, weil diese Nasengattung mit ihren dunkelröthlich schimmernden Auswüchsen den

Beeren jener Pflanze gleicht, der Vater Noah vor so und so viel Jahren die erste Sorgfalt widmete. Schwarze, fast fingerbreite Augenbrauen, Blinzelaugen und ein Doppelkinn, das nahezu einem Kropfe glich, vervollständigten diese Physiognomie in entsprechender Weise. Der ganze Mann sah der stereotypen Theaterfigur, die der verstorbene Scholz lieferte, wie ein Ei dem andern ähnlich, nur kleidete sich Herr Pusemann, Rentier und Hausbesitzer von Wien, sehr elegant und trug fast beständig einen goldenen Zwicker, von dem man bewundern mußte, daß er noch Platz neben den „Trauben" fand.

Herr Pusemann also, das Haupt durch einen breitrandigen Panama und obendrein einen Schattenspender geschützt, kam bis zu der Gitteröffnung, gab sich aber keine Mühe, sich dort durchzuzwängen.

„Fertig, meine Herren!" schmetterte er wie eine Kindertrompete, indem er stehen blieb und mit einem solchen Ausdruck von Wehmuth nach den beiden jungen Leute schaute, daß diese Mühe hatten, sich eines lauten Gelächters zu enthalten.

Max und sein Freund begaben sich zu dem ihrer Harrenden.

„Also die Kur für heute beendigt? Macht

Ihre Nase bereits Fortschritte?" fragte der Erstere so sanft und ruhig, daß Herr Pusemann, der Alles ernsthaft nahm, wie dies die Beschränkten zu thun pflegen, nicht die Schelmerei des Photographen ahnte.

„Leider nein!" seufzte Herr Pusemann, nur die zweite Frage beantwortend. „Ich bin recht unglücklich!"

„Weshalb? Sind Sie nicht reich? Besitzen Sie nicht Alles, was Sie sich nur wünschen können?"

„Das wohl, aber — meine Nase macht mir das Leben sauer!"

„Dann sind die Trauben an der Nase wohl noch nicht reif!" murmelte Max in sich hinein, ohne eine Miene zu verziehen.

„Wie sagten Sie?" fragte Pusemann.

„Ich meine nur, daß ich das nicht begreife!"

„Sie begreifen das nicht? Aber bin ich nicht beständig den Neckereien meiner Freunde ausgesetzt?"

„Das ist traurig, die Menschen sind schon so — ein Rubin am Finger pflegt den Neid der Welt, ein Rubin im Antlitz ihren Spott herauszufordern. Machen Sie sich nichts daraus!"

„Sie haben leicht reden! Das Schlimmste ist, man hält mich für einen Säufer, und ich habe doch seit Jahren nur Wasser getrunken!"

„Aber früher —?"

„Freilich früher — das ist ja aber schon so lange her! Da hat ein Professor Büchner — derselbe, der behauptet, daß der Mensch vom Affen abstamme — ein Buch über den Stoffwechsel geschrieben — die Wissenschaft soll es herausgebracht haben, daß der Mensch sich durch Stoffwechsel alle vier Wochen erneuert — warum erneuert sich meine Nase nicht? Es muß nichts d'ran sein!"

„An der Nase?"

„Nein, an der Geschichte vom Stoffwechsel!"

„Das geht wohl nicht so rasch, als Herr Büchner meint, denn Ihre Nase hat gewiß auch lange gebraucht, bis sie in diesen Zustand versetzt wurde."

„Ich erinnere mich nicht, ich weiß nur, daß ich anfange, lebensüberdrüssig zu werden!"

„Aber ich bitte Sie, wegen einer solchen Kleinigkeit!"

„Meine Nase ist keine Kleinigkeit!"

„Ich will Ihnen nicht widersprechen!"

„Wenn ich sie nur wenigstens sitzen hätte, wo sie Niemand sehen würde!"

„Erlauben Sie, wo denn da?“

„Ach! Soll ich Ihnen meine Krankengeschichte erzählen?“

Eduard, der sich in die Lippen gebissen und halb abgewendet hatte, stieß jetzt den sich einen unerschütterlichen Ernst bewahrenden Freund verstohlen an.

„Das können Sie auf dem Wege zur Promenade thun,“ antwortete Max, „hier im Hofe fängt die Sonne an, sehr lästig zu werden!“

„Wollen Sie zu mir unter meinen Schirm treten?“

„Aber der schützt ja Ihren eigenen, nicht unbeträchtlichen Umfang kaum zur Hälfte. Gehen wir nur, wir wollen doch auch etwas von dem eleganten Treiben in der Franzens-Allee sehen!“

Die Drei steuerten durch den Hof der Hausdurchfahrt zu, von deren Ecke bereits die früher erwähnten Herren sammt dem Führer verschwunden waren. Sie gingen durch das Vordergebäude auf die Straße hinaus.

Unter der Einfahrt, am Fuße der nach dem ersten Stocke führenden Stiege, erblickten sie zwei Diener in reicher geschmackvoller Livrée, einen

Lakaien und einen Reitknecht. Der Erstere, ein junger Neger vom schönsten Nußbraun, gab sich eine sehr wichtige Miene, ließ die Augen umherrollen, daß rings um die Pupillen herum das Weiße sichtbar ward, hielt den platten Schnüffler sehr hoch und kauderwälschte in Einem fort, die dicken aufgeworfenen Lippen geringschätzig herabziehend. Sein weißer Kamerad, der ihn halb bewunderte, halb belächelte, sich aber nicht minder brüstete, schien sich viele Mühe zu geben, sich ihm verständlich zu machen.

„Hoho!“ murmelte Max mit einem Seitenblick auf diese Beiden. „Gehören diese Burschen hier in's Haus?“

„Ja! Sie sind in der ersten Nachmittagsstunde hier angelangt,“ schnofelte Herr Pusemann eifrig, „diese da und noch ein Kutscher, zwei Reitpferde, zwei Wagenpferde und eine sehr elegante Equipage — prächtige Pferde, sage ich Ihnen — aber das war ja ein Lärmen und Rennen und ein Aufsehen im ganzen Hause, bis dieser ganze Zuwachs untergebracht war, daß ich nicht einmal ein Nachmittagsschläfchen halten konnte — haben Sie denn nichts davon gehört?“

„Wir waren nicht zu Hause!“ bemerkte Eduard.

„Wer wohnt denn hier im ersten Stocke?“ fragte Max.

„Vorläufig noch Niemand,“ versetzte der dicke Rentier, „denn die Dienerschaft ist vorausgesendet worden und ihr Herr wird erst in einigen Tagen von Wien eintreffen.“

„Wie heißt er?“

„Oberst Leskow — ein sehr reicher Baron, einer von jenen Amerikanern, die immer ein kleines Kalifornien mit sich herumtragen!“

„In Amerika giebt es keinen Adel!“

„Er soll ein Deutscher sein, der sich amerikanisirt und den Krieg mitgemacht hat.“

„Ja, ja — ich habe schon in Wien von ihm gehört.“

„Ich auch! Hab' ihn auch kutschiren sehen, sehr nobler Cavalier, hat die vornehmsten Verbindungen —“

„Das ist mir höchst gleichgültig, mein Bester!“ unterbrach Max den kleinen Rentier spöttisch. „Aber meinem Freunde und mir ist es durchaus nicht schmeichelhaft, daß die Rosse dieses Herrn noch zu dem Parfum unserer Wohnung beitragen werden — man bringt den Stallgeruch kaum aus den Kleidern heraus! Ließe sich nur ein anderes

Quartier auftreiben — aber hier ist Alles so schändlich theuer — ich werde wohl bald mein Bündel schnüren und weiter wandern, tiefer in die Berge —"

„Ja, ja, Ihr Geschäft — werden Sie nicht Ihre Bilder hier irgendwo ausstellen?"

„Da sehen Sie vorerst etwas!" rief Max lachend und wies nach der Wand des Hauses.

Neben der Einfahrt hing ein Glaskasten, der Photographien enthielt, Ansichten vom Salzkammergute.

Herr Pusemann beäugelte durch seinen Zwicker die Bilder und murmelte ein „Süperb!"

„Das ist der Anfang, und der liebenswürdige Herr Bauer hat mir ebenfalls gestattet, meine Bilder an seinem Hotel auszustellen. Doch gehen wir jetzt!"

Max und Eduard setzten sich in Bewegung, Herr Pusemann watschelte neben ihnen. Sie schlugen die Richtung nach der Franzens-Allee ein.

„Darf ich Ihnen jetzt meine Krankengeschichte erzählen?" hub der Rentier nach kurzer Pause an.

„Nach reiflicher Ueberlegung muß ich dagegen in Ihrem eigenen Interesse protestiren!" versetzte

Max mit Würde. „Man soll nicht in seinen Schmerzen wühlen, das verschlimmert die Sache!"

„Wohl wahr, aber finden Sie es nicht erklärlich, daß mir meine Nase beständig durch den Sinn geht?"

„Das ist jedenfalls doch noch besser, als wenn Ihnen der Sinn durch die Nase ginge. Grübeln Sie nicht, erheitern Sie sich! Ich werde ein wenig Ihr Arzt sein, Sie bedürfen der Zerstreuung, müssen mit uns Landpartien machen, zu den Almen hinauf —"

„Das wäre sehr schön — aber ich bin so corpulent und kurzathmig —!"

„Giebt es hier nicht Träger und Sänften in Ueberfluß? Sie werden doch wohl nicht von Ischl scheiden wollen, ohne einer „sauberen Almdirn'" einen „Bleamb'such" abgestattet zu haben?"

„Ja, freilich — dergleichen schickt sich wohl für einen Künstler, aber nicht für — für —"

Herr Pusemann blieb den Rest seiner Bemerkung schuldig und trabte gedankenvoll weiter. Aber unvermerkt verzogen sich seine schwulstigen Lippen zu einem Schmunzeln, das keineswegs wehmüthig war, blitzten hinter dem Zwicker seine kleinen Augen, als hätten sie eine funkelnagelneue

Politur erhalten. Und plötzlich platzte er heraus: „Ja, wir werden einige Almen besuchen, aus — aus Gesundheitsrücksichten!"

„Natürlich!" entgegnete Max, ohne eine Miene zu verziehen, und fügte heiter hinzu: „Jetzt aber, meine Herren, bitte ich, daß wir uns vorläufig nicht mit der Zukunft, sondern nur mit der Gegenwart beschäftigen, denn dort taucht bereits die „schöne Welt" mit all ihrem verführerischen Zauber vor uns auf!"

Die drei Herren erreichten die Esplanade und begaben sich zu der schattigen, sich den Traunfluß entlang ziehenden Allee.

Die Promenade war bereits sehr besucht. Schöne und häßliche, jugendliche und alte Damen führten ihre mehr oder minder blendenden Toiletten spazieren, auch hatten sich die „Herren der Schöpfung" ziemlich zahlreich eingefunden, namentlich war jene „alte Garde", die an Galanterie und Ausdauer die „jungen Greise" der Großstädte zu beschämen pflegt, stark vertreten. Fast alle Sitzplätze der Allee waren besetzt, manche Damen, von einer Gruppe getreuer Cavaliere umgeben, hielten dort Hof oder ließen die Vorüberwandelnden „Spießruthen laufen", während die auf und

ab Schlendernden ihnen in dieser Beziehung nichts nachgaben. Man plauderte, musterte die Toiletten, begrüßte einander, tauschte bald freundliche oder kokette, bald höhnische, neidische oder gleichgültige Blicke aus, wie das überall geschieht, wo sich die elegante, selbstgefällige und glänzende moderne Gesellschaft versammelt.

Unsere Herren mischten sich unter die Spaziergänger und schlenderten langsam weiter.

Eduard vergaß seine Schwermuth und sogar die grausame Freundin; sein leicht erregbares Künstlergemüth fühlte sich durch das bunte Treiben angezogen, dem hier eine so reizende landschaftliche Umgebung als Rahmen diente.

„Nehmen wir unsern Kaffee beim Molkensieder!" schlug Max vor.

Der Maler und der Rentier waren damit einverstanden. So begab man sich denn nach dem Etablissement, das am Ende der Franzens-Allee liegt.

Die Herren fanden dort Platz, ließen sich Kaffee bringen, musterten die an den anderen Tischen Sitzenden und jene Lustwandelnden, welche hier Kehrt machten oder sich den Parkanlagen der „Au" zuwandten.

Etwa eine halbe Stunde war vergangen, als Eduard den Freund ziemlich hastig anstieß.

„Wer mögen diese Damen sein?" fragte er, indem er dem Photographen durch eine Kopfbewegung andeutete, wohin er zu blicken habe.

„Meinst Du jene stolze Schönheit im lilafarbenen, spitzenbesetzten Schleppkleide und ihre reizende junge Begleiterin?"

„Ja!"

„Ich kenne sie nicht. Sind Ihnen dieselben bekannt, Herr Pusemann?"

„Nein. Aber dort kommt der Rath Wurzinger, der alle Welt kennt, er wird Ihnen Auskunft geben können!"

„Der ältliche Herr, welcher sie begleitet, sieht sehr aristokratisch aus!" fuhr Eduard fort.

„Diese Damen werden Mutter und Tochter sein!" warf Max hin.

„Unmöglich!" versetzte Eduard lebhaft. „Ich halte sie für Schwestern. Die Aeltere ist wahrhaft imponirend, sie schreitet wie eine Königin einher!"

„Mir wäre die Jüngere lieber! Ich wette, daß Deine Königin sehr verlieren würde, könnten wir sie ohne jene Toilettenkünste sehen, die sie an sich

verschwendet hat. Sie ist viel älter, als Du glaubst!"

„Als ob es darauf ankäme! Du bist ein materieller Mensch, ich betrachte diese Dame nur vom künstlerischen Standpunkte aus!"

„So nimm ihn dieser Schönheit nur recht nahe ein und Du wirst eine Enttäuschung erleben — sie blendet wohl nur in der Ferne!"

Während die Freunde diese Bemerkungen leise austauschten, war es Herrn Pusemann durch allerlei Zeichen gelungen, sich dem vorerwähnten Rathe bemerklich zu machen.

Dieser kam jetzt mit Storchschritten heran.

Der pensionirte Rath Wurzinger — die zweite „Badeerrungenschaft" des lustigen Max — war ein langer, hagerer Mann von ungefähr fünfzig Jahren. Sein kurzer Oberkörper ruhte auf Beinen, die so langgestreckt waren, daß man sich versucht fühlen konnte zu glauben, er gehe auf Stelzen. Die schmächtigen Arme dieses Herrn und der langgestreckte Hals waren den Beinen völlig entsprechend, so daß der Rath ohne Zweifel einer Giraffe ähnlich gewesen wäre, hätte es ihm beliebt, auf Händen und Füßen zugleich zu gehen. Diese Aehnlichkeit sprang jetzt um so mehr in die

Augen, als der Rath vom Kopf bis zu den Staubgamaschen hinunter völlig gelb gekleidet war, denn er trug heute einen Nankinganzug und einen Panamahut, zu dem die flachsgelbe Perrücke harmonirte, aber seltsam gegen den langen grauen Backenbart abstach, dessen weder ein Engländer noch ein Wiener Zahlkellner sich hätte schämen dürfen.

Bevor der Rath sich zu dem Tische Pusemann's durchwinden konnte, zog er vor dem ältlichen Herrn und den Damen, welche Eduard's Aufmerksamkeit erregt hatten und die jetzt, umherblickend und wie einen geeigneten Platz suchend, stehen blieben, höflich den Hut.

Unsere Herren, sogar Eduard, dessen Neugier sich zu steigern schien, empfingen den Gelben freundschaftlich. Dieser ließ sich neben ihnen auf den am Tische einzig noch leeren Rohrsessel nieder.

Der junge ungeduldige Maler wartete nicht, bis der Rath zu Athem kommen konnte, sondern begann ziemlich hastig: „Sie haben soeben jene Damen gegrüßt — wer sind sie, wenn ich fragen darf?"

Der engbrüstige Rath keuchte, und so oft er

dieses that, brachte er, wie es seine Gewohnheit war, ein sehr deutliches „Puh!“ zu Gehör.

„Fürchterliche Hitze — Puh — jedenfalls dreißig Grad!“ stöhnte er, während er ein weißes Taschentuch hervorzog und sich damit fächelte. „Wie wird das im Sommer werden?! Puh! Wer jene Damen sind? Ei, Sie kennen dieselben nicht?“

„Wären sie mir bekannt, ich würde Sie nicht darum befragen, Herr Rath!“

„Sehr richtig! Nun, die Große mit der stolzen Miene ist die Gräfin Starnheim — Puh!“

„Ah!“ murmelte Eduard überrascht, stieß den Freund an und flüsterte: „Hast Du es gehört? — Dieselbe Dame, bei der Hermine Aufnahme findet!“

„So, so!“ antwortete Max.

„Der hochmüthige graue Herr dort neben ihr,“ fuhr der Rath fort, „ist ihr — Puh! — ihr Gemahl, und die allerliebste kleine Blondine an ihrer Seite ihre Tochter, die Comtesse Leontine!“

„Siehst Du wohl, mein edler Idealist, daß ich Recht hatte?“ bemerkte Max sarkastisch, sich zu dem Freunde wendend.

Eduard aber nahm sich keine Zeit, diesen Ausfall zu beantworten.

Während der Rath sprach, hatte der Maler die kleine Gruppe, mit der man sich beschäftigte, unabläſſig beobachtet. Und da hatte er denn gewahrt, daß zwei jugendlich gekleidete, aber schon etwas altjüngferliche Damen sich von einem Tische in der Nähe erhoben und mit affectirter Zärtlichkeit sich der gräflichen Familie genähert hatten. Diese war dann, auf die Einladung jener Damen, an den Tisch derselben getreten, war dort von einer alten, süßlich lächelnden dritten Dame empfangen und gebeten worden, Platz zu nehmen, wobei es sich aber herausgestellt hatte, daß für die Ankömmlinge ein Sessel zu wenig sei.

Man stand also an jenem Tische, rathlos umherblickend, denn rings waren alle Plätze besetzt.

Eduard besann sich auch nicht einen Moment. Er schnellte von seinem Sessel auf, ergriff ihn, näherte sich der Gräfin und bot ihn derselben höflich und bescheiden an.

Die stolze Dame wollte augenscheinlich das Anerbieten mit vornehmer Kälte ablehnen. Aber sie konnte dabei doch nicht umhin, den Aufmerksamen zuvor eines Blickes zu würdigen.

Und dieser Blick wandelte die Frau Gräfin entschieden um, denn er zeigte ihr einen jungen, tadellos gekleideten Menschen mit so schönen kornblauen Augen, so bildhübschen feinen Zügen, einer so graziösen Haltung, daß es eine Sünde gewesen wäre, ihn eisig abzufertigen. Die Gräfin dachte dies jedenfalls oder etwas dergleichen, denn ihre Lippen umspielte ein gnädiges Lächeln und sie lispelte: „Aber ich beraube Sie, mein Herr!"

„Nicht doch, gnädige Frau," entgegnete Eduard ein wenig schüchtern, „ich würde mich glücklich schätzen, wenn Sie mir die Ehre erweisen wollten, diesen kleinen Dienst von mir anzunehmen!"

Die schöne Dame nickte herablassend und schoß Eduard neuerdings einen Blick zu, der dem jungen Künstler das Herz zu versengen drohte. Er erröthete, verbeugte sich, zog sich zu seiner Gesellschaft zurück und forderte die Herren mit einer gewissen Hast auf, ein wenig weiter in die Au hinaus zu pilgern.

Weder der Rath noch Herr Pusemann hatten etwas dagegen einzuwenden, und so mußte denn Max wohl oder übel mit den Anderen aufbrechen.

Er schob seinen Arm unter den des Freundes und flüsterte sarkastisch: „Bravo, Du bist specula-

tiver, als ich gedacht habe. Ich würde aber an Deiner Stelle nicht so rasch von hier verschwinden, sondern vorerst zu ergründen suchen, ob nicht auch für Dich kleine Ursachen große Wirkungen erzielen können!"

„Du bist ein Narr!" murmelte Eduard gereizt.

„Das weiß ich längst, aber meine Narrheit ist weniger gefährlich als jene, zu der Du einiges Talent besitzest. Warum zerrst Du mich so zur Seite?"

„Ich will nicht an dem Tische vorüber, wo — die Damen sitzen, es würde das so aussehen, als wollte ich mich bemerkbar machen!'

Max lachte. Die Herren schlenderten vom Etablissement Molkensieder aus den Auanlagen zu.

Die Gräfin Starnheim hatte inzwischen nebst Gemahl und Tochter an dem Tische ihrer Bekannten Platz genommen. Diese waren eine Gräfin Reinthal mit ihren Töchtern. Die alte Dame mit dem verschrumpften, pergamentfarbenen Antlitze, dessen Nase und Kinn einander fast berührten, da der Mund zahnlos war, glich einer verwitterten Mumie, und ihre Comtessen — die armen, grundhäßlichen Mädchen hatten niemals einen Bewerber gefunden, weil die Reinthals nur ein sehr kleines

Vermögen besaßen — strebten der Mutter würdig nach. Trotz ihrer beschränkten Mittel mußten sich die Reinthals aber doch jährlich mindestens einen Monat in Ischl aufhalten; ihr Name und Rang verlangten das schwere pecuniäre Opfer, das sie dadurch brachten. Sie suchten sich dafür zu entschädigen, indem sie so viele Badegäste als möglich zu Opfern ihrer bösen Zungen machten.

Die stattliche Starnheim und Leontine, die jetzt ein grau und rosa gemustertes Foulardkleid trug, reizend in Faltenwurf, Schnitt und Aufputz, stellten die Reinthals, deren Toiletten etwas dürftig und zusammengestoppelt aussahen, bedeutend in den Schatten, doch das hinderte diese neidischen Damen keineswegs, sich so zärtlich wie nur möglich den Starnheims anzuschließen, wobei sie jedoch nicht versäumten, den „lieben Freunden", wo es sich thun ließ, kleine versteckte Bosheiten zu sagen.

Der Graf Starnheim mischte sich nur wenig in die Unterhaltung, die am Tische geführt ward. Er war ein hochgewachsener, etwas hagerer, aber kräftig gebauter Mann. Er glich seinem Bruder Hermann weder dem Aeußeren, noch dem Charakter nach. Er konnte herrisch, glatt, abstoßend,

liebenswürdig sein, je nach Umständen; den Grundzug seines Wesens bildeten Genußsucht und Egoismus. Er war ganz der Mann, der zu seiner Gemahlin paßte, damit ist aber nicht gesagt, daß sie einander etwa besonders zugethan waren — sie verfolgten gleiche Zwecke und darum verstanden sie einander, hatten sie bisher in Einigkeit gelebt. Ueber die äußere Erscheinung des Grafen Norbert läßt sich noch hinzufügen, daß er, ungeachtet seines spärlichen grauen Haares und eines ziemlich stürmischen Vorlebens, noch sehr frisch und wohlconservirt aussah, ein etwas stark markirtes, glatt rasirtes Gesicht und einen scharfen, bisweilen lauernden Blick hatte.

Der kleine Kreis, den die Starnheims und Reinthals heute beim Molkensieder bildeten, erweiterte sich bald, denn es fanden sich noch einige Herren ein, ein schmucker Uhlanenrittmeister, ferner ein Baron Trost, der ein College Günther's war, und ein Baron Egern. Die jungen Herren, insgesammt zu der „jeunesse dorée“ und den Sportsmännern der Residenz gehörend, waren fast überall dort zu erblicken, wo sich die Gräfin Starnheim und deren Tochter öffentlich zeigten, aber ihre Huldigungen galten wohl eigentlich der an=

muthigen Leontine, die keinen von ihnen besonders auszeichnete.

Die jugendlichen Cavaliere brachten regeres Leben in die Unterhaltung, denn Egern, der kleine Dandy mit der großen Glatze und der harmlosen Physiognomie, war die lebendige Zeitung von Ischl. Der satyrische Baron Trost, dessen Monocle mit dem rechten Auge verwachsen schien, hatte bisweilen keine schlechten Einfälle, und nur der schmucke Rittmeister von Sternhof wußte nichts weiter zu bieten, als seine zierliche Figur und die gewissen üblichen Salonredensarten.

Diese Verehrer Leontinens nahmen von den alternden Comtessen nur gerade so viel Notiz, als es die gute Lebensart erfordert, dafür aber rächten sich diese Damen, indem sie anscheinend harmlos gegen die jungen Dandies den Obersten Leskow ausspielten, ihren gefährlichsten Nebenbuhler, von seinen Vorzügen mit erkünstelter Begeisterung sprachen und dadurch seinen Neidern ganz artige Nadelstiche versetzten.

„Warum nur der liebe Oberst noch so lange in der Residenz zögert?“ ließ sich Comtesse Adeline vernehmen.

„Mein Gott, es wird traurig um unsere Ausflüge bestellt sein," ergänzte ihre Schwester Thekla, „wenn er uns fehlt! Er ist denn doch die Seele aller Gesellschaften, nicht wahr, meine theure Leontine?"

Die Befragte lächelte, was für eine zustimmende Antwort gelten konnte.

Der Rittmeister drehte seinen Schnurrbart und bemerkte etwas spitzig: „Man sollte in Ihrem Interesse wünschen, Comtesse Thekla, daß dieser bewunderungswürdige Oberst bald erscheinen möge!"

„Und in dem Ihrigen, Herr Rittmeister, daß er daran verhindert werde!" lautete die schlagfertige Antwort.

Die alte Gräfin Reinthal schnitt dem vor Aerger erröthenden jungen Offizier eine Entgegnung ab, indem sie trocken sagte: „Sollte der Oberst wirklich so reich sein, wie man behauptet? Ich traue allen jenen Leuten nicht recht, welche einmal „amerikanische" Luft geathmet haben!"

„Ei, meine Gnädige," versetzte der Baron Egern, „warum sollte er nicht reich sein? Wie haben es denn die Herren Bazaine, Palikao und Consorten in Mexiko, China und so weiter gemacht? Der Oberst wird es im Kriege mit dem

Mein und Dein auch nicht so genau genommen haben!"

In Leontinens schönen Zügen spiegelte sich etwas wie Mißstimmung ab.

Ihre Mutter aber entgegnete lächelnd, doch beißend: „Sie scheinen zu vergessen, lieber Baron, daß Leskow kein General ist, und amerikanische Generale überhaupt keine napoleonischen Abenteurer sind!"

„Wie, meine theure Freundin," rief die alte Gräfin scheinbar erstaunt. „Sie lassen sich durch Ihre Herzensgüte so weit verleiten, den Bürger einer — Republik in Schutz zu nehmen?"

„Liebe Gräfin," erwiderte die Mutter Leontinens ohne Zögern, „Leskow hat allerdings für eine Republik gekämpft, aber er ist doch so gut ein deutscher Baron geblieben, wie Jene denn doch immer Fürsten oder Grafen bleiben, welche etwa — die Nothwendigkeit zwingt, wie gewöhnliche Kleinbürger leben zu müssen, nicht wahr?"

„Freilich!" brachte die greise Reinthal mühsam heraus und biß sich dann in die verschrumpften Lippen, während ihre Töchter etwas blaß wurden und ihre Fächer wie auf Commando rascher als sonst in Bewegung setzten.

Graf Starnheim hielt es für nothwendig, die beklemmende Pause, welche einzutreten drohte, rasch abzuwenden.

„Leskow i st reich, liebe Reinthal," sagte er, „ich weiß es genau!"

„Ah," warf Comtesse Adeline boshaft, doch süß lächelnd hin, „Sie hatten also Ursache, sich genau darnach zu erkundigen?"

Der Graf schien über diese naiv vorgebrachte Frage ein wenig außer Fassung zu gerathen.

Der Baron Trost kam ihm zu Hülfe.

„Ei, Comtesse," näselte er, „man weiß doch gern, mit wem man umgeht. Aber ich denke," fuhr er ironisch, doch mit affectirt blasirter Miene fort, indem er durch sein Monocle im Kreise umherblinzelte, „wir haben jetzt etwas Wichtigeres zu thun, als uns mit dem vortrefflichen Leskow zu beschäftigen. Da durch sein Nichterscheinen der Gesellschaft die „Seele" fehlt, wie Comtesse Thekla zuvor anzudeuten beliebten, so weiß ich nun wahrlich nicht, was wir morgen anfangen sollen!"

„Wie so — morgen?" fragte die Gräfin Starnheim nachlässig.

„Mein Gott, haben die Damen schon vergessen,

daß für morgen ein Ausflug nach Hallstadt beabsichtigt war?"

Das liebliche Antlitz Leontinens hellte sich plötzlich auf.

„Ach ja!" rief sie freudig. „Morgen ist ja das Frohnleichnamsfest! Und ich habe mich schon längst darauf gefreut, doch endlich einmal dem Hallstädter Feste, von dem man so Wundersames erzählt, beiwohnen zu können!"

„Sie sahen noch nie diese Procession auf dem Wasser, liebe Leontine?" fragte Comtesse Adeline.

„Nein! Wir sind nie so zeitig nach Ischl gekommen, als in diesem Jahre. Nicht wahr, Mutter, wir fahren morgen nach Hallstadt?"

„Gewiß, mein Kind! Und ich hoffe, liebe Reinthal, Sie nehmen Ihr Wort nicht zurück, das Sie uns gegeben?"

Die alte Gräfin nickte zustimmend.

„Ich und meine Töchter werden von der Partie sein!" sagte sie zum Ueberfluß.

„Nun," fügte der satyrische Monoclemann rasch hinzu, „da uns Herren auch vergönnt wurde, daran Theil zu nehmen, so werden wir uns Mühe geben, gemeinsam ein Surrogat für jene „Seele"

zu bilden, welche so unverantwortlich handelt, dem Ausfluge fern zu bleiben!"

Comtesse Thekla lächelte fast verächtlich.

Die Mutter Leontinens aber sagte sanft und vorwurfsvoll, während doch Schadenfreude aus ihren dunklen Augen blitzte:

„Lieber Trost, necken Sie doch nicht beständig unsere gute Thekla —!"

„Oh, meine Theure," unterbrach sie die alte Gräfin, der die höhnische Absicht der Starnheim nicht entging, mit freundlicher Grimasse, „meine Tochter weiß sich schon zu vertheidigen. Ich gestehe offen, daß ich den Obersten nicht bei unserem Ausfluge vermissen werde, wohl aber Ihren Schwager, den lieben, guten Hermann. Ich erinnere mich noch gar wohl, daß er dabei war, als Sie und ich vor — ist es nicht schon zehn Jahre her? Mein Gott, wie rasch die Zeit vergeht, wir sind doch schon recht alt geworden, meine Theure! — ja, ja, als wir vor zehn Jahren der Hallstädter Feierlichkeit beiwohnten. Damals war Ihr guter Schwager noch rüstig, aber jetzt ist er wohl recht schwach und kränklich und muß wohl beständig das Zimmer hüten, da man seiner gar nicht mehr ansichtig wird, sogar dann nicht, wenn man Sie besucht!"

Der Gräfin Starnheim kam diese Wendung des Gespräches, abgesehen von dem Seitenhiebe auf ihr Alter, höchst unbequem, zumal sie überzeugt war, daß die Reinthal es nur irgend einer maliziösen Anspielung wegen auf den Onkel Hermann gelenkt habe.

„Seine Gicht macht es ihm leider unmöglich, sich öffentlich zu zeigen!" erwiderte sie kühl.

„Er könnte doch wenigstens im Rollwagen die Promenade besuchen und so sich zerstreuen!" fuhr die Reinthal scheinbar harmlos fort. „Aber ich begreife, seine Leiden werden ihn wohl ein wenig menschenscheu gemacht haben. Es ist für den armen Mann wahrlich ein wahres Glück, daß er seine theuren Verwandten in seinem Hause um sich hat, er würde ja sonst völlig absterben!"

Die Mutter Leontinens schoß bei diesem „in seinem Hause" einen giftigen Blick auf die mumienhafte Dame, der Graf räusperte sich ziemlich laut, Leontine aber sagte ganz arglos: „Ach, der arme Onkel leidet nicht so sehr an der Gicht und den Augen, als an einer bösen Schlaflosigkeit!"

„Ei, dagegen giebt es ja gerade hier ein ganz vortreffliches Mittel!" bemerkte der Baron Egern eifrig.

„Wirklich? Gerade hier?“ fragte der Graf gleichgültig.

„Freilich! Ihr Herr Bruder braucht sich nur im Hôtel Bauer einzuquartieren,“ entgegnete Egern, indem er nach der nächsten Höhe wies, „und er wird schlafen, wie — wie ein Türke!“

„Es hat allerdings eine schöne Lage,“ bemerkte die Gräfin Starnheim, der es darum zu thun war, ihren Schwager aus der Unterhaltung verschwinden zu machen. „Die Luft mag dort wohl reiner sein, als hier im Thale, der würzige Harzduft des nahen Waldes trägt wohl auch sehr zur Nervenstärkung bei, aber ich wüßte denn doch nicht, warum man dort besser schlafen sollte, als irgendwo sonst in Ischl?“

„Es ist dennoch so, gnädige Frau!“ nahm Egern zuversichtlich das Wort. „Den Herrschaften ist wohl nicht bekannt, daß gerade dieser Umstand in der Geschichte jenes Hôtels eine große Rolle gespielt hat?“

„Ich weiß nichts davon!“ bemerkte der Graf trocken.

„Ich auch nicht!“ sagte die alte Reinthal.

„Es ist eine ganz merkwürdige Geschichte!“ versicherte Egern.

„So lassen Sie uns dieselbe hören!“ hieß es von mehreren Seiten.

„Dieser Egern versteht doch Alles aufzuspüren!“ warf der Rittmeister hin.

Der kleine Baron mit der großen Glatze lächelte selbstgefällig.

Sodann begann er: „Ich muß mit wenigen Worten bis auf die Entstehung jenes Prachtbaues zurückgreifen. Der Erbauer desselben setzte sein Vermögen daran, ein Hôtel zu errichten, das nirgend seinesgleichen habe. Die schwierige Aufgabe ward in Angriff genommen, aber noch war das Gebäude kaum aus dem mühsam entwaldeten und planirten Grunde heraus, als der Hôtelier die Ueberzeugung gewann, daß seine Mittel unzureichend seien, das Werk zu vollenden. So brachte er denn eine Actiengesellschaft zusammen und diese steuerte so viel bei, daß mit frischen Kräften weiter gebaut werden konnte. Aber der rastlos thätige, unternehmende Mann hatte sich auch da verrechnet, die Actionäre, nach dem Sprichworte: „Viele Köpfe, viele Sinne!“ häuften durch ängstliche Kleinigkeitskrämereien die Schwierigkeiten der Unternehmung; der nahezu vollendete Bau, dessen innere Ausschmückung und Einrich=

tung erst theilweise beschafft war, gerieth in's Stocken, und so sah der arme, abgehetzte, von allen Seiten bedrängte Hôtelier, so nahe dem ersehnten Ziele, sich in der Hoffnung getäuscht, seinen genialen Plan doch noch, trotz alledem und alledem, verwirklichen zu können."

„Bekannt, mein Lieber!" schaltete der Graf ein. „Wir wissen ja genugsam, daß —"

„Entschuldigen Sie," fuhr Egern fort, ich mußte diese allerdings bekannten Vorgänge wieder auffrischen, um dadurch dasjenige, was nun folgt, in das rechte Licht zu stellen. Der Hôtelier befand sich also in einer Zwangslage, in der er sein glänzendes Wirthstalent nicht geltend machen konnte; trotz der belebten Saison fanden sich nur wenige Passagiere ein, denn man scheute die halböden Räume und erwartete, dort keinen Comfort zu finden. So standen die Sachen, als eines Tages das Eintreffen eines reichen Amerikaners, der an der Dampfboot-Station von Ebensee in Empfang zu nehmen sei, voraus gemeldet ward. Der Hôtelier hatte nichts Eiligeres zu thun, als mit seinem Fuhrwerke zur bestimmten Stunde nach der Station zu kutschiren. Der Yankee traf ein, mit ihm dessen Gatten, eine blasse, schwächliche

Dame. Unser Hôtelier entwickelte dem seltsamen Gaste gegenüber seine ganze bekannte Liebenswürdigkeit, doch leider zu seinem Nachtheile, denn nicht nur sie erregte das Mißtrauen des Amerikaners, sondern auch der Umstand, daß der Besitzer eines Hôtels ersten Ranges sich beeifere, einen Passagier persönlich einzuholen. Dennoch stieg der Yankee mit seiner Gattin in den Wagen und ließ sich nach Ischl kutschiren. Als aber dieses erreicht war und endlich das Fuhrwerk bei einbrechender Dunkelheit sich mühsam auf dem damals sehr primitiven Wege bergan schleppte und der Fremde das Hôtel erblickte, aus dessen Fenstern ihn eine trostlose Oede anstarrte, da ward er zornig und erklärte energisch, er wolle nicht dort hinauf. Alle Vorstellungen des Hôteliers blieben fruchtlos. In diesem kritischen Momente aber fand er in der bleichen Dame eine unerwartete Unterstützung. Die arme Frau war sehr entkräftet, denn sie litt seit vier Jahren an einer unseligen Schlaflosigkeit, die keinem Mittel weichen wollte. Sie beschwor ihren Gatten, nicht so spät noch umzukehren, um eine andere Unterkunft zu suchen, sondern wenigstens „diese Nacht" in dem öden Hôtel zuzubringen. Ihr Mann gab grollend nach,

der Hôtelier brachte mit schwerem Herzen seine Gäste, so gut es gehen wollte, unter, in der Erwartung, daß die „eine Schwalbe", die ja bekanntlich keinen Sommer macht, am folgenden Morgen wieder ausfliegen werde. Doch siehe, der verhängnißvolle Morgen ist da, der Amerikaner aber erscheint mit verklärtem Antlitze, wonneselig, begeistert — seine Frau hat geschlafen, zum ersten Male seit vier Jahren ohne Unterbrechung geschlafen. Man bleibt im Hôtel, doch Amerikaner sind vorsichtig, der Mann will sich überzeugen, ob die Luft dort oder ein Zufall jenes an seiner Gattin erlebte Wunder bewirkt habe. Drei, vier Tage vergehen, die Dame schläft jede Nacht wie — mir fehlt im Augenblick ein schicklicher Vergleich aus der Naturgeschichte. Und nun tritt der Amerikaner zu Herrn Bauer, den er inzwischen als einen intelligenten, liebenswürdigen und thatkräftigen Mann kennen gelernt hat, erlegt im Voraus eine beträchtliche Summe für einen mehrmonatlichen Aufenthalt, dringt aber auch zugleich in seinen Wirth, ihm unumwunden mitzutheilen, woran es liege, daß sein Geschäft nicht florire? Die Leidensgeschichte kommt zur Sprache, der wackere Yankee findet das bewährteste Mittel,

alle Hindernisse zu beheben, welche dem strebsamen Hôtelier entgegenstehen. Dieser sieht sich in der Lage, sich freier bewegen zu können, er bringt sich in den alleinigen Besitz des Hôtels zurück. Es wird endlich, was es längst hätte werden sollen, Gäste kommen in Schaaren herbei, die vornehme Welt will nur noch dort wohnen, der Weltruf des Etablissements begründet sich. Und nun folgten Ereignisse auf Ereignisse, die alle dem in Leid und Freud sich gleich gebliebenen, gewandten und gentilen Hôtelier zugute kamen — das Elisabeth-Hôtel brannte ab, der deutsch-französische Krieg verschloß die Rheinbäder und bewirkte, daß Ischl von Fremden überfluthet ward, kurz, das Hôtel Bauer ward — was es ist, mehr braucht man nicht zu sagen. Wer weiß, ob dieses geschehen wäre, wenn jene Amerikanerin dort nicht vortrefflich geschlafen hätte?! Nun, ist meine Geschichte nicht merkwürdig?"

Die Zuhörer des Barons gaben ihre Zustimmung.

Egern aber fuhr, sich an die Gräfin Starnheim wendend, siegreich fort: „Ich hoffe, meine frühere Behauptung nicht schlecht begründet zu haben, gnädige Frau, und möchte Ihnen daher ra-

then, Ihren Herrn Schwager zu einer Uebersiedelung von der Villa nach jenem Hotel zu bestimmen."

„Ei," ließ sich die alte Gräfin Reinthal vernehmen, „meine verehrte Freundin dürfte sich schwerlich dazu entschließen. Ist es doch allgemein bekannt, daß sie und ihr werther Herr Gemahl um den theuren Anverwandten, von dessen Wohl und Weh ihr eigenes abhängt — da sie ihn so sehr lieben — zu eifrig besorgt sind, als daß sie sich der Eventualität einer, wenn auch nur zeitweisen Trennung von ihm aussetzen möchten!"

Es konnte nichts Boshafteres geben als diese Bemerkung; dennoch war sie so schlau in den Schein des Gegentheils eingekleidet, daß die Starnheim sich nicht entrüstet zeigen durfte.

Wuth im Herzen, entgegnete sie lächelnd: „Wir werden die Sache überlegen. Aber ich denke, Norbert, wir brechen jetzt auf, damit die uns für den Abend angesagten Gäste uns zu Hause finden!"

Dem Grafen, der stocksteif und wie unempfindlich dagesessen, kam diese Aufforderung um so erwünschter, als er in geringer Entfernung den

Bankier Wolffsohn und dessen Familie dem nächsten freigewordenen Tische zusteuern sah.

Man erhob sich, die jungen Herren stellten sich als Gefolge Leontinens auf.

„Wie schade," meckerten die zurückbleibenden Reinthals, „wir waren so hübsch im Zuge, uns gut zu unterhalten!"

„Wir holen das Versäumte ja morgen nach!" versicherte die Gräfin Starnheim lächelnd während des überaus zärtlichen Abschiedes der Damen. „Also, wenn uns der Himmel günstig ist, morgen zur bestimmten Stunde nach Hallstadt!"

„Wir werden bereit sein, der Verabredung gemäß!"

Man ging. Der Graf, an der Spitze seines kleinen Zuges, manövrirte so geschickt, daß man nicht an den Wolffsohns vorüber kam.

Am Ausgange der Allee empfahlen sich die jungen Herren.

Als Leontine mit den Eltern die nach Reiterndorf führende Traunbrücke überschritt, fragte sie die Mutter: „Wer hat sich denn anmelden lassen?"

„Niemand!" entgegnete die Gräfin kurz.

Die Comtesse verspürte keine Neigung zu weiteren Fragen. Der Graf und die Gräfin schienen

übel gelaunt, man begab sich schweigsam nach Hause.

Dort kurz vor eintretender Abenddämmerung angelangt, meldete der Kammerdiener des Grafen, daß die neuengagirte Vorleserin des „alten“ Herrn Grafen inzwischen eingetroffen sei, bereits ihr Zimmer neben der Wohnung des „alten gnädigen Herrn“ bezogen habe und der Befehle der gnädigen Frau harre.

„Hat sie sich meinem Bruder vorgestellt?“ fragte der Graf nachlässig.

„Nein, Herr Graf. Sie meinte, es schicke sich nicht, irgend etwas ohne den Befehl oder die erfolgte Zustimmung der gnädigen Herrschaft zu thun.“

Die strengen Züge der Gräfin milderten sich und drückten eine gewisse Befriedigung aus.

„Sehr gut, das gefällt mir!“ murmelte sie vor sich hin. „Ich glaube, eine recht gute Wahl getroffen zu haben!“

„Der alte gnädige Herr haben sich übrigens vor einer halben Stunde zur Ruhe begeben!“

„Gut!“ sagte die Gräfin. Dann wandte sie sich an ihren Gatten: „Ich denke, wir soupiren diesen Abend auf der Terrasse, nicht wahr?“

„Ganz nach Belieben!“ versetzte der Graf zerstreut.

„Also auf der Terrasse, Josef!“

Der Kammerdiener verbeugte sich und wollte sich entfernen.

„Noch Eins! Ich will die neuengagirte Person sprechen. Führen Sie dieselbe nach dem Gartensalon.“

„Sehr wohl!“ hauchte Josef, verneigte sich abermals und verschwand.

„Ich bin neugierig,“ warf Leontine hin, „diese Frau zu sehen — sie ist ja Witwe, wenn ich nicht irre —“

„Mein Kind,“ unterbrach sie die Gräfin trocken, „ich muß Dich ersuchen, Dich so unpassender Bemerkungen zu enthalten — Du solltest doch wissen, daß es sich nicht für eine Comtesse schickt, von einer Dienerin mehr Notiz zu nehmen, als es eben nothwendig ist. Auch möchte ich Dich bitten, Dich dessen zu erinnern, was ich Dir diesen Nachmittag in Gegenwart des Onkel Hermann gesagt. Geh' jetzt und laß Dich umkleiden!“

Leontine erröthete und entfernte sich nach dem ersten Stocke der Villa.

Der Graf trat in ein Seitencabinet des Erdgeschosses, die Gräfin begab sich nach dem an die Terrasse stoßenden Salon.

Sie schritt dort zu einem der Fenster und blickte nachdenklich auf den Park, bis sie ein leises Geräusch hinter sich vernahm.

Sie wandte sich um. Hermine von Ordon war in den Salon getreten und stand an der Thür in bescheidener Haltung.

Hermine trug Trauerkleidung; diese stand ihr sehr gut und hob das Interessante ihrer Erscheinung, aber auch die Blässe ihres Antlitzes, vortheilhaft hervor.

Die Gräfin warf einen forschenden Blick auf die junge Frau und sagte sodann: „Kommen Sie näher!"

Hermine leistete der Aufforderung Folge, küßte der stolzen Dame die Hand und trat sodann wieder mit demüthiger Miene einige Schritte zurück.

Sie machte augenscheinlich einen sehr günstigen Eindruck auf die Gräfin, dennoch lag in der Stimme derselben nicht eben ein besonderes Wohlwollen, als sie nach kurzer Pause begann: „Ihr Eintreffen hat sich einigermaßen verzögert. Da mir Ihr Schreiben aus Traunkirchen zukam, das

kaum drei Stunden von hier entfernt ist, so erwartete ich, Sie früher hier zu sehen."

„Verzeihen Sie mir, gnädige Frau," antwortete Hermine sicher, doch bescheiden, „wenn ich Sie daran zu erinnern wage, daß ich mir in meinem Briefe erlaubte, Ihnen den traurigen Grund anzugeben, um dessentwillen sich mein Erscheinen verzögern mußte."

„Ja, ja, ich entsinne mich! In der That, Ihre schwarze Kleidung hätte mir diesen Umstand in's Gedächtniß zurückrufen sollen — Sie haben Ihre Mutter verloren. Aber wie ist mir denn, sagten Sie mir nicht in Wien, daß Sie alleinstehend seien?"

„Ich verstand darunter, daß ich Witwe sei!"

„So haben Sie also sonst noch Angehörige?" fragte die Gräfin weiter.

„Nein, Frau Gräfin — seit dem Tode meiner Mutter — Niemanden!" erwiderte Frau von Ordon.

„Das ist mir lieb, denn ich pflege nicht Leute anzustellen, die eine Verwandtensippschaft haben; es entstehen oft für die Herrschaft unangenehme Consequenzen daraus!"

„Allerdings, Frau Gräfin! Uebrigens kommt

es auch da auf die Person an, der eine Herrschaft ihr Vertrauen schenkt."

„Ganz recht! Sie machten sich wohl auf die Anstellung in meinem Hause keine Hoffnung mehr, da Sie Wien verließen?"

„Doch, gnädige Frau, nur zwang mich die Krankheit meiner armen Mutter, für kurze Zeit den Aufenthalt zu wechseln. Ich werde durch Eifer und pünktliche Pflichterfüllung suchen, die unliebsame Verzögerung meines Eintreffens vergessen zu machen."

„Sie drücken sich recht gut aus," sagte jetzt die Gräfin so freundlich, als es ihr Stolz einer Untergebenen gegenüber zuließ. „Ich bemerkte das schon das erste Mal, während Sie sich mir vorstellten. Sie haben eine mehr als gewöhnliche Erziehung genossen — Sie nennen sich von Ordon?"

„Meine Mutter war von adeliger Abkunft, eine Ordon aus Galizien — ich habe vor mehreren Jahren meinen Mädchennamen wieder angenommen."

„Weshalb?"

„Bevor mein in Mexiko gefallener Mann als Offizier in die Armee des unglücklichen Kaisers Maximilian eintrat, sah ich mich genöthigt, mich

von ihm scheiden zu lassen, denn er war leichtsinnig und häufte Schulden auf Schulden. Mich dem Drängen seiner Gläubiger zu entziehen, nahm ich bei meiner Mutter Zuflucht und tauschte den Namen meines Mannes gegen den meiner Familie wieder ein."

Die Gräfin lächelte.

„So, so! Und dieses Mittel bewährte sich?"

„Vollkommen. Wollen Frau Gräfin von meinen Papieren Einsicht nehmen?"

„Es ist nicht nöthig. Sie gefallen mir, ich denke, daß ich keine Ursache haben werde, meine gute Meinung von Ihnen zu bereuen. Ich brauche nicht zu wiederholen, welche Pflichten hier zu erfüllen Ihnen obliegen, ich habe Ihnen nur noch einige Bemerkungen über Ihre Person, Ihr Verhalten und über meinen Schwager zu machen, der Ihrer Sorgfalt anvertraut wird."

„Frau Gräfin befehlen — ?"

„Ich muß Ihnen aufrichtig sagen, daß es mir unbequem sein würde, wenn Sie sich hier Frau von Ordon nennen wollten, ich glaube, das würde sich auch nicht zu der Stellung schicken, die Sie hier einnehmen."

„Es war bereits meine Absicht, die gnädige

Frau zu ersuchen, mich nur Frau Ordon, oder besser noch Hermine nennen zu dürfen."

„Sehr verständig. Sie werden also ganz einfach die „Hermine" sein. Sodann gestehe ich, daß mich Ihr Anzug genirt. Ich begegne nicht gern täglich in der Villa irgend einer Person, die wie ein unheimlich schwarzer Schatten einhergeht; mir ist Alles fatal, was mich an Tod und Vergänglichkeit erinnert. Können Sie daher Ihre äußerliche Trauer um Ihre Mutter ein wenig modificiren, so thun Sie gut daran."

„Ich werde sofort mein Trauerkleid ablegen, Frau Gräfin, und mich kleiden, wie es sich für meine Stellung hier im Hause geziemt. Mein Schmerz um die Verblichene bedarf keines äußeren Zeichens, das leider nur zu häufig zu einer leeren Formsache herabgewürdigt wird. Uebrigens dürfen die gnädige Frau sich überzeugt halten, daß ich mit meinem Kummer Niemanden belästigen werde — ich habe in der Schule des Lebens gelernt, mich unter allen Verhältnissen zu beherrschen."

„Sehr gut. Nun wohl, was meinen Schwager betrifft, so ist er ein sehr kränklicher, launenhafter Mann, der mehr und mehr in Geistesschwäche versinkt. Jede Gemüthserregung ist ihm außer=

ordentlich nachtheilig, und doch hat er bisweilen die Grille, solche Erregungen zu suchen."

„Es ist dies Nervenleidenden eigen, ich habe das an meiner Mutter erfahren!"

„Sie werden also darauf bedacht sein müssen, meinen Schwager sehr vorsichtig zu behandeln; dazu gehört, daß Sie ihm nichts vorlesen, was düsteren oder überspannten Charakters ist, was geeignet sein könnte, seine Phantasie zu erhitzen, ihn zum Grübeln zu verleiten, daß Sie ferner im Gespräche mit ihm Alles vermeiden, was zu lebhafteren Erörterungen seinerseits Anlaß geben könnte."

„Ich bitte um Vergebung," bemerkte Hermine demüthig, „Frau Gräfin sind mit dem Gemüthszustande des Kranken vertraut, ich aber habe denselben noch zu studiren, es wäre daher wohl am besten und würde jedem Verstoße meinerseits vorbeugen, wenn die gnädige Frau — wenigstens vorerst — gütigst eine genaue Controle über jene Bücher üben wollten, die ich vorzuschlagen mir erlauben würde."

„Vortrefflich. Ich wollte Ihnen gerade beiläufig dasselbe sagen. Gut, wenden Sie sich nur an mich, aber nur an mich, verstehen Sie? Auch muß ich Ihnen

noch bemerken, daß Sie nicht etwa aus Gutherzigkeit oder falsch verstandener Theilnahme den oft seltsamen Grillen des Kranken Vorschub leisten. Meine Kinder haben dieses leider thörichterweise bisweilen gethan und dadurch unwissentlich meinen Schwager in einem gewissen Eigensinn bestärkt, der ihm selbst zum größten Nachtheile gereicht. Ich habe meinem Sohne sowohl wie der Tochter entschieden untersagt, sich mit dem Kranken in Gespräche einzulassen, die seinen Zustand oder — unsere Familienverhältnisse mehr als oberflächlich berühren; sollte das dennoch geschehen, so würden Sie mir darüber sofort Bericht zu erstatten haben."

„Sehr wohl. Ich glaube übrigens," sagte Hermine lächelnd, „solchen Gesprächen wäre wohl am sichersten dadurch vorzubeugen, wenn Frau Gräfin mir befehlen würden, den Kranken niemals zu verlassen, sobald mit ihm die Comtesse oder der junge Herr Graf verkehren."

„Sehr gut, meine Liebe," versetzte die Gräfin befriedigt. „Ich sehe, daß Sie auf meine Intentionen einzugehen wissen. Ich bin meinem armen Schwager so von ganzem Herzen zugethan, bin so sehr auf seine Ruhe bedacht, daß ich Alles von ihm

fernzuhalten trachte, was nur im Geringsten einen schädlichen Einfluß auf seine Gemüthsstimmung, seinen ohnehin wenig tröstlichen Zustand ausüben könnte. Zeigen Sie sich anstellig, indem Sie gewissenhaft meinen Weisungen nachkommen, und Sie sichern sich dadurch meine Gunst. Der arme Schwager kann leider nicht lange mehr leben. Haben Sie mir inzwischen den Beweis geliefert, daß Sie verwendbar sind, so wird sich schon eine andere Stellung in meinem Hauswesen für Sie finden, falls das Ableben meines theuren Verwandten Ihre jetzige überflüssig machen sollte!"

„Die Gunst der gnädigen Frau Gräfin wird mein schönster Lohn sein!" sagte Hermine anscheinend tief bewegt.

Die Gräfin nickte herablassend.

„Es ist gut, ich habe Ihnen vorerst nichts mehr zu sagen, Sie können gehen!"

Hermine näherte sich unterwürfig, küßte der stolzen Dame die Hand, verneigte sich und ging.

Als sie den Gartensalon verlassen hatte und nach dem Cabinet zurückkehrte, das ihr im Erdgeschosse neben der Wohnung des Grafen Hermann war angewiesen worden, verwandelte sich der demüthige Ausdruck ihrer Züge in einen unheim-

lich dämonischen, während ein höhnisches Lächeln um ihre Lippen zuckte.

„Stolze, gleißnerische Creatur," flüsterte sie vor sich hin, „ich habe mich vor Dir in den Staub geworfen, Du wirst eines Tages vor mir zittern! Der Anfang ist gut, ich bin im Hause meines Vaters, er ist in meine Hand gegeben. Er wird mir gehören!"

Ende des ersten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg a/S.

Der Waldmensch.

13/2

Der Waldmensch.

Roman aus dem Salzkammergute.

Von

Adolf Schirmer.

Zweiter Band.

Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.

Leipzig,
Bernhard Schlicke.
1873.

Inhalt des zweiten Bandes.

Erstes Kapitel.

Bei der Gosau-Mühle.

Der Morgen war wunderbar schön. Kein Lüftchen regte sich, die Sonne warf ihre goldigsten Strahlen auf die steil und kühn den Hallstädter See umragenden Felswände und hauchte liebliche Schlaglichter auf das Dunkelgrün der Nadelholzforste hin. Hoch am tiefblauen Aether schwebten regungslos, in phantastischer Gestaltung, hier und da zarte Federwölkchen, gleich den steinernen, waldbewachsenen Bergriesen sich in der krystallhellen Fluth abspiegelnd.

Der oft so stürmisch bewegte See lag glatt und eben, vom Sonnenglanze verklärt da; seine ruhige, glitzernde Oberfläche ließ nicht ahnen, wie gewaltige Wogen er emporzuschleudern vermag,

wenn die Windsbraut darüber hinsaust, die Strömungen der Luft sich an den Buchten und Vorgebirgen brechen oder ein Wetter sich über den Höhen zusammenzieht und mit wilder Macht entladet, falbe Blitze das düstere Fluthgetümmel noch unheimlicher erscheinen lassen und die schroffen Felswände rings im Echo das Rollen des Donners mit verstärktem Krachen zurückwerfen.

Der Hallstädter See, der meistens einen melancholischen, den Beschauer ernst und wehmüthig stimmenden Charakter hat, denn der Winter dauert hier länger als sonstwo im Gebirge, und trübe Tage, Nebel und Regen sind in dieser, von himmelhohem Gestein eingezwängten, Wasserschlucht häufiger als Sonnenblicke, gewährte an jenem Tage, an welchem die uns wohl bekannten Ischler Sommergäste sich entschlossen hatten, seine Gestade aufzusuchen, einen zauberhaften, erhabenen, aller Beschreibung spottenden Anblick.

Etwa anderthalb Stunden vor der Zeit, zu welcher das Frohnleichnamsfest feierlich auf dem See sollte abgehalten werden, trafen die erwähnten Gäste in drei Wagen bei der am Westufer malerisch gelegenen Gosau-Mühle ein, voran eine elegante offene Kalesche der Starnheims, der zwei

Ischler Lohnfuhrwerke folgten. Ein betreßter Lakai sprang vom Kutschersitze der Kalesche und öffnete den Schlag derselben, Graf Norbert, seine Gemahlin, Leontine und eine Baronesse Hellbrunn, eine reizende, blonde kleine Dame, die nicht älter als die Comtesse war, stiegen aus. Den beiden Lohnwagen entquollen — wenigstens kann man sich so in Bezug auf die Damen ausdrücken — die alte Gräfin Reinthal und ihre alternden Töchter, der allezeit dienstfertige Baron Egern, der unterwegs nothgedrungen als Cavalier fungirt hatte und ihnen auch jetzt beim Aussteigen behülflich war, ferner der Rittmeister von Sternhof und der allezeit mit dem Monocle bewaffnete Baron Trost.

Die kleine Gesellschaft — Günther hatte es abgelehnt, an dem Ausfluge Theil zu nehmen, und ein Kopfweh vorgeschützt — fand sich vor dem Wirthshause zusammen; man war in vortrefflicher Laune; die kaum zweistündige Fahrt von Ischl hierher durch das wunderbar romantische Traunthal hatte Alle in eine angenehme Stimmung versetzt, der Graf und die Gräfin Starnheim zeigten sich minder abgemessen als sonst, über die Damen Reinthal sogar war in dieser

Morgenfrische und heiligen Ruhe der erhabenen Natur, die sie umgab, auch wohl in Erwartung des frommen Festes, zu dem sie ausgezogen, etwas wie Rührung und Weihe gekommen, so daß ihre gewöhnlich scharfen Zungen heute des giftigen Stachels beraubt schienen, das junge Völkchen aber gab sich, bis auf den etwas blasirten und ironischen Monoclejüngling, der sein eigenes „Ich“ unter keinen Umständen zu vergessen pflegte, freudig angeregt und ungezwungen den Eindrücken hin, die es empfing.

Man hätte nicht nöthig gehabt, bis zur Gosau-Mühle zu fahren, sondern an dem Nordende des Sees bei Steg das zwischen dort und Hallstadt verkehrende kleine Dampfboot besteigen können, doch war man einige Tage zuvor schon übereingekommen, daß es, falls die Fluth sich nicht sonderlich bewegt zeige, weit anmuthiger sei, die kaum halbstündige Wasserfahrt im Kahne und von der genannten Mühle aus, neben welcher der Gosaubach aus dem Gebirgspasse hervor in den See schäumt, zu unternehmen. Baron Egern hatte demgemäß auf alle Fälle am Abende vor dem Ausfluge einen Boten an den Mühlenwirth abgesendet und ein umfangreiches Fahrzeug für die

Gesellschaft bestellt. Er hatte sehr wohl daran gethan, denn unsere aristokratischen Ausflügler fanden bei ihrem Eintreffen bereits eine ganz leidliche Anzahl Ischler Kurgäste vor dem Wirthshause versammelt, die sämmtlich nach Hallstadt befördert sein wollten und für welche die am Ufer vorhandenen Kähne der auf Spekulation hierher geruderten Schiffer der Umgegend kaum auszureichen schienen.

Ein buntes, unterhaltendes Durcheinander herrschte am Strande; hier erkletterten Glückliche eine eroberte Zille, dort ward noch mit den Schiffern unterhandelt, Damen hielten in kleinen Gruppen zu einander, während ihre Herren geschäftig hin und her schossen oder den von ihnen selbst aus der Schenke herbeigeholten säuerlichen Wein — denn auf die Mägde, die vollauf zu thun hatten, ließ sich nicht warten — ihren Touristinnen credenzten, vor dem Wirthshause und in der großen Gaststube zechten Kohlenbrenner, Jäger, Waldknechte, Bergleute, Sudarbeiter, alle in ihrer Sonntagstracht, und schmucke Dirnen, stämmige Bäuerinnen und alte runzelige Weiblein, festlich herausgeputzt, den Buschen (Blumenstrauß), das Gebetbüchel und die Beten (Rosenkranz) in

der Hand, die Gugl (Kopftuch) mit den breiten, herabhängenden Schleifen geschickt um das Haupt geschlungen. Die Wohlhabenderen von ihnen im mit Goldflittern verzierten Sammetspenserl, dicke Kropfperlen am Halse, standen dort im Knäuel beisammen, starrten die eleganten Toiletten der „nobligen Stadtleut'" an, die ihnen bisweilen recht „g'spassig" vorkommen mochten, da sich leise aus dem Knäuel ein halbunterdrücktes Kichern vernehmbar machte, wenn eine „gar curios Aufgewichste" an den munteren Dirndln vorüberrauschte, und ließen sich von den Burschen zutrinken oder mahnten zum Aufbruch: „daß mer's nit versamt!"

Und damit in dem buntscheckigen heiteren Gewirre am Strande auch die düstere Kehrseite des Gebirgsvolkslebens nicht ganz unvertreten sei, watschelten häßliche, kropfbehaftete, in Lumpen gehüllte und unsaubere Trotteln von einer Gruppe der Ischler Gäste zur anderen, aufdringlich mit abscheulichen Grimassen, dumpfem Grunzen oder in unartikulirten, heiseren Fisteltönen ein Almosen begehrend.

Graf Norbert ließ den Blick mit einiger Un=

ruhe über das Gewühl ringsum schweifen. Er dachte sofort an das für den Moment Wichtigste.

„Lieber Egern," sagte er, „ich sehe da recht viele Leute, die alle nach Hallstadt wollen. Sie wissen doch ganz bestimmt, daß der Wirth Ihren Auftrag ausgeführt hat?"

„Die Sache ist in Ordnung," versetzte der Baron, „Sie können sich darauf verlassen. Ich habe auch beim Seeauer in Hallstadt ein Extrazimmer bestellt, denn wir werden doch wohl dort nach Beendigung der Procession ein kleines Dejeuner einnehmen?"

„Sehr gut!" bemerkte die Gräfin Starnheim, indem sie durch ihre Lorgnette die Gruppe der sich um das Ufer Schaarenden musterte. „Sie denken doch an Alles!"

„Ja, und er weiß auch Alles!" näselte die alte Reinthal, die sich doch nicht eines kleinen Ausfalles enthalten konnte. „Er hat uns während der Fahrt hierher die ganze Geschichte von Hallstadt aufgetischt, uns über die in den Kelten-Gräbern dieser Berge aufgefundenen Münzen und Waffen eine lange Rede gehalten, uns die Märchen von „wilden Jungfrauen" am Waldbach-Strub, den Gnomen, Venedigern und Wichtel-

männchen, oder wie die Gespenster der Hallstädter Berge noch sonst heißen mögen, nicht erlassen. Nur war zu bedauern, daß wir das Alles bereits wußten!"

Der Baron lachte gutmüthig.

„Man kann so interessante Dinge nie genug hören, gnädige Frau!" antwortete er. „Ich wäre im Stande —"

„Bester Egern," unterbrach ihn der Graf, „möchten Sie nicht die Gefälligkeit haben, meinen Diener nach dem Wirthshause zu schicken, damit er unsere Ankunft melde? Ich denke, wir halten uns hier nicht länger auf, als dringend nöthig ist. Auch werde ich nicht eher beruhigt sein, als bis —"

„Bitte sehr, Herr Graf, ich besorge die Sache selbst. In fünf Minuten schwimmen wir lustig auf dem See!"

„Nur nicht in demselben," bemerkte der Rittmeister lächelnd, indem er seinen Schnurrbart drehte, „ich bin ein schlechter Schwimmer und könnte keine der Damen retten."

„Himmel!" stammelten die Comtessen Adeline und Thekla.

„Wir halten uns sämmtlich an Egern," warf

der Baron Trost hin, während er eine der schmucken Bäuerinnen angelegentlich durch sein Augenglas betrachtete, „der kann nicht untergehen, denn sonst wäre er längst zu Grunde gegangen!"

Egern konnte diese etwas zweideutige Bemerkung nicht mit gleicher Münze zurückzahlen, da er bereits hastig der Schenke zusteuerte.

„Aber werden wir denn in einem einzigen Kahne Platz haben?" fragte Comtesse Thekla ängstlich. „Wir sind, glaube ich, mindestens zehn Personen —!"

„Mit den Ruderern jedenfalls zwölf!" ergänzte ihre Mutter.

„Das wird köstlich!" lachte die kleine blonde Hellbrunn. „Je mehr, desto besser!"

„Egern wird das schon arrangiren!" sagte der Graf. „Vielleicht weiß er noch einen Nachen aufzutreiben."

„Ah!" ließ sich seine Gemahlin, die noch immer umherlorgnettirte, plötzlich leise vernehmen.

Dieses „Ah!" war von der Gräfin Starnheim nur gehaucht worden, dennoch hatte die alte Reinthal es vernommen, da sie dicht neben ihrer sogenannten „theuren Freundin" stand.

„Wie sagten Sie, liebe Gräfin?" fragte sie,

wandte zugleich ihren Blick jener Richtung zu, nach welcher die Mutter Leontinens schaute, und fuhr lächelnd fort: „Ei, ist der blonde Herr dort, der uns anstarrt, nicht derselbe junge Mann, der gestern so artig war, Ihnen beim Molkensieder seinen Sessel zu überlassen?"

„Wohl möglich!" antwortete die Gräfin Starnheim kalt, ihre Lorgnette auf den See richtend. „Ich habe kein Gedächtniß für Physiognomien."

„Er wird es sein, denn dieser Blonde schien den Hut ziehen zu wollen, als Sie soeben dorthin blickten, wo er steht. Wahrhaftig, er ist ein bildschöner Mensch — mein Alter gestattet mir, das zu sagen — und aus seiner ganzen Erscheinung möchte ich schließen, daß er zur guten Gesellschaft gehöre —"

„Glauben Sie?" warf die Starnheim trocken hin und wandte sich nach der Mühle um. „Ah, Egern kommt schon zurück, und es scheint, daß jene Weibsperson und der Bursche, die ihm folgen, uns nach Hallstadt zu rudern bestimmt sind. Es dürfte auch an der Zeit sein, daß wir uns zur Abfahrt anschicken, jene Landleute brechen auch schon auf!"

Der kleine Baron Egern stieß mit geschäftiger Miene zu seiner aristokratischen Gesellschaft.

Etwa zwanzig Schritt von dieser entfernt stand der junge Mann, dessen Erscheinung der Gräfin Starnheim ein leises, unfreiwilliges „Ah!" entlockt und der demzufolge auch die Aufmerksamkeit der jederzeit argwöhnischen alten Reinthal erregt hatte.

Dieser Blondin, dessen Schönheit die muthmaßlich in solchen Dingen erfahrene blaublütige Mumie so sehr gerühm hatte, war in der That unser Maler Eduard.

Er befand sich nicht allein, sein Freund Max stand neben ihm. Teuffert war der Veranlasser dieses ihres Ausfluges gewesen, denn er hatte den noch immer etwas Schwermüthigen aufgestachelt und ihm gesagt: „Man muß immer praktisch sein, selbst in der Kunst, und stets nach dem greifen, was an der Tagesordnung ist, gleichsam in der Luft liegt. Du wirst Dir also den See, Hallstadt, die Procession anschauen und dann ein Bild malen, das Aufsehen erregen muß, wenn Du Dein ganzes Talent daran setzest. Ich aber werde dieses Bild durch die Photographie vervielfältigen, und dann ist uns Beiden geholfen."

Das hatte dem Maler eingeleuchtet, und so waren sie denn schon sehr zeitig von Ischl zu Fuß aufgebrochen, mit ihnen nicht nur der lange Rath Wurzinger, der ein besonderes Wohlgefallen an den Künstlern fand, sondern auch der kleine dicke Nasenkönig, Herr Pusemann, dem man so lange zugesetzt, bis er wohl oder übel hatte einwilligen müssen, an einer für ihn so riesigen Fußpartie theilzunehmen.

Und jetzt saß der umfangreiche Privatier und Wiener Hauseigenthümer schachmatt und noch immer keuchend, wie eine in langsame Bewegung gesetzte Locomotive, bereits in dem kleinen „Seelentränker", den der praktische Max für sich und seine Gesellschaft erbeutet hatte. Pusemann stellte eigentlich den Hüter des Fahrzeuges vor, denn der Rath, der heute vom Kopf bis zu den Füßen in die Farbe der Unschuld gekleidet war, verweilte noch in dem Wirthshause, von jenem Weine zu kosten, der geeignet war, seinen ohnehin dürren Körper noch mehr zusammenzuziehen, Eduard und Teuffert aber hatten sich durch den malerischen Anblick der Gruppen am Strande bewogen gefühlt, dort die Rückkunft des Langen abzuwarten.

„Wahrhaftig," sagte Max, sich lächelnd an den

Freund wendend, „das Schicksal scheint es zu wollen, daß Du überall Herminens Gebieterin oder richtiger Deiner Königin von gestern begegnest. Ist sie Dir nicht etwa auch die vergangene Nacht im Traume erschienen? Es sollte mich Wunder nehmen, wenn dem nicht so wäre, denn Du hast gestern Abend mehr von der Gräfin Starnheim geschwatzt, als von Deiner Freundin!"

„Nenne doch nicht den Namen so laut, die Dame könnte Dich ja hören!" murmelte Eduard verlegen, indem er einen scheuen Blick nach der Gruppe warf, deren Mittelpunkt die erwähnte Gräfin bildete.

„Das wäre doch wohl kein Unglück für Dich, sollt' ich meinen!" versetzte Max belustigt. „So stolz auch die Blaublütigen sind, verschmähen sie doch nicht die Bewunderung der gewöhnlichen Menschensorte von bürgerlicher Abkunft. Wenn sie mit einem Viergespann kutschiren, sich vor der Welt mit allem erdenklichen Luxus umgeben, Lakaien auf der Gasse hinter sich hertraben lassen, ihre Parks dem Publikum eröffnen, auf die Vorgärten ihrer Villen den reichsten Blumenflor verschwenden, warum geschieht es im Grunde? Weil sie gerade so gut wie eitle, um jeden Preis nach

dem Beifalle der Menge haschende Schauspieler um die Bewunderung und den Neid des Volkes buhlen, auf das sie wohl mit der Miene der Geringschätzung herabblicken, dessen sie aber dennoch dringend zur Folie ihrer Hochmuths- und Eitelkeitsbefriedigung bedürfen. Sie sind in diesem Punkt nicht um ein Haar anders, als die an der Börse reich gewordenen jüdischen Parvenus!"

„Ich bitte Dich, sei ruhig, Max! Hast Du mich hierher gelockt, von Dir Betrachtungen über sociale Zustände anzuhören?"

Der Photograph lachte herzlich.

„Nein, das ist wahr," antwortete er. „Du sollst hier Studien zu reizenden Bildern machen, und ich bin, weiß Gott, am wenigsten gesonnen, Dich daran zu verhindern. Die ganze Menschheit ist, beim Lichte besehen, nicht so viel werth, als ein einziger solcher Frühlingsmorgen im Gebirge, wie der heutige! Willst Du aber ernstlich zu Deiner nächsten Seelandschaft auch Genrestudien machen, so möchte ich Dir denn doch rathen, die Gräfin Starnheim und ihre Gesellschaft etwas weniger scharf in's Auge zu fassen und Deine Aufmerksamkeit auch jenen urwüchsigen Gruppen zuzuwenden, die eine weit passendere Staffage für einen

romantischen Gebirgssee sein dürften, als diese elegante Welt. Sieh' Dir nur die beiden prächtigen braunen Burschen an, die dort unter der Thür der Schenke neben dem wackeren Gosauer Schmied stehen, dem ich vorhin die Hand geschüttelt habe, — sie müssen Brüder sein, diese Burschen, obgleich der in der Jägerjoppe so blauschwarzes Haar hat, wie ein Zigeuner, während der Andere mit dem vielknöpfigen rothen Leibl, dem Masernkopf (Pfeife) in der Faust und dem verwegen aufgesetzten Hut, an dem er neben den Spielhahnfedern ja einen ganzen Wald von Blumen stecken hat, fast lichtblond ist. Ja, ja, Brüder sind's, ihre kühnen Züge beuten das an, und sie haben auch die gleichen dunklen Augen, denselben scharfen Blick, dasselbe fast verächtlich trotzige Aufwerfen der Oberlippe — und da komme ich auch wohl einem kleinen Romane auf die Spur, denn sieh' nur, wie die beiden Burschen von Zeit zu Zeit verstohlen nach der blonden bildhübschen Dirne schielen, die dort etwas abseits von den übrigen Bäuerinnen steht, und wie sie dann, nach jedem solcher heimlichen Blicke, einander mißtrauisch anblinzeln, als ob Einer den Anderen überwache und Jeder fürchte, seine wohl noch sorgfältig ver=

borgen gehaltene Leidenschaft dem Anderen zu verrathen."

„Wahrhaftig," fuhr der Photograph in seiner Schilderung fort, „diese beiden wetterharten und anscheinend heißblütigen Gebirgssöhne sehen mir ganz so aus, als ob sie sich darnach sehnten, je eher desto lieber in irgend einer düsteren Schlucht der Donnerkogeln oder auf einsamem Felsplateau in ihrer Weise Schiller's „Feindliche Brüder" in Scene zu setzen. Und jene blonde Schönheit hat in der That etwas von einer „Braut von Messina", scheint mir, weiß Gott, eines Kampfes auf Leben und Tod werth. Schau' Dir nur das Mädchen genau an — Du wirst mir als Maler zugestehen müssen, daß in ihrer ganzen Erscheinung etwas Sinniges, ja Poetisches liegt, daß dieses feine blasse Antlitz mit den großen schwermüthigen Augen eigenthümlich — ich möchte sagen vornehm — gegen die rosigen, vollen und meist derben Gesichter der übrigen Dirnen absticht, so daß man meinen könnte, ein zierliches Stadtdämchen habe sich in die kleidsame Tracht der Bäuerinnen des Salzkammergutes gesteckt."

Eduard sah sich die Dirne, von welcher Max, der doch im Grunde so etwas wie ein Weiberfeind

war, so ungewöhnlich lebhaft sprach, jetzt aufmerksamer an.

Sie hatte in der That überraschend edle und feine Züge, es war eine Lieblichkeit und Sanftmuth darüber gehaucht, die einen wohlthuenden Eindruck machten, es lag aber auch eine Festigkeit und Ruhe darin, die auf einen selbstständigen, sicher ausgeprägten Charakter schließen ließen. Vor Allem auffallend war an diesem Mädchen die natürliche Grazie ihrer schlanken Gestalt, eine Anmuth, deren sich die schöne, ungefähr achtzehnjährige Blondine jedenfalls ganz und gar nicht bewußt war und die sich in jeder Bewegung bemerkbar machte. Sie war nicht so stattlich herausgeputzt, wie die Mehrzahl der anderen Dirnen, von denen diese besser Gekleideten sich absichtlich fern von ihr zu halten schienen; ihr Sammetspenserl und der übrige Anzug waren bescheiden, ein wenig abgetragen, nicht ganz für einen Sonntagsstaat geeignet, aber Alles war reinlich und nett an ihr, und sie sah doch in ihrer unscheinbaren Tracht bei Weitem hübscher und anziehender aus, als alle die Anderen.

„Nun, was sagst Du?" fragte Max etwas

ungeduldig, denn der junge Maler schwieg ihm zu lange.

„Das Mädchen ist wirklich ungewöhnlich!“ versetzte Eduard. „Aber sie sieht etwas kummervoll aus!“

„Auf den Bergen giebt es nicht nur Alpenrosen, sondern auch Edelweiß, mein Freund!“

„Sie scheint arm zu sein, und darum wohl nehmen die anderen Dirnen kaum Notiz von ihr. Geld und Gut spielen auch im armseligsten Walddorfe eine Rolle. Das arme Ding wird darunter zu leiden haben!“

„Ja, ja, aber ich wittere noch Allerlei! Glaubst Du nicht, daß ich meinen Beruf verfehlt habe und eigentlich Romanschriftsteller hätte werden sollen? Jedenfalls hab' ich mehr Talent dazu, als Du, denn mein erfahrener Blick läßt mich Menschen und Lebensverhältnisse doch vielleicht richtiger beurtheilen. Ich denke mir nun, das Mädel dort macht sich aus ihrer Armuth nichts, und die anderen Dirnen weichen ihr auch nicht wegen dieser Armuth aus — denn Manche von ihnen wird wohl nicht mehr besitzen, als sie — aber hassen werden sie die schöne Kleine um der beiden Burschen willen, die sich dort neben dem Gosau-Schmied

die Augen nach ihr ausschauen und die vermuthlich die hübschesten und vielleicht auch wohlhabendsten und darum begehrenswerthesten Burschen ihres Waldviertels sind —"

„Woher mögen alle diese Bauersleute kommen?"

„Nun, von Gosau, wo ein Theil der Bevölkerung katholisch, der andere und bei Weitem größere protestantisch ist, auch wohl aus anderen Ortschaften der an den See grenzenden Thäler, denn die Hallstädter Feier zieht die Leute von nah und fern herbei."

„Hältst Du dieses Mädchen für eine Almerin?"

„Das läßt sich schwer bestimmen. Die Heerden sind schon zu den Hochwiesen hinaufgetrieben worden, und ist das erst geschehen, dann trennt sich die Sennerin schon nicht mehr von dem ihr anvertrauten Vieh, und sie kommt höchstens ausnahmsweise einmal auf einen Tag in's Thal, wenn sie droben eine Stellvertreterin zurücklassen kann. Das mag bei dieser heute der Fall sein — soll ich sie fragen?"

„Ach, was kümmert das uns?! Uebrigens scheinen jene beiden Burschen, die allerdings verstohlen ihr Augenmerk auf sie richten, ihr völlig

gleichgültig zu sein, denn sie beachtet dieselben gar nicht, sondern hat ihren wehmüthigen Blick beständig auf das Ufer gerichtet, wie es scheint —"

Der junge Maler unterbrach sich und machte eine halbe Wendung nach dem Strande.

Auch Max sah sich darnach um. Und nun gewahrten sie den Gegenstand, auf dem, aller Wahrscheinlichkeit nach, das Auge des blassen Mädchens mit dem Ausdrucke einer gewissen schmerzlichen Demuth haftete.

„Hoho," flüsterte Eduard dem Freunde zu, „wer kann denn Jener wohl sein?"

Auf einer kleinen Erhöhung des Ufers stand ein Mann, dessen Erscheinung sich in der That dazu eignete, Neugier zu erwecken. Sein Wuchs war mittelgroß, eher untersetzt als schlank, der ganze wohlproportionirte Körperbau deutete auf herkulische Kraft. Dieser Mann trug einen breitkrämpigen, zerknitterten Hut ohne Aufputz von Gamsbart, Federn oder Blumen, ein leichtes kurzes steirisches Schaikl (Jacket) ohne die daran üblichen grünen Aufschläge, knapp anliegende und durch einen schmalen Gürtel gehaltene lederne Kniehosen, grüne Strümpfe und derbe, eisenbeschlagene Bundschuhe. Diese Tracht, die seinen

muskulösen Gliederbau und seine prallen Waden vortheilhaft sehen ließ, war ziemlich vernachlässigt und abgetragen und es war nichts sonderlich Auffallendes daran, denn sie verkündete so ziemlich den gewöhnlichen Bergsteiger. Wohl aber konnte es einigermaßen befremden, daß unter dem grauen geöffneten Jacket ein schneeweißes Hemd von feinster Leinwand hervorschaute. Mehr aber noch als dieser Umstand bildeten Haltung und Züge des Mannes einen in die Augen springenden Gegensatz zu seinem groben, bäuerischen Anzuge. Es lag ein eigenthümlicher Stolz, etwas vornehm Abweisendes in dieser Haltung und in dem wettergebräunten Antlitze, das zur Hälfte durch einen starken dunkelbraunen Vollbart versteckt wurde. Was man von den Zügen sah, war überraschend edel und schön geformt und hatte einen stolzen, doch düsteren Ausdruck, wie die dunklen großen Augen des Mannes. Die Nase war leicht gebogen, die Stirn hoch, das lange braune Haar hing wirr um die Schläfen; um den Mund, den der Bart verdeckte, zog sich unzweifelhaft ein herber Zug von Menschenverachtung, denn diese ging deutlich aus dem ganzen Wesen des seltsamen Mannes hervor, der die Arme vor der breiten

Brust gekreuzt hatte und von dem eleganten Treiben in seiner Nähe nicht die geringste Notiz nahm, sondern immer nur auf den See hinausstarrte.

So seine Umgebung nicht beachtend und regungslos gleich einer Statue dastehend, bot er in seiner Erscheinung ein sonderbar Gemisch von Verwilderung und edlem Anstand, hatte dieser Mann, dessen Alter sich auf sechs- oder achtunddreißig Jahre schätzen ließ, etwas Geheimnißvolles und Imponirendes an sich, das an einem Menschen überraschen mußte, der, nach seiner Kleidung zu schließen, doch nur ein gewöhnlicher Waldhüter, ein Holzknecht oder Gebirgsbauer sein konnte, obwohl sein Costüm nicht in allen Einzelnheiten der üblichen Landestracht entsprach.

„Was Teufel," murmelte Max, „das ist ein eigenthümlicher Kerl! Er steht da, wie einer der kühnen Recken, die Kaulbach auf die Leinwand gezaubert hat, oder wie eine der abenteuerlich wilden Gestalten Salvator Rosa's!"

„Sieh' nur, wie Profil und Haltung sind," antwortete Eduard leise, „er sieht aus wie ein entthronter stolzer Fürst, und ist doch nur ein Bauer. Ich habe dergleichen nur beim italienischen

Landvolke gefunden — sind denn in der Gosau solche Prachtmodelle heimisch?"

„Ich war lange nicht in jener Gegend, aber es ist ja möglich, daß die Natur sich auch dort vergriffen und einem armen Teufel das Aussehen eines Edelmannes gegeben hat! Dieser alte Bursche sieht übrigens aus, wie ein trotziger, jede Gefahr verachtender Wilderer (Wildschütz), er wird es auch wohl sein!"

„Er ist noch nicht so alt!"

„Nun ja, aber er hat sicher in seiner Art mehr durchgemacht, als wir Beide zusammengenommen! Ich wundere mich nur, daß er, wenn er wirklich ein Wilderer sein sollte, sich hierher wagen konnte, — die Jägerburschen vor der Schenke müssen ihn doch sehen!"

Der Mann, von dem die Rede war, strich jetzt mit seiner Rechten langsam über den Bart und verschränkte dann wieder die Arme.

Eduard stieß den Freund an.

„Sahst Du die weiße, zierliche Hand?" flüsterte er. „Jener Mensch ist jedenfalls kein hart arbeitender Holzbauer!"

„Das bestätigt meine Meinung von ihm!" entgegnete Max. „Aber die Wilderer haben wohl

auch sonnverbrannte Hände und tragen sicher keine Handschuhe. Und fällt Dir nicht auch die feine weiße Wäsche des Mannes auf? Ein Bauer pflegt doch nicht auf dergleichen etwas zu geben. Ich werde aus Diesem da nicht recht klug!"

„Mich interessirt er, erkundige Dich doch bei dem Gosauer Schmied, den Du ja von früher her kennst —"

„Dort steigt schon der Rath einher, wir werden aufbrechen müssen. Wer weiß, von woher jener Mensch, der auch mir Interesse einflößt, in diese Berge verschlagen ist. Ein Wilderer ist er gewiß, und dann ist mir auch klar, warum die schöne blasse Dirne dort so trübe nach ihm schaut — sie liebt ihn und fürchtet für ihn. Oder sollte er ihr Vater sein? Doch so alt ist er wohl nicht — und er nimmt auch von dem Mädel so wenig Notiz, wie sie von den beiden Burschen, die ich für Brüder halte. Zerbrechen wir uns nicht den Kopf darüber — und laß Dir's genügen, Eduard, daß Du zwei famose Gestalten für Dein neues Bild hast, weder die Dirne noch jener muthmaßliche Wildschütz dürfen darauf fehlen, das sag' ich Dir! Schaue sie Dir noch einmal recht an und dann gehen wir. Wir werden doch wohl bald

einen Ausflug in's Gosauthal unternehmen, dann mag der Schmied uns nähere Auskunft über sie geben und liefert sie Dir auch vielleicht als Modelle!"

Max lachte und begab sich zu dem langen Rathe, der wie ein weißes Gespenst in einiger Entfernung vorüberstelzte und seinen Gefährten zuwinkte, sich nach dem „Seelentränker" zu verfügen. Eduard blieb noch einige Augenblicke auf seinem Platze, abwechselnd nach dem räthselhaften Manne, dem blonden Mädchen und — eigentlich am angelegentlichsten — nach jener Aristokratengruppe blinzelnd, in deren Nähe er sich befand.

Noch bevor der Baron Egern die vorerwähnte Magd und den Ruderknecht in der Mühle aufgetrieben, hatte sich die Comtesse Leontine ein wenig von ihrer Gesellschaft abgesondert und war zu derselben wellenförmigen Erhöhung des Gestades geschlendert, auf welcher jener Mensch stand, dessen Wesen so seltsam zu seiner groben Kleidung contrastirte.

Ohne ihn zu beachten, war sie ihm bis auf wenige Schritte nahe getreten und an der Böschung

des Ufers stehen geblieben, einen Blick über den See zu werfen.

Auf diesem ist der Verkehr gewöhnlich ein sehr lebhafter, denn die Zahl der Schiffe, welche den See befahren und mit Salz, Holz und Steinen befrachtet sind, ist ziemlich ansehnlich. Diese langen Fahrzeuge, die ihren Weg durch die im Norden des Sees gelegene Klause (Wasserwehr) nehmen, von wo sie auf der Traun und über den Gmundner See hin ihre werthvolle Ladung nach der Eisenbahn befördern, waren heute nirgends auf dem tiefblauen ruhigen Wasserspiegel zu erblicken, denn jegliche Arbeit war für die Dauer dieses Tages eingestellt worden. Und was von großen Salzbarken zur Verfügung war, hatte das Salinenamt heute wohl den Hallstädtern zu ihrer Procession überlassen.

Statt dieser Fahrzeuge belebten größere und kleinere Boote den See, sogenannte „Traunerl" und „Einbäuml". Und diese Kähne, die von verschiedenen Richtungen aus über die krystallhelle Fluth hinglitten und mit sonntäglich geputzten Landleuten angefüllt waren, hatten insgesammt ein gleiches Ziel — das in romantischer Abge-

schlossenheit an der steilen, südwestlichen Bergwand des Sees gelegene Hallstadt.

Von der Stelle aus, auf der Leontine stand, konnte sie das seltsame Städtchen nicht sehen, denn es liegt an der Südseite eines sich in die Fluth hinausschiebenden Vorgebirges, aber sie vernahm von dort her deutlich das Glockengeläute, das die Andächtigen von Nah und Fern zu der Feier rief, und die Klänge zitterten wundersam über den See daher und es war, als ob sie der Tiefe desselben entstiegen. Unwillkürlich mußte Leontine der reizenden Sage von der in einen See versunkenen Königsstadt gedenken, welche der einsam von seinem Nachen in die dämmerige Fluth hinabspähende Schiffer, falls er ein Sonntagskind ist, mit ihren Thürmen, Straßen, Marktplätzen und dem Treiben ihrer gespensterhaften Bevölkerung erblickt, die in alterthümlicher Tracht dort unten auf kühlem Seegrunde zum verwitterten Dome wallt, während von diesem Orgelton und Glockenklang leise, traumhaft hervordringen bis an die Oberfläche des Sees und an das Ohr des Lauschenden, der sich bekreuzigt und mit unheimlichem Bangen seinen Kahn dem Ufer wieder zulenkt.

Auch Leontine fühlte sich jetzt eigenthümlich

bewegt, aber es war ein süßer Frieden, der sie rings aus der sonnenbeglänzten Schöpfung anhauchte und ihr Gemüth zu stiller Freude und sinnigen Betrachtungen anregte. Ihr trunkener Blick flog über den glitzernden, feiertäglich belebten See hin, zu den gegenüber sich emporthürmenden grünen Vorbergen der lang sich hindehnenden, von Fichten und Rothbuchen, Lärchen und Tannen überwucherten Sarsteinwand, flog zu den scharfkantigen, sich im Aetherblau badenden Höhen hinauf und wieder hinab in die Ferne gegen Süden, bis zu dem Vorgebirge des Grubberges, der fast der Hallstadt gegenüber in den See hineinragt.

Plötzlich ward die Comtesse ihrer weichen, freudigen Gemüthsstimmung durch einen seltsamen Laut entrissen, der aus nächster Nähe zu ihr drang.

Es war ein tiefer, schwerer Seufzer, der sich ohne Zweifel einer grambelasteten Brust entrang.

Leontine blickte zur Seite — und nun erst gewahrte sie, daß sie auf der welligen Erhöhung des Ufers nicht allein stehe.

Ihr erster Gedanke war, sich umzuwenden und

nach ihrer Gesellschaft zurückzukehren, und doch blieb sie wie festgebannt stehen.

Das Profil des Mannes, der kaum drei Schritte von ihr, mit auf der Brust gekreuzten Armen und augenscheinlich Alles um sich her vergessend, über den See hin starrte, war so edel, seine Züge hatten einen so kummervollen Ausdruck, und doch lag in seiner Haltung eine so entschieden ausgesprochene Mannhaftigkeit, mit so unleugbarer Noblesse verbunden, daß Leontine über diesem Allen die grobe bäuerische Kleidung jenes Menschen vergaß und unwillkürlich ein Interesse für ihn empfand.

Die junge Comtesse war ja noch nicht durch das egoistische Treiben der modernen Gesellschaft gegen die natürlichen Regungeu eines unverdorbenen Menschenherzens abgestumpft; sie hatte soeben, im Angesichte einer großartigen, friedenvollen Natur, jenen freudigen und läuternden Empfindungen sich uneingeschränkt überlassen, die das Gemüth erheben und weit über die kleinlichen Schranken hinwegführen, denen es im gewöhnlichen Leben Rechnung tragen muß. Welch' Wunder also, daß Leontine jetzt momentan und unwillkürlich von einem Gefühle beherrscht ward, um dessentwillen ihre Mutter,

die es unbegreiflich würde gefunden haben, sie sicherlich hart getadelt hätte, wäre es zu ihrer Kenntniß gelangt. Die Comtesse Starnheim empfand Mitleid und Theilnahme für einen ihr wildfremden Menschen, der obendrein nach seiner Kleidung zur niedrigsten Klasse der menschlichen Gesellschaft gehörte, und dies Alles, weil er geseufzt und edle Züge hatte, die auf ein höheres Seelenleben schließen ließen, als man bei den unglücklichen Parias der Welt zu finden pflegt, — die Gräfin würde sich über solche Regung entsetzt und ihrer Tochter erklärt haben: „Man wirft dem Pöbel ein Almosen hin, aber man beachtet ihn nicht weiter!"

Doch hätte Leontine diesem Manne, der augenscheinlich seine Armuth mit solchem Stolze trug, unaufgefordert eine Gabe reichen können? Sie dachte nicht einmal daran, es kam ihr gar nicht in den Sinn, daß er um materieller Noth willen geseufzt haben könne, sie las etwas ganz Anderes aus diesen wettergebräunten, feingeschnittenen und geistvollen Zügen heraus, gleich beim ersten Anblicke derselben drängte sich ihr die Ueberzeugung auf, daß Dieser kein Bauer sei. Und was dann? Ein unverschuldet in's Elend Ge=

stürzter, oder eine ursprünglich edle, auf Abwege gerathene Natur, jedenfalls ein Unglücklicher, der wohl bessere Tage gekannt und den seine Dürftigkeit, seine niedrige Existenz schwerlich so drücke, wie ein unendlich moralisches Weh, ein gewaltiger Seelenschmerz.

Und während Leontine so dachte, nahm ihr liebliches sanftes Antlitz unwillkürlich den Ausdruck einer rührenden Theilnahme an, hefteten sich ihre schönen tiefblauen Augen mitleidig auf die verdüsterten Züge des fremden Mannes.

Dieser stand völlig in sich verloren da. Und nun lächelte er schmerzlich vor sich hin, indem seine breite Brust sich ungestüm hob und senkte. Dann ward seine Miene wieder ernst und verächtlich, sie schien der Schwäche zu spotten, die ihm einen Seufzer entlockt hatte.

Im nächsten Augenblicke aber schien sich der Mann bewußt zu werden, daß ihn Jemand von nächster Nähe aus beobachte. Mit rascher Bewegung wandte er das Haupt zur Seite.

Sein Blick fiel auf die vornehme junge Dame; es war der Blick eines Adlers, leuchtend, kühn, durchdringend.

Leontine ward davon bis in's Herz hinein ge-

troffen. Sie wußte nicht, wie es kam, sie fühlte sich befangen, fühlte, wie das Blut ihr in die Wangen schoß. Die anmuthige hochgeborne Comtesse stand einen Moment, gleich einer ertappten Sünderin, verwirrt vor dem in schlechte Bauerntracht gekleideten Manne.

Aber auch dieser zuckte kaum merklich zusammen und erschrak. Ohne Zweifel war ihm der theilnahmsvolle, mitleidige Ausdruck nicht entgangen, der in Blick und Zügen der jungen schönen Aristokratin noch soeben gelegen, bevor Befangenheit sich ihrer bemeisterte. Er mußte sich also sagen, daß diese Dame seinen Seufzer vernommen, die schwach verhehlte Kundgebung seines Schmerzes bemerkt habe.

Eine jähe Zorneswallung schien bei dieser Wahrnehmung in ihm aufzubrausen, doch wie nun die schöne Dame, die flüchtig den Blick vor seinen glänzenden Adleraugen gesenkt hatte, wieder zu ihm aufschaute und aus dem tiefblauen Sternenpaar Leontinens ein unschuldvolles, jeder aristokratischen Herablassung fremdes Mitgefühl ihm entgegenleuchtete, da wurden die düsteren, eisernen Züge des bärtigen Mannes weicher, da schimmerte

in seinen Augen etwas wie freudige Ueberraschung und wehmüthige Dankbarkeit.

Aber das Herz des Mannes mochte wohl zu lange in wildem Trotz gegen die Menschheit gegrollt haben, er mochte von Seiten der vornehmen jungen Dame irgend eine Frage oder eine mitleidige Handlung befürchten, die durch sein Aussehen, seinen Kummer gerechtfertigt schien, ihn selbst aber wohl tief gedemüthigt hätte, denn plötzlich richtete er sich stolz auf, sein Antlitz nahm einen harten, hochmüthigen Ausdruck an, sein Blick ward eisig und abweisend.

Und so wandte er sich langsam ab und schritt, Hoheit in Miene und Haltung, von der Rasenerhöhung des Ufers hinweg, an den Gruppen der Ischler Gäste vorüber, die ihn so wenig beachteten, wie er sie.

Dieses ganze kleine Begegniß an der Böschung des Gestades war die Sache weniger Augenblicke gewesen und von Niemandem bemerkt worden, denn der Maler Eduard hatte sich bereits nach dem „Seelentränker“ zu seinen Gefährten begeben, und alle übrigen vornehmen und geringen Leute, welche den Strand vor der Gosau-Mühle belebten, waren zu sehr mit ihrem Aufbruche nach Hallstadt

beschäftigt, als daß sie sich um etwas Anderes hätten bekümmern können.

Leontine stand einen Moment betroffen da. Unwillkürlich folgte sie mit den Augen dem befremdlichen Menschen, der sich fast mit Ostentation aus ihrer Nähe entfernt hatte.

Er schritt der Mühle zu. Die Landleute, welche sich nach den ihrer harrenden Zillen begaben und an ihm vorüber kamen, grüßten ihn, die Männer mit einem unverkennbaren Respect, die Mädchen und Weiber gewissermaßen scheu; er dankte stumm, nur durch ein flüchtiges Neigen des Hauptes oder eine leichte Handbewegung, wie große Herren einen Gruß ihnen nicht Ebenbürtiger zu erwidern pflegen. Niemand redete ihn an oder forderte ihn auf, die Fahrt über den See nach Hallstadt mitzumachen.

Aber auch er blieb nicht stehen, ein Wort mit Diesem oder Jenem auszutauschen.

Nun mußte er an der blassen schönen Dirne vorbei, welche zuvor die Aufmerksamkeit des Photographen und seines Freundes Eduard erregt hatte. Sie stand nicht mehr so verlassen und gemieden da, ein grauhaariger, kümmerlich und dürftig aussehender Alter befand sich neben ihr

und schien sie aufzufordern, ihm nach dem Ufer zu folgen. Bei diesem Paare machte der absonderliche Mensch denn doch einen Augenblick Halt, sagte der Dirne, die erröthete und die Augen niederschlug, ein paar Worte, reichte dem Greise die Hand und ging dann weiter. Er lenkte nicht nach der Mühle ein, sondern schritt seitwärts an derselben vorüber. Der Gosau-Schmied war schon nach den Kähnen gegangen, aber die beiden stattlichen Burschen, die Max für Brüder erklärt hatte, standen noch vor der Schenke bei einigen Jägern. Die Letzteren grüßten den Vorbeischreitenden höflich, während der blonde Bursche sich verdrießlich abwandte und der Andere mit der Jägerjuppe und dem schwarzen Haar ihm einen trotzigen, herausfordernden Blick zuwarf und ihm finster nachstarrte, bis er seitwärts von der Mühle im Gestrüpp verschwand.

Der Comtesse Leontine war der größte Theil dieser hier aufgezählten Details entgangen, aber sie hatte wohl bemerkt, welche Wirkung auf das Bauernvolk die Erscheinung jenes finsteren Mannes machte, den sie wenige Minuten zuvor neben sich mit einem augenscheinlich tiefen Schmerze hatte ringen sehen.

Sie schüttelte das reizende Haupt, doch es blieb

ihr keine Zeit, über den Gegenstand ihres Befremdens nachzudenken, denn schon nahten zwei ihrer Verehrer, der Rittmeister und der Monoclemann, sie davon in Kenntniß zu setzen, daß nun Alles zur Abfahrt bereit sei.

Die Gesellschaft Leontinens verfügte sich nach einem großen und breiten Fahrzeuge, das sonst als Lastschiff diente und der Gosau-Müller von Hallstadt hatte kommen lassen; es war in aller Eile mit ziemlich primitiven Sitzbrettern versehen worden und reichte gerade hin, die Starnheims und ihren Anhang aufzunehmen.

Unter munterem Geplauder und Lachen bestiegen die Herrschaften das Schiff, und machten es sich, so gut es gehen wollte, darin bequem.

Schon waren Alle auf ihren Sitzen, — selbst der Starnheim'sche Livréediener, der mit Plaids und Paletots bepackt war, hatte neben der Mühldirne und dem Ruderknechte seinen Platz gefunden, — als der Baron Trost plötzlich durch eine trockene Bemerkung einen Theil der Gesellschaft in Verlegenheit brachte.

„Sieh' da," sagte er laut, sich von seiner Bank erhebend „das ist ja ganz allerliebst — wir sind dreizehn Personen im Schiffe!"

„Dreizehn?“ fragte der Graf, von der Bemerkung sichtlich unangenehm berührt. „Sie werden sich geirrt haben, Baron!“

„Ich bitte nachzuzählen!“ entgegnete Trost und fügte sarkastisch hinzu. „Ich setze voraus, daß Sie jene Magd, den Knecht dort und Ihren Diener auch zu — Personen rechnen.“

„Dreizehn!“ lachte die lustige kleine Baronesse Hellbrunn auf. „Was thut das zur Sache? Ich denke, wir sind wohl aufgeklärt genug, uns nicht vor Ammenmärchen zu fürchten!“

„Allerdings!“ bemerkte der Rittmeister. „Wir haben, meine Kameraden und ich, einmal kurz vor der Schlacht zu Dreizehn gespeist, und Sie sehen mich dennoch frisch und munter!“

„Das will nichts sagen!“ ließ sich die alte Gräfin Reinthal lebhaft und etwas beunruhigt vernehmen. „Und Ihre Kameraden?“

„Sechs derselben wurden Tags darauf vom Feinde niedergemacht,“ antwortete der Rittmeister bedächtig, „doch ist es schwer zu bestimmen, ob der Dreizehnte dabei war!“

Die Gesellschaft lachte, bis auf den Grafen Starnheim und die Mumiengräfin.

„Ich bin durchaus nicht abergläubisch,“ sagte

diese Dame, „aber was die Zahl Dreizehn anbelangt, so habe ich schon mehr als einmal den Beweis erhalten, daß sie von schlechter Vorbedeutung für mich ist!"

„Und ich genire mich nicht, direct einzugestehen, daß ich bis zu einem gewissen Grade Fatalist bin," warf Starnheim hin, „sehr viele geistreiche und berühmte Leute waren das auch. Die Zahl Dreizehn ist in der That berüchtigt —"

„Und man soll das Schicksal nicht herausfordern!" lispelte Adeline.

„Gewiß nicht!" ergänzte Thekla.

„Nun gut," meinte Egern, „zur Beruhigung der Damen kann ja der Diener des Herrn Grafen aussteigen —"

„Das geht nicht!" erklärte die Gräfin Starnheim entschieden. „Wir können den Lorenz nicht entbehren!"

„Nun, so werde ich mich zum allgemeinen Besten verbannen und mit einem andern Kahne die Fahrt zu machen suchen!"

„Nicht doch, lieber Egern, Sie dürfen uns nicht verlassen!"

„Wie wäre es," schnarrte die alte Reinthal, „wenn wir noch eine Person in unser Schiff auf=

nehmen würden? Es ließe sich das leicht thun, Einige von uns brauchten nur ein wenig zusammenzurücken."

„Aber wen könnten wir aufnehmen?" sagte Starnheim umherblickend. „Ich sehe keinen Bekannten, und ein fremder Mensch würde der Gesellschaft unbequem sein! Lassen wir es also darauf ankommen."

„Nein, lieber Graf," protestirte die Reinthal, indem sie Miene machte, sich zu erheben. „Mögen die jungen Herren und unsere überaus freigeistige Hellbrunn sich auch darüber lustig machen, ich steige dennoch aus, sobald man darauf besteht, zu Dreizehn fahren zu wollen! Uebrigens ist uns ja leicht geholfen — ich bemerke dort einen jungen Mann, der gestern unserer lieben Gräfin eine Artigkeit erwies und der mir zur guten Gesellschaft zu gehören scheint. Er schlendert dort einher, als ob er noch keine Fahrgelegenheit gefunden habe. Ich denke, bester Graf, Sie vergeben sich nichts, wenn Sie diesem Herrn, als Ersatz für den Ihrer Gemahlin gestern beim Molkensieder überlassenen Sessel, heute einen Platz in unserem Schiffe antragen."

Die alte Dame deutete mit dem Sonnenschirm

auf Eduard, der im Begriff stand, sich zu seinen Freunden zu begeben, und nicht ahnte, daß sich jetzt die Aufmerksamkeit der aristokratischen Ausflügler auf ihn lenkte.

Diese Musterung fiel sehr günstig aus, denn die alt-jungen Reinthals erklärten ziemlich lebhaft, daß sie keine Einwendung gegen den Vorschlag machen würden, die blonde Hellbrunn stimmte ihnen lachend bei, und die Mutter Leontinens bemerkte, nach einem flüchtigen, etwas mißtrauischen Seitenblicke auf die dürre, gleißnerische alte Antragstellerin, daß sie es ihrem Gatten überlasse, nach Gutdünken zu handeln.

„Es ist allerdings wohl etwas sonderbar," begann der Graf zögernd, „wenn ich – aber auf dem Lande braucht man es wohl nicht so genau zu nehmen — auch verpflichtet eine Gegenartigkeit zu nichts — und da wir einen Vierzehnten dringend nöthig haben, wie es scheint —"

„Ich werde das schon arrangiren!" fiel ihm der geschäftige Egern in's Wort, war mit einem Satze aus dem Fahrzeuge heraus und eilte dem jungen Künstler nach.

Er erwischte Eduard, als dieser nur noch wenige Schritte von seinen Gefährten entfernt war,

stellte sich ihm ohne Weiteres vor und sagte, daß ihm der Graf Starnheim, als Ersatz für die gestrige Gefälligkeit, einen Platz in seinem Schiffe anbieten lasse.

Eduard war einen Moment geradezu verblüfft. Wer sonst konnte die Ursache sein, daß man ihm ein solches Anerbieten machte, als die schöne Gräfin selbst? Der Blick, den sie ihm gestern zugeworfen, war also nicht bedeutungslos gewesen, und nun suchte sie eine Annäherung herbeizuführen, das schien unserem Künstler so klar wie das Sonnenlicht. Und dieser Gedanke machte das Herz des jungen Mannes lebhafter pochen, trieb ihm das Blut in die Wangen, erhitzte seine Phantasie. Der gute Eduard, obwohl er, wie wir wissen, seine sechsundzwanzig Jahre zählte, war noch nicht sonderlich in galanten Abenteuern erfahren, wenigstens hatte er, der bisher genug zu thun gehabt, sich mit Sorgen um das tägliche Brod herumzuschlagen, nur wenig Gelegenheit gefunden, sein Glück bei den Damen zu versuchen; er war daher auch mit seinem empfindungsvollen Herzen an der Ersten hängen geblieben, die ihm — wie Hermine dies gethan — mit Koketterie zugesetzt hatte.

In vornehme Kreise zu gelangen war ihm,

dem noch Unberühmten, bisher ebenfalls versagt worden, und nun ward ihm plötzlich der Weg dazu eröffnet und geebnet und in einer Weise, die in doppelter Hinsicht vielverheißend war. Die Erinnerungen an alle die Maler, Dichter oder Musiker, welche mit einer aristokratischen Dame, einer erlauchten Beschützerin, geheime Liebschaft gehabt hatten, stürmten auf ihn ein, und er hätte wahrlich kein eitles, phantastisches Künstlergemüth besitzen müssen, wäre er von so verlockenden Aussichten, die sich ihm unzweifelhaft darboten, nicht überwältigt worden.

Er stotterte verlegen trotzdem eine höfliche, aber schwache Ablehnung und wies dabei auf seine Gefährten.

Egern jedoch mußte seinen „Vierzehnten" haben.

„Mein Herr," sagte er, „Sie werden doch nicht so ungalant sein, um Ihrer Freunde willen dem Wunsche der Gräfin Starnheim nicht nachzukommen?"

„Dem Wunsche der Frau Gräfin —?" stammelte Eduard.

„Ja — und einiger anderen Damen!" lächelte Egern und schob ohne viele Umständ. seinen Arm unter den des jungen Künstlers.

„Entschuldigen Sie,“ versetzte dieser, sich ermannend, während er sich artig von seinem Dränger losmachte, „ich — ich werde mir die Ehre geben, der — der gütigen Einladung Folge zu leisten — nur — nur möchte ich meine Freunde zuvor davon verständigen!“

„Thun Sie das,“ versetzte der kleine Baron erleichtert, „aber beeilen Sie sich, denn meine Gesellschaft ist bereits eingeschifft und im Begriff, vom Lande abzustoßen. Ah“ — fuhr er ungeachtet seines Hastens geschwätzig fort — „der Rath Wurzinger gehört zu Ihren Freunden?“

„Sie kennen ihn?“

„Wer kennt ihn nicht?! Gestern war er ein Schwefelfaden, heute ist er eine weißangestrichene Fahnenstange — was wird er morgen sein? Uebrigens ein respectabler Mann — aber ich muß ihm jetzt ausweichen, sonst hält er uns mehr als wünschenswerth auf. Machen Sie sich rasch von Ihren Herren los, ich werde ein Stückchen weiter auf Sie warten!“

Der Baron entschlüpfte, vom langen Rathe ungesehen, der gerade über den im „Seelentränker“ hockenden Pusemann hinwegstieg, wäh=

rend Max noch am Ufer stand und dem weißen Gespenste lachend zuschaute.

Eduard entledigte sich hastig seiner Pflicht gegen die Gefährten und war schon wieder von ihnen weg, bevor sie sich von ihrer Ueberraschung erholen konnten und der lustige Max eine Frage über die Lippen brachte.

„Bravo, mein Herr!" sagte der kleine Egern, als Eduard zu ihm zurückgekehrt war. „Gehen wir also — doch, Sie verzeihen — ich habe mich Ihnen genannt, weiß aber noch nicht, mit wem ich das Vergnügen — wie soll ich Sie der Gesellschaft vorstellen?"

„Ich heiße Eduard Neustadt und bin Maler!" antwortete der Befragte etwas befangen.

„So — so! Sie sind also wohl nicht zum Kurgebrauche in Ischl, sondern Sie — malen!"

„Ja, Herr Baron, vorzugsweise Landschaften —"

„Ah, Sie bereisen das Salzkammergut vermuthlich im Auftrage hoher Herrschaften, vielleicht des Allerhöchsten Hofes?"

„Leider — nein! Mein Ruf ist noch nicht so fest begründet, daß ich —"

„So — so! Gehen wir also!"

Der Baron ließ keineswegs durch seine Miene

erkennen, daß er sich über die Lebensstellung des jungen Mannes einer Täuschung hingegeben habe, aber er schob nicht wieder seinen Arm unter denjenigen Eduard's.

Dieser fühlte sich einige Augenblicke bedrückt, während er so neben seiner neuen, aristokratischen Bekanntschaft einherschritt, und er hatte die unbestimmte Empfindung, als gehe er einer Niederlage entgegen. Bald aber erwachte in dem jungen Manne der Künstlerstolz, und mit diesem tauchten auch die seine Eitelkeit und seinen Ehrgeiz befriedigenden Bilder, die zuvor flüchtig an ihm vorübergezogen, in seiner Einbildungskraft auf.

Hermine war — wenigstens für den Augenblick — völlig vergessen, an ihrer Stelle beschäftigte die schöne Gräfin Starnheim seine Phantasie, die schöne Gräfin, auf deren Wunsch er ja eingeladen war!

Eine gewisse Zuversicht kam über ihn — der gute Eduard ahnte ja nicht, daß man nur ihn beschieden hatte, den Vierzehnten zu repräsentiren!

Zweites Kapitel.

Ein Frohnleichnamsfest.

Die breite Barke, welche die Starnheims und deren Anhang trug, hatte die Gosau-Mühle verlassen und glitt langsam am Westufer des Sees hin, so nahe den Felsen, daß man vom Fahrzeuge aus genau mit dem Blicke den Steg verfolgen konnte, auf welchem die Soolenleitung liegt, den schmalen Pfad, der sich bald auf-, bald abwärts an den steilen Felswänden bis nach Hallstadt hinzieht, das nur auf diesem, in mancher Jahreszeit nicht ungefährlichen Wege, oder zu Wasser, erreichbar ist, so daß der einsame Marktflecken, wenn der Steg nicht zu begehen ist und zugleich der See stürmt, sich bisweilen auf mehrere Tage von jeglichem Verkehre mit der Welt abgeschnitten sieht.

Die Vorstellung unseres jungen Künstlers war für diesen glücklich abgethan worden, nicht ohne daß Eduard während derselben einige sich in die Länge ziehende Gesichter und Blicke, die ihn etwas hochmüthig anstarrten, bemerkt zu haben glaubte.

Er hätte sich in Folge dessen sehr unbehaglich

gefühlt, wäre er nicht auch gewahr geworden, daß die alte Gräfin Reinthal sich ihm (vielleicht aus Malice gegen die übrige Gesellschaft) sehr huldvoll zeigte, die Comtesse Leontine ein Interesse daran zu nehmen schien, daß er Maler war, und die Gräfin Starnheim, obwohl sie gewissermaßen eine gefrorene Miene zur Schau trug, so oft sie ihr Antlitz dorthin wandte, wo er saß, dennoch bisweilen einen ganz kleinen Blick, den er nicht umhin konnte, sehr aufmunternd zu finden, für ihn hatte.

Und diese Wahrnehmungen trösteten ihn jedenfalls darüber, daß die Comtessen Reinthal, der Graf und fast sämmtliche jungen Herren so thaten, als sei er gar nicht in der Barke vorhanden, während sie doch keinen Anstand nahmen, mit dem Ruderknechte und der stämmigen Magd, die sich abarbeiteten, das Schiff vorwärts zu bringen, dann und wann Worte auszutauschen.

Eduard hatte übrigens durch Zufall einen sehr guten Platz erhalten; er befand sich den Damen Starnheim fast gegenüber, in unmittelbarer Nähe der greisen Reinthal, die sich den Anschein gab, ihn protegiren zu wollen und dabei stets in ihrer

lauernden Manier Jeden, insbesondere ihre „theure Freundin", im Auge behielt.

„Sie sind wohl Landschaftsmaler?" fragte sie ziemlich laut, während die Uebrigen ringsum heiter plauderten.

„Ja, gnädige Frau," antwortete Eduard, „aber ich habe mich auch im Fache des Portraitirens geübt."

„Ei, da wäre es ganz hübsch, wenn Ihnen der Graf Starnheim den Auftrag geben würde, uns in ein Bild zu bringen, wie wir da sind, im Schiffe auf dem See, Hallstadt und die Berge im Hintergrunde, die Procession ganz vorn, wir zur Seite als Zuschauer. Was sagen Sie zu dieser Idee, lieber Graf?"

Starnheim that, als habe er nichts gehört; er blickte angelegentlich nach den anderen Fahrzeugen, die von der Mühle aus lustig in den See hinaus schwammen.

„Haben Sie schon ausgestellt?" fragte Leontine.

„Ja, gnädiges Fräulein," versetzte Eduard. „Im verflossenen Winter befanden sich im Wiener „Künstlerhause" zwei meiner Bilder auf der Ausstellung — Ansicht von Gargnano am Gardasee,

Mondscheinbeleuchtung, und ein Porträt, neapolitanische Fischerin."

„Ah," rief Leontine lebhaft, „die Fischerin war von Ihnen? Im ersten Saale —?"

„Ganz richtig!"

„Man kann sich nicht die Namen aller Künstler merken, — aber dieses Bild entzückte die Mutter, und mich auch, gefiel überhaupt allgemein!"

„Dennoch gelang es mir nicht, mit meinen Arbeiten einen durchgreifenden Erfolg zu erzielen!" bemerkte Eduard bescheiden.

„Ich kann mir das erklären!" meinte Leontine gutherzig. „Makart's großes Bild nahm das Hauptinteresse in Anspruch und blendete durch seine Farbenpracht die Mehrzahl der Beschauer. Auch wir waren davon überrascht, dennoch entging uns nicht Ihr Bild, und ich entsinne mich noch gar wohl, daß meine Mutter sich damals äußerte, sie würde, sollte sie einstmals ein neues Portrait von sich wünschen, sich nur an jenen Künstler wenden, der die „Fischerin" gemalt —"

„Ei," fiel ihr die alte Reinthal lächelnd in's Wort, „dazu bietet sich ja jetzt zufällig die passendste Gelegenheit!"

„Noch mehr!" lachte die blonde Hellbrunn,

den erröthenden Eduard in ihrer offenen, ungezwungenen Weise anredend. „Sie müssen wissen, meine Freundin, die Comtesse Starnheim, ist selbst Künstlerin, zeichnet und malt ganz allerliebst, — aber sie behauptet, daß sie noch der Unterweisung bedürfe —"

„Nun," rief die alte Reinthal, „dann haben die Damen ja zur Hand, was sie wünschen, denn ich zweifle nicht, daß dieser Herr sich eine Ehre daraus machen wird, der Professor unserer lieben genialen Comtesse und ein Verherrlicher der unversiegbaren Schönheit meiner theuren Freundin zu werden!"

Eduard stotterte einige unzusammenhängende Worte.

Die Gräfin Starnheim aber that, als bemerke sie nicht die Ironie, welche in der Aeußerung der verwitterten Gleißnerin lag. Sie sagte gelassen: „Wenn der Herr sich während meines Aufenthaltes in Ischl der Mühe unterziehen will, meiner Tochter mit künstlerischem Rathe an die Hand zu gehen, so wird es uns angenehm sein."

Das war eine Einladung in bester Form. Eduard machte eine pflichtschuldige Verbeugung und versicherte, daß er nicht verfehlen werde, seine

Aufwartung zu machen. Er hatte Mühe, seine Erregung und Freude zu verbergen.

Die Familie Reinthal tauschte unter sich vielsagende, spöttische Blicke aus, der Graf fuhr fort, über den jungen Künstler hinwegzustarren, Leontine bezeichnete diesem die Villa Starnheim, ihre Mutter ließ sich herab, die Sarsteinwand zu bewundern, die kleine Hellbrunn neckte den Rittmeister damit, daß er keinen Sinn für Naturschönheiten habe, der Baron Trost flüsterte Egern zu: „Unser Vierzehnter ist im Vortheile gegen uns — warum haben wir aber auch das Unglück, nur Barone zu sein, und nicht Farbenklexer!"

Eduard aber war über seinen unerwarteten Erfolg noch in anderer Beziehung froh; er sagte sich, daß er ihn nur sich selbst verdanke, daß dies seiner würdiger sei, als hätte er sich von der Ordon in's Schlepptau nehmen lassen, und daß er sich nun kein Gewissen daraus zu machen brauche, wenn seine Gefühle — weiter wagte er nicht zu denken, denn er mochte sich noch nicht gestehen, daß er auf dem besten Wege sei, Herminens Entsagung nicht mehr zu beklagen.

Wie Eduard so zuversichtlich und selbstzufrieden dasaß, da glitt der „Seelentränker" mit den

Freunden an dem schwerfälligen Schiffe vorüber und der weiße Rath grüßte die aristokratische Gesellschaft sehr höflich und Max schnitt dem Freunde ein possierlich-respectvolles Gesicht zu.

„Spotte nur," dachte der junge Künstler, „wer zuletzt lacht, lacht am besten."

Und seine Gestalt wuchs um einige Zoll, als er den scherzhaft ehrerbietigen Gruß des lustigen Photographen selbstgefällig erwiderte.

Einige Augenblicke später vernahm Eduard die Stimme Leontinens.

„Wer mag nur jener seltsame Mensch sein?" fragte die Comtesse, indem sie nach dem noch immer nahen Ufer schaute.

Eduard wandte den Kopf dorthin.

Er sah auf dem vorerwähnten, nach Hallstadt führenden schmalen Felsenstege jenen räthselhaften Mann stehen, den er und Max kaum eine Viertelstunde früher am Strande der Gosau-Mühle beobachtet hatten.

Wie damals hatte jener Mensch die Arme verschränkt und starrte, wie in sich selbst verloren, finster und trotzig auf den See.

Den ganzen, am schroffen Gestein sich auf und ab ziehenden Pfad entlang ließ Niemand sonst

sich blicken; wie eine aus dem graubraunen Felsvorsprunge, an dem der Pfad hinlief, gemeißelte Gestalt stand der Mann allein und regungslos, zu seinen Füßen die jählings abfallende, tief unten von der krystallhellen Fluth und flüchtig aufquirlendem, weißgrünlich glitzerndem Schaum umspülte Klippenwand, hinter sich die zerklüfteten, steilen, bald nackten, bald Moos, Erdreich und düstere Föhrenwaldung tragenden, zu schwindelnder Höhe hinansteigenden Felswände, über deren Kuppen, zwischen Baumwipfeln hervor, der blaue Aether lachte.

Jene Personen, welche sich der Comtesse Leontine zunächst befanden, blickten nun auch nach dem westlichen Ufer.

„Was finden Sie an jenem Menschen denn so seltsam?" fragte Thekla etwas spöttisch. „Er ist doch wohl ein gewöhnlicher Waldbauer!"

„Das kann unmöglich der Fall sein!" versetzte Leontine. „Ich sah ihn schon an der Mühle, und da fiel es mir nicht nur auf, daß er sich finster und stolz von all' den anderen Landleuten fern hielt, sondern auch von diesen, als er sich vom Strande entfernte, mit einem eigenthümlichen

Gemisch von Ehrerbietung und Scheu gegrüßt ward!"

Und Leontine fügte dieser Bemerkung noch die Mittheilung dessen hinzu, was sie an der Böschung des Gestades beobachtet hatte.

Egern, der nicht in unmittelbarer Nähe der Comtesse saß, war auf diese Mittheilung derselben aufmerksam geworden.

Er strengte seine Augen nach dem einsam auf der Klippe Weilenden an, und sagte dann, anscheinend höchst ernsthaft: „Wahrhaftig, ich hab's! Meine Damen, schauen Sie sich dieses Wesen recht genau an, man bekommt dergleichen nicht alle Tage zu sehen — jener Mensch ist ohne Zweifel ein Venediger!"

„Warum glauben Sie, daß er aus Venedig sei? Und was wäre alsdann so Ungewöhnliches an ihm?" fragte die Hellbrunn, indem sie lachend ihr blondes Köpfchen schüttelte.

„Bitte um Vergebung," belehrte sie der kleine Baron, „Venediger nennt man hier zu Lande einen Berggeist, ein unheimliches Gespenst, das bisweilen unter allerlei Gestalten umgeht —"

Ein allgemeines Gelächter unterbrach den Baron, der schließlich in dasselbe einstimmte.

„Meine Herrschaften," rief er plötzlich, indem er die frühere ernsthafte Miene wieder annahm, „lachen Sie mich nicht vorschnell aus. Es ist noch nicht so lange her, daß Tischrücken und Geisterklopfen sehr in der Mode waren, und nicht etwa bei den dummen Bauern, sondern in unseren Salons! An eine übersinnliche Welt glauben sehr viele, sonst ganz gescheidte Leute. Es giebt sehr vortreffliche und geistreiche Personen, welche sich vor gewissen Zahlen fürchten —" (und bei diesen Worten sah er lächelnd den Grafen und die Reinthals an und ließ sodann seinen Blick flüchtig doch verständlich genug nach dem jungen arglosen Maler hinschweifen) — „warum sollte ich also nicht mit einem gewissen Respect an die Existenz eines Berggespenstes glauben dürfen? Und blicken Sie doch gefälligst noch einmal nach dem Ufer — wo ist jenes Wesen hingekommen, dessen Deutung mir Ihren Heiterkeitsausbruch zugezogen hat?"

Die Gesellschaft, welche den kleinen Egern lachend angeblickt hatte, schaute wie auf ein Kommando nach der Felswand. Der finstere Mann war dort nirgends zu sehen.

Das Lachen verstummte. Einige aus der Ge-

sellschaft ließen dagegen einen Ausruf des Erstaunens vernehmen.

Dort an der Stelle, wo der Mann noch soeben düster brütend gestanden, waren weder Bäume noch Sträucher vorhanden, hinter denen er sich hätte verbergen können, auch zeigte sich dort an der nackten Fläche des öden steilen Gesteins nirgend eine Spalte oder Höhlung, die geeignet gewesen wäre, ihn den Blicken der nach der Felswand Starrenden zu entziehen.

„Mein Gott, wohin mag er nur entschlüpft sein?" fragte Leontine lebhaft. „Sahen Sie es nicht, Baron?"

„Nein, Comtesse!" versetzte Egern. „Vielleicht hat er sich, während wir lachten, kopfüber in die Fluth gestürzt!"

Leontine erbebte und wechselte flüchtig die Farbe.

„Das wäre ja entsetzlich!" murmelte sie.

„Ein Selbstmord — und so ganz in unserer Nähe — wie abscheulich!" rief Thekla indignirt.

„Und während wir hier eine Lustfahrt unternehmen! Als ob sich ein solches Geschöpf nicht anderswo ertränken könnte!" ergänzte Adeline. — „Meine Nerven —!"

Die beiden überreifen Comtessen setzten hastig ihre Fächer in Bewegung.

„Er kann sich nicht vom Felsen herabgestürzt haben," meinte die Gräfin Starnheim gleichgültig; „das Wasser dort ist so ruhig wie zuvor, man müßte doch ein Geräusch gehört haben, wenigstens jetzt Wellenkreise sehen —!"

„Das ist wahr!" bemerkte ihr Gemahl trocken. „Uebrigens denke ich, daß wohl Niemand dort stand, und nur eine Sinnestäuschung —"

„Oh, mein Glas ist sehr gut," unterbrach ihn der Baron Trost, „ich sah jenen Menschen deutlich genug!"

„Ich auch!" erklärte der Rittmeister.

„Ja, ja, es stand ein finsterer Mann dort auf dem Stege!" sagte die alte Reinthal entschieden. „Es ist undenkbar, daß wir uns sämmtlich einer Sinnestäuschung sollten hingegeben haben, ganz undenkbar!"

„Undenkbar!" wiederholte man allerseits.

„Und hätten wir irgend ein Felsstück für einen Menschen angesehen," rief Egern eifrig, „wo wäre denn da dieses Felsstück plötzlich hingekommen? Ich sehe nichts dergleichen!"

„Sehr richtig — ich auch nicht!“ hieß es da und dort.

„Nun also!“ fuhr Egern triumphirend fort. „Ich bleibe daher bei meiner Behauptung, daß wir einen Venediger gesehen haben, denn nur ein Gespenst vermöchte sich so plötzlich unsichtbar zu machen, gleichsam zu verduften. Shakespeare sagt: Mehr Dinge giebt's im Himmel und auf Erden, als Eure Weltweisheit sich träumen läßt, Horatio!“

„Verzeihen Sie,“ wagte jetzt Eduard lächelnd zu bemerken, „Sie scherzen natürlich nur, Herr Baron, doch halte ich es nicht für überflüssig, zu erwähnen, daß ich vorhin bei der Mühle Gelegenheit fand, jenen allerdings räthselhaften Menschen zu beobachten, und da wollte es mir denn doch scheinen, daß er in näherer Beziehung zu den Landleuten stehe, die wir dort sahen, als ein Berggeist — wenn es einen solchen geben sollte — wohl mit dem Bauernvolke eingehen dürfte. Wahrscheinlich können der Bursche und die Dirne, die unser Schiff rudern, uns Auskunft über jenen Mann geben.“

Egern that, als habe der junge Künstler nicht gesprochen, doch wandte er sich an den Ruderknecht.

„He, Bursche!“ rief er. „Hast Du auch jenen

Menschen gesehen, der dort auf dem Felsenstege stand und nun wie weggeblasen ist?"

Der Ruderknecht, ein stämmiger, flachsköpfiger Bursche, blickte den Frager flüchtig an, ohne sich in seiner anstrengenden Beschäftigung zu unterbrechen.

„Freili!" antwortete er mit einem breiten Grinsen.

„Und kennst Du ihn?"

„Na, wann ich den nit kennen thät, dös war nit schlecht. Ein jedes Kind kennt ihn da herum!"

„Er hatte wohl keinen Stutzen mit sich," sagte der Rittmeister, „aber er ist doch wohl ein Wildschütz, nicht wahr?"

Der Bursche schüttelte den Kopf und lachte.

„Wildschütz, — das kenn' ich nit — meinen's wohl an Jager?"

„Sie müssen anders fragen, lieber Rittmeister!" lächelte Egern und forschte weiter: „Ist jener Mensch ein Wilderer?"

„Ein Wilderer?" versetzte der Bursche. „Beilei' nit!"

„Nun, was ist er denn alsdann?"

„Was er ist? Na, der Waldmensch!"

„Das verstehe ich nicht. Wie heißt er denn?"

„Ich hab's schon g'sagt, gnä' Herr — der Waldmensch — sie heißen ihn Alle so da herum!"

„Aber er wird doch einen Namen führen!?"

„Nun ja, er läßt sich Robert nennen, aber wann wir unter uns von ihm reden, heißt's doch alleweil: der Waldmensch!"

„Er muß doch irgend eine bestimmte Beschäftigung haben?! Denn — Waldmenschen seid Ihr ja Alle hier in den Bergen!"

„Bitt', Euer Gnaden, bei uns giebt's Waldknechte, Hauer, Häusler, Kohlenbrenner, Sudarbeiter, Bergleut', Holzhändler, Fuhrleut', Fischer und imrigsmal (manchesmal) Wilderer, aber keine Waldmenschen giebt's da nit, wann's nit für ungut nehmen!"

Die etwas gereizt klingende Antwort erregte allgemeine Heiterkeit.

„Dieser biedere Fährmann klassifizirt sehr genau nach der Naturgeschichte und scheint irgendwo gehört zu haben, daß man unter Waldmenschen eine Affenart versteht, — seine sittliche Entrüstung ist daher gerechtfertigt, lieber Egern!" scherzte der Monoclemann. „Das macht mich aber um so neugieriger, warum man diesen „Berggeist Egern's" zu einem Waldmenschen gestempelt hat? So viel

ich bemerkt habe, sieht er nicht wie ein Trottel aus. Ist er vielleicht ein harmloser Narr, der in Euren Wäldern umherstreift und nur von Wurzeln lebt?"

Diese Frage war an den Ruderer gerichtet.

„Warum nit gar, gnä' Herr!" antwortete statt des noch augenscheinlich schmollenden Burschen die handfeste Dirne, die ihr Ruder so kräftig zu gebrauchen wußte, wie der Knecht. „Der Hiesl könnt's Enk (Euch) nit sagen, denn er ist von Fischersdorf bei Alt-Aussee und erst vor vier Monaten beim Mühlenwirth eingestanden, ich aber bin von Gosau, dort oben im Gebirg', wo der Waldmensch wohnt, nit eigentlich im Ort, sondern höher hinauf, wo die letzten Hütten stehen, am Weg nach dem Gosauschmied, und eine Viertelstund' bergan. Da lebt der Waldmensch ganz alleinig — denn er ist einschichtig — in seiner Keuschen (Hütte) am Berg, und Neambs (Niemand) kommt da zu ihm, als die Ruckenbauer-Vroni, die ihm alle Tag' das Essen hinauftragt und was er sonst braucht, und ihm sein' Lagerstatt aufschütt't und Alles in Ordnung hält. Aber das dürfens epper (vielleicht) nit glauben, daß der Waldmensch ein Trottel ist, oder ein Narr, — der ist gar

g'scheidt und ein Studierter und er hat schöne Bücher, sagt die Vroni, und Geld muß er auch genug haben, denn von was könnt' er sonst leben, da er nix arbeitet?!"

„Das klingt immer seltsamer!" sagte Leontine. „Jener Mensch stammt wohl nicht aus Eurer Gegend?"

„Nein, Euer Gnaden. Es wird nun wohl jetzt drei Jahre her sein, da ist er zu uns nach Gosau kommen und da hat er ausgeschaut wie ein vornehmer Stadtherr. Er hat aber nit weiter mit die Leut' verkehrt, sondern ist glei zum Richter gangen und hat dasselbige Hauserl kauft, in dem er wohnt, das aber weiter nix g'wesen ist, als eine Streuhütten, und hat's richten lassen. Dem gestrengen Herrn Amtmann und dem Richter hat er seinen ganzen Namen g'sagt, wie's heißt, aber die plaudern's nit weiter, und weil wir so gar nix über ihn wissen und er wie ein Oansiedl (Einsiedler) lebt, alleweil auf die Berg' und im Wald herumkraxelt, da haben die Leut' ihn den „Waldmensch" benannt, und der Nam' ist ihm blieben."

„Aber, was treibt er denn im Walde und auf den Bergen?" fragte der Graf gleichgültig.

„Das hat bislang Keiner nit herausbracht. Wann die Zeit dazu ist und ihn's g'freut, da geht er halt jagen —"

„Da ist er also doch ein Wilderer!"

„Oh nein, die Leut' sagen, er hat ein' Schrift vorzeigt, daß er in den kaiserlichen Revieren jagen darf, wo und wann er will. Ich glaub's nit, aber soviel ist g'wiß, er thut's vor dem Förster und den Jagerburschen, und Keiner hindert ihn. Er lebt nit besser als ein Holzknecht — ein' Stoh-suppen und ein Stückl Geselcht's oder Nocken, auf d'Nacht Schoten (Rahmkäse) und Brod, am Frei-tag Schwarzreiterln (eine Fischart) oder ein' Schmarrn, — ja, und sein feines G'wandl hat er gleich abgelegt, wie er in die Keuschen eingezogen ist, und geht alleweil daher, wie Sie ihn gesehen haben, und wann er nit jagen geht — kein' bes-seren Schützen giebt's nit weit und breit und ein' schönern Stutzen hat nit einmal der Herr Ober-förster — ja, wann er nit jagen geht, da weiß halt kein Mensch so recht, was er anfangt, es is was Unheimlich's an ihm, denn oft ist er bei der Nacht nit daheim und streift, wann der Mond scheint, durch den Wald oder über die Alpen, und wann ihm wer begegnet, da redt' und deut't er

nix und ein Jeder schaut, daß er ihm ausweicht, und fürcht' sich, und d'Leut sagen, daß er mit dem Bösen z'sammenkommt, aber ich kann's nit glauben, denn er hat schon viel Gutes than, hat dem Kienauer-Franzl und dem alten Friedbauer das Leben gerettet, hoch oben am Donnerkogl, hat durch die Vroni den Armen und Kranken schon oft ein Geld geschickt, und er hat auch die Kinder gern — da kann er nit schlecht sein!"

„Ein sonderbarer Mensch!" hieß es da und dort im Schiffe.

„Jedenfalls ein Sonderling," meinte Egern. „Ich würde auf Schlimmeres rathen, wäre es nicht, daß die Behörde dieser Gegend sein Leben und Treiben nicht beanstandet!"

„War jene Vroni vielleicht auch bei den Bauern, die wir heute vor der Gosau-Mühle sahen?" fragte Eduard die Dirne. „Ich sah dort ein schönes, blasses Mädchen, blond, ziemlich ärmlich, aber nett gekleidet, und sie schien mir dem Waldmenschen eine große Hingebung zu bezeigen."

„Das war sie schon," versetzte die Magd, „und sie, ihr Vater und ein paar Nachbarsleut' sind uns schon im „Traunerl" voraus nach Hallstadt, — da biegen's grad' um's Eck —" (und sie deu-

tete nach der südlichen vorspringenden Felsenwand) — „und eben von der Vroni weiß ich, wie der Waldmensch lebt —"

„Doch wie war es möglich, daß er auf jenem Stege so plötzlich vor unseren Augen verschwinden konnte?" forschte Egern.

Die Dirne lachte.

„Ei," versetzte sie, „das kann ich nit sagen, aber so viel ist gewiß, der Waldmensch weiß besser auf unseren Alpen Bescheid, als unsere Jager, und er steigt hin, wo sonst Keiner sich hinauftraut!"

„Mein Gott," bemerkte jetzt die Gräfin Starnheim, sich mit gelangweilter Miene an ihre nächste Umgebung wendend, „soll denn dieser Waldmensch das ausschließliche Thema unseres Gespräches bilden, bis wir nach Hallstadt gelangen?"

„Wahrhaftig, wir haben genug davon!" sagte ihr Gatte trocken..

Diese directen Andeutungen gaben der allgemeinen Unterhaltung eine andere Wendung. Man plauderte und scherzte, bewunderte die malerischen Felspartien, machte Bemerkungen über die Insassen anderer Fahrzeuge, welche die gleiche Richtung mit der Barke verfolgten. Der Waldmensch

war vergessen, von dem jungen Maler ward wenig Notiz genommen, eine leise Ahnung vom „Vierzehnten" schien in ihm aufzudämmern; die Comtesse Leontine zeigte sich zerstreut und nachdenklich, und ward deshalb von der schalkhaften blonden Hellbrunn bisweilen heimlich mit dem Obersten Leskow geneckt, der „leider so fern sei!"

Endlich hatte die Barke jenen Theil des Vorgebirges umschifft, durch den die Aussicht auf Hallstadt der Gesellschaft war entzogen worden. Und nun entfaltete sich ein wundersames Bild.

Wer Hallstadt nicht kennt, dem ist es schwer zu beschreiben, und wer es gesehen, dem wird jegliche Schilderung, die man davon geben kann, mehr oder weniger matt und unzureichend erscheinen.

Es ist ein wunderlicher Markt, dessen alterthümliche, zum größten Theil massive Häuser amphitheatralisch an der schroffen Felswand übereinander stehen. Die untersten Häuser berührt der See, von dessen Ufer aus manch kleines hölzernes Gebäude, auf Pfählen ruhend, über die Fluth hinausgeschoben ist, die oberen Häuser kleben gewissermaßen wie Schwalbennester an dem gigantisch sich erhebenden Gestein. Von diesem herab, mitten durch

den terrassenartig aufsteigenden Ort, stürzt ein Wasserfall brausend und schäumend zur Tiefe und wogt dort in den See hinein. Wer von einer der Häuserterrassen zur andern will, der kann nur dorthin gelangen, indem er über schmale Stiegen hinanklimmt, auch steigen die Bewohner mancher der alten, felsgrauen, verwitterten Gebäude beim Ausgehen oft die Treppe desselben hinauf bis unter's Dach, denn auch dort ist eine Thür, die auf die höher gelegene Terrasse mündet.

Das malerisch gruppirte Hallstadt, das nur eine einzige Gasse hat, überragen ein evangelisches Kirchlein und der altehrwürdige katholische Dom; der diesen umgebende Friedhof mit seinen Kreuzen, Leichensteinen und der kleinen Kapelle scheint über den Dächern Hallstadts zu schweben und gewährt von seiner Höhe aus eine romantische Aussicht auf den Ort, das Südende des Sees, das anmuthige Obertraun und die kühn aufgethürmten, den einsamen See umschließenden Felswände.

Jetzt aber trugen der See und Hallstadt nicht den Charakter der Einsamkeit und Melancholie an sich, denn heute, am Frohnleichnamstage, wimmelte es an den Landungsstellen des Ortes von Kähnen und geputzten Menschen, kamen von Ober-

traun und anderen Richtungen noch immer Nachzügler in ihren festlich geschmückten Booten auf der stahlblauen Fluth dahergeschifft, einander durch freudige Zurufe und Winke begrüßend.

Ein buntes Gewirr von Leuten wogte auf der Stiege, die sich zur alten Pfarrkirche hinanzieht; überall war der Weg, den die Procession von der Höhe zum Strande nehmen sollte, mit frischem Laubwerk und Nadelholzbüschen verziert, vom Giebel der Seeauer'schen Wirthschaft und den Dächern einiger anderen Gebäude flatterten Fahnen, hoch oben an der Kirche standen die Andächtigen auf dem malerischen Friedhofe Kopf an Kopf gedrängt, die Glocken erklangen unabläßig und ihr Geläute zitterte von Fels zu Fels im Echo wieder, der goldige Sonnenschein, der so selten hierher dringt, überfluthete und verklärte heute den See, das altersgraue Städtchen, das Feiertagstreiben der Menge, die schroffen Felswände, bewaldeten Höhen und Schluchten.

Eine Anzahl leerer Salzschiffe und Kähne, zur Anfnahme der Procession bestimmt, lag am Landungsplatze bereit. Dorthin wandten sich die nachzügelnden Boote und auch das Fahrzeug, das unsere Ischler Gesellschaft trug.

Diese hatte beschlossen, nicht vor Beendigung der Feierlichkeit das Land zu betreten, sich auch mit der Barke nicht dem Processionszuge anzuschließen, sondern in einiger Entfernung von demselben sich den ganzen Verlauf des Festes anzuschauen, um so ein übersichtliches Bild davon zu gewinnen.

Man setzte daher den Baron Egern, der erklärt hatte, der Vorsicht halber schon jetzt an's Land gehen zu wollen, um den Herrschaften auf alle Fälle das bestellte Extra-Zimmer beim Seeauer zu sichern, bei dem Landungsplatze ab und ließ sich dann wieder in den See hinausrudern.

Dort hatte man kaum eine dem beabsichtigten Zwecke entsprechende Stelle erreicht, als man bereits den Zug das Portal der Kirche verlassen sah.

Glockengeläute, feierliche Orgelklänge, ein altes Kirchenlied intonirend, der Gesang der andächtigen Menge und das Schmettern der in den Choral einfallenden Instrumente eines kleinen, aus Bergknappen gebildeten Musikcorps, das den Zug eröffnete — das Alles tönte in harmonischem Zusammenwirken von der Höhe über den Dächern des Städtchens hernieder, bebte über die Fluth hin, und klang von den Bergen im Widerhall zurück.

Gleich einer farbengesprenkelten Riesenschlange

wand sich der Zug über die Steintreppen von der Kirche herab, zwischen den Häusern und Hütten des Städtchens hindurch, bis zum Strande; der Friedhof oben leerte sich, denn die dort versammelte Menge schloß sich der Procession an.

Die Spitze derselben gelangte an's Ufer, der Zug begann dort sich auszubreiten; dicht gedrängt stellte die Menge sich am Landungsplatze um den daselbst errichteten Altar auf, vom Baldachin, unter welchem der das Hochwürdigste tragende Priester einherschritt, und den mit Heiligenbildern geschmückten Fahnen und Standarten überragt.

Der Priester verrichtete seine geheiligten Functionen, das Volk sank betend auf die Knie, die Glockentöne zitterten durch die klare Luft; dann erscholl von Neuem der fromme Sang, schmetterten die Trompeten der Bergknappen drein. Und nun wogte und wimmelte es wieder am Strande, denn die Einschiffung begann.

Bald schwammen auf dem See die großen Barken daher, welche die Musiker, den Priester mit der Monstranz und die Weihrauchfässer schwingenden Chorknaben, die mit Blumen, Flittern und Bändern geschmückte Jugend, die kaiserlichen Beamten, die Gemeindevertretung und Ho=

noratioren trugen. Diesen Schiffen folgten in kleineren Fahrzeugen alle die Andächtigen von Nah und Fern im bunten Gemisch. Es war ein langer, wohlgeordneter Zug.

Er glitt bis fast zur Mitte des Sees, dort bildeten die Barken und Kähne einen Halbkreis um das Schiff des Priesters und nun begann die eigentliche Feier auf dem Wasser.

Es war ein wundersam erhebender Moment, wie nun im Priesterschiffe ein Glöckchen ertönte, die Chorknaben ihre Weihrauchfässer schwangen, der Geistliche unter dem Baldachin das im Sonnenglanze blitzende Allerheiligste hoch in die Höhe hielt und seinen Segen ertheilte, die Menge aber rings in den Kähnen das Knie beugte und zugleich von der Stadt herüber die Kirchenglocken klangen und von den Höhen und einigen Kähnen da und dort Böllerschüsse erdröhnten, die ein vielfaches donnergleiches Echo rings an den Felswänden hervorriefen.

Die Barke der Ischler aristokratischen Gesellschaft schwamm nur wenige Klafter von dem Halbkreise der Procession entfernt.

Selbst auf Diejenigen von der Gesellschaft, welche entweder ziemlich blasirt oder doch nicht

sonderlich religiös waren, machte diese so einfache Feier, in so ungewöhnlicher imposanter Umgebung vollzogen, einen unleugbaren Eindruck.

Die Herren hatten das Haupt entblößt, als der Zug herankam, die Unterhaltung war verstummt; sogar der Monoclemann und die Reinthals wagten keine kritische Bemerkung, und wenn auch der Graf Starnheim und dessen Gemahlin keine Miene verzogen, so hatte es doch den Anschein, als ob der Vorgang auf dem See ihren Hochmuth um einige Grade herabgestimmt habe.

Aus dem reizenden Antlitze der Baronesse Hellbrunn war die dort so heimische Schalkhaftigkeit verschwunden und hatte einer aufrichtigen, stillen Andacht Platz gemacht, Leontine aber fühlte sich geradezu überwältigt.

Eine tiefe Rührung kam über sie, deren Gemüth ohnehin für weiche Regungen so empfänglich war. Stumm und regungslos saß sie da, aber ihr Blick glänzte, ihre Lippen bebten und ihre schönen träumerischen Züge hatten einen verklärten Ausdruck.

Die Procession zog weiter, zum südlichsten Ende des Sees, wo nochmals der Segen gespendet werden sollte.

Unter den verschiedensten Empfindungen blickte unsere Gesellschaft dem Zuge nach, der sich wieder geordnet hatte und sich unter Gesang und Musik entfernte.

Die alte trockene Reinthal fand zuerst Worte.

„Superb,“ sagte sie, „und originell! Was sind dagegen unsere Processionen in der Residenz?“

„Ich bin überzeugt,“ schnarrte der Baron Trost, indem er sein Monocle vom rechten Auge entfernte, das Glas mit seinem seidenen Taschentuche abwischte und es dann wieder einkniff, „daß dergleichen, in eine Oper eingelegt, viel Effect machen müßte.“

„Sie sind ein lästerlicher, unverbesserlicher Mensch, der selbst bei den heiligsten Dingen immer nur profane Einfälle hat!“ lispelte Thekla.

Trost zuckte die Achseln, während die Gräfin Starnheim lächelte.

„Und Sie verhalten sich ja völlig schweigsam, Baronesse!“ sagte der Rittmeister, sich an die kleine Hellbrunn wendend.

„Worte sind zu schwach, das auszudrücken, was ich fühle!“ entgegnete die Baronesse freimüthig und ernst.

Leontine drückte der Freundin bewegt die Hand.

„Ach, es war so schön, so erhaben!“ flüsterte sie.

„Wie vermöchte ein Maler das so wiederzugeben!“ murmelte Eduard vor sich hin, der jetzt völlig unbeachtet gewesen wäre, hätte die Gräfin Starnheim ihn nicht verstohlen wohlgefällig angeblinzelt.

Die Ruderer hatten sich wieder von ihren Knieen erhoben und ihren Platz eingenommen.

„Sollen wir hintendrein fahren, gnä' Herr?“ fragte die Dirne den Grafen.

Dieser wandte sich an die Gesellschaft.

„Ich denke,“ sagte er trocken, „wir haben uns nun hinreichend erbaut — was wir noch sehen könnten, wäre nur eine Wiederholung des soeben Erlebten. Es dürfte wohl gerathen sein, sich nach dem Einkehrhause zu begeben, bevor noch der ganze dort auf dem See schwimmende Menschenschwarm sich Hallstadt wieder zuwendet. Was meinen Sie?“

Die Aelteren der Gesellschaft gaben ihre Zustimmung, der Monoclemann meinte ein wenig spöttisch: „Das ist jedenfalls das Beste, was wir thun können, Herr Graf, denn nur so werden unsere jungen Damen wieder vom Himmel auf die Erde gelangen!“

„Oder vom Wasser auf's Trockene, das heißt — zu den Einfällen des Herrn Baron Trost!“ bemerkte die kleine Hellbrunn, bei der eine ernste, weihevolle Stimmung nie lange anhielt, in ihrer drolligen Weise.

Die hübsche Baronesse sah sofort die Lacher auf ihrer Seite; sogar Leontine, deren Gemüth während der letzten Augenblicke etwas wie eine unbestimmte Sehnsucht, ein banges Gefühl, von dem sie sich keine Rechenschaft zu geben vermochte, beschlichen hatte, mußte hell auflachen, und ward durch die muntere Freundin ihrer beinahe schwermüthigen Träumerei entrissen und zu heiterer Stimmung zurückgeführt.

Der Graf ließ die Barke wenden; man kehrte nach Hallstadt zurück.

Dort standen am Landungsplatze ziemlich viele Menschen, der protestantische Theil der Bevölkerung und auch manche Neugierige, die mit dem kleinen Seeauer'schen Dampfer gekommen waren und in Ermanglung von Kähnen der Procession nicht auf den See hinaus hatten folgen können.

Die Barke näherte sich dem Ufer, hart neben dem Dampfboot-Perron.

Der Ruderknecht warf einen Strick an's Land,

ein Bursche fing ihn dort auf, zog das Schiff zum Strande, schlang das Kabel um den nächsten Pfahl, während ein zweiter Bursche ein Brett vom Ufer auf den Bord der Barke hinausschob.

Die lebhafte Baronesse Hellbrunn war von ihrem Platze aufgesprungen, hatte die Bank bestiegen, eines ihrer zierlichen Füßchen auf den Bord des Schiffes gesetzt, und bevor noch das vom Ufer zur Barke geschobene Brett festlag und das Fahrzeug völlig das Gestade berührte, war die gewandte Blondine, ehe man es sich versah und ihr abrathen konnte, vom Bord mit einem Satze drüben, wandte sich lachend um und forderte die Freundin auf, ihr zu folgen.

Ausgelassenheit steckt an! sagt das Sprichwort, und demzufolge fuhr es wohl der Comtesse Leontine durch den Sinn, daß sie es der lustigen Freundin gleichthun müsse.

Sie schnellte von ihrem Sitze und auf bestieg ihn.

„Mein Gott, so warte doch, Unvorsichtige, bis der Schiffer angelegt hat und wir Alle aussteigen!“ rief ihre Mutter und wollte sie am Kleide erfassen und zurückziehen.

Leontine zauderte.

In demselben Moment erhielt das Fahrzeug

einen Ruck, prallte mit dem Schnabel von der Steinbrüstung des Ufers ab, erweiterte sich zwischen diesem und dem Schiffe der Raum um einige Schuh. Das Laufbrett rutschte vom Bord der Barke ab und schmetterte klatschend auf das Wasser nieder, daß die Wellen hochauf sprangen.

Die Barke gerieth in eine schaukelnde Bewegung.

Zugleich aber auch verlor Leontine das Gleichgewicht; sie wankte und stieß einen Schrei hervor.

Die Damen ihr zur Seite schrieen; statt dem Mädchen beizuspringen, wichen sie entsetzt zurück.

Eduard Neustadt und der Rittmeister, die zunächst saßen, ersahen nicht sobald die Gefahr, als sie sich hastig erhoben, die Comtesse in die Barke hinabzuziehen.

Doch schon war es zu spät — mit einem gellenden Aufschrei schlug Leontine über Bord und in die glitzernd aufspritzende Fluth.

Einige Secunden noch hielt sich die Comtesse auf der Oberfläche des Wassers, mit halberstickter Stimme um Hülfe rufend, dann versank sie in die Tiefe.

Eine furchtbare Bestürzung herrschte ringsum.

In der Barke sank die Gräfin Starnheim in

Ohnmacht, rangen die Reinthals die Hände, stand der Graf wie versteinert, mit verzerrten Zügen und geisterhaftem Blick über Bord starrend, waren die übrigen Herren rathlos. Am Ufer jammerte Leontinens Freundin, schrieen die dort Versammelten wild durcheinander, rannten hin und her.

„Sakra! das Schiff auslassen," brüllte der Ruderknecht, „daß sie nit zerdruckt wird, wann's wieder auf d' Höh' kommt!"

Man riß den Strick vom Pfahl los, die Barke machte eine Rückwärtsbewegung in den See hinein.

Am Ufer nahm das Gedränge zu, dort starrte man, wie vom Schiffe aus, angstvoll in die stahlblaue Fluth hinab. Es waren wohl Schwimmkundige zur Hand, doch in der allgemeinen Bestürzung schien jeder von ihnen den Kopf verloren zu haben. Auch wußte man nur zu gut, daß schon hart am Gestade der See von erstaunlicher Tiefe sei.

Da drängte sich ein starker, breitschulteriger Mann, mit dichtem Vollbart und im abgetragenen Gewande eines Bergsteigers, hastig durch die Menge und trat dicht an das Ufer.

Er schleuderte den breitkrämpigen Hut von sich,

und starrte einen Moment in die quirlnde Fluth hinab.

Die Nächststehenden wichen zur Seite.

„Der Waldmensch!“ ging es halblaut von Mund zu Mund. „Wenn Einer's kann, so kann's der!“

Da schien etwas vom Grunde des Sees herauf wie ein weißes Gewand zu flimmern.

Und nun tönte rings am Strande und von der Barke her ein wüstes Durcheinander von Ausrufen — der Waldmensch war in den See gesprungen, blitzschnell untergetaucht, verschwunden.

Ein banges, angstvolles Schweigen herrschte plötzlich am Ufer, wie auf dem Schiffe, um so beklemmender und erschütternder, als hoch über der Stätte des Unglückes, der Verzweiflung und scheuen Erwartung die Kirchenglocken friedenvoll fort und fort läuteten und ein sanftes Lüftchen vom Südende des Sees den frommen Sang der dort von Neuem um das Allerheiligste geschaarten Andächtigen über die Fluth dahertrug, wie leise, wundersame Klänge aus einer überirdischen Welt.

Und nun übertönte plötzlich ein Aufschreien und Jubeln am Ufer und von der Barke den fernen Sang und das Geläute — wenige Klafter

vom Gestade war der Waldmensch in der glitzernden Fluth aufgetaucht; er zertheilte sie mit kräftigen Stößen, er schwamm wie ein Wasserhund, und er trug die Comtesse, mit einer Hand hielt er sie umklammert, sie lag auf seiner Schulter, das Haar aufgelöst, bleich und bewußtlos.

Und während der Jubel fortdauerte, war der Schwimmer schon bei dem hölzernen Dampfschiff-Perron und kletterte daran mit seiner Bürde empor, jeden Beistand der dort Hindrängenden mit stolzer Miene zurückweisend.

Nun war er oben, und jetzt erst warf er einen Blick auf das bleiche, schöne Antlitz der Geretteten. Es war, als ob sein düsteres Antlitz sich erhellte, sein Adlerauge seltsam freudig aufflammte, ein leises Wonneschauern durch seine breite Brust ziehe, als er die Züge des schönen Mädchens erblickte, die kaum vor einer Stunde am Gestade der Gosau-Mühle an seiner Seite gestanden.

Er hielt sie noch umfangen, er starrte, wie Alles um sich her vergessend, auf sie nieder, als die blonde Baronesse Hellbrunn unter Weinen und Jauchzen, und der kleine Egern, der hastig vom Seeauer zum Strande gekommen war, sich durch die Leute drängten.

„Gelobt sei Gott! Sie lebt!" rief die Baronesse, als Leontine, wohl noch nicht ihrer Sinne mächtig, secundenlang die Augen aufschlug und kaum hörbar seufzte. „Wackerer Mann, Sie haben der Comtesse Starnheim das Leben gerettet!"

Der Waldmensch fuhr bei diesen Worten der jungen Dame wie entsetzt aus seinem Selbstvergessen auf.

„Wie?" stammelte er dumpf, während seine Züge einen finsteren, menschenfeindlichen Ausdruck annahmen. „Der Comtesse Starnheim?"

Und ohne eine Antwort abzuwarten, gleichsam als brenne ihn die Berührung des schönen, halb bewußtlosen Mädchens wie ein höllisches Feuer, legte er sie hastig in die Arme des sich näherdrängenden Baron Egern, riß seinen zuvor fortgeschleuderten Hut, den ihm ein Mann hinhielt, an sich und stürmte wild fort, durch die vor ihm zur Seite weichende, ihm ihren Beifall zujubelnde Menge.

„Seltsam! Was kann das bedeuten?" murmelte die Baronesse betroffen und beschäftigte sich dann zärtlich und besorgt mit der allmählich sich erholenden Freundin.

Drittes Kapitel.

Der Rundsprung-Jackl.

Wenn man von der Gosau-Mühle aus sich den Bergen zuwendet, nach dem freundlichen und fruchtbaren Thale hinaufzusteigen, in welchem der Ort Gosau liegt, so muß man durch eine ziemlich lange Felsschlucht, durch die jene Ache (Gebirgsbach) schäumt, welche von den Gosau-Seen kommt und die Räder der oben genannten Mühle in Bewegung setzt.

Diese Schlucht ist von einem mehr als vierhundert Fuß langen und einundzwanzig Klafter hohen Viaducte überspannt, auf dem die Soolenleitung liegt, welche das Salzwasser vom Hallstädter Salzwerke nach Ischl führt.

Bis tief in die Nacht hinein, die auf den Tag des Frohnleichnamsfestes folgte, herrschte in und bei der Mühle ein reges Treiben, ward dort „gejuichzt", gesungen und gezecht, denn die wackeren Gosauer, die an der Procession theilgenommen, hatten sich ziemlich lange in Hallstadt gütlich gethan, waren spät von dort aufgebrochen und bei

der Mühle erst gelandet, als der Mond schon hoch im wolkenlosen Aether stand, und hatten dann nicht der Verlockung zu widerstehen vermocht, bei dem Mühlenwirthe nochmals einzukehren. Allmählich war es aber doch in der Schenke ruhig geworden, denn die Gosauer hatten bedacht, daß man doch füglich noch im Heimathsorte bei dem Kefern- und dem Brand-Wirthe vorsprechen müsse, den Feiertag würdig abzuschließen. Die Meisten waren truppweise, einen Burschen mit der Buchel (Fackel) voran, durch die finstere, erst in der Nähe des Gosauthales sich erweiternde Schlucht bergan gezogen, wobei freilich bald dies, bald jenes Pärchen unvermerkt ein wenig sich absonderte und nachzügelte, vermuthlich um im Düster der Felsvorsprünge kleine vertrauliche Herzensangelegenheiten in Ordnung zu bringen.

Als endlich schon ziemlich lange der letzte fröhliche Laut in der Schlucht verhallt war — ein Zeichen, daß die Gosauer wohl bereits ihren Heimathsort erreicht hatten — da kam noch ein schlanker und zugleich kräftiger Bursche von der Mühle daher geschlendert und schlug die Richtung nach dem Felsenpasse ein.

Dann und wann, wenn er unter den Bäu-

men, die am Wege standen, hervortrat und langsam weiterschritt, fiel das falbe Mondlicht auf seine Züge, seine Gestalt.

Es war derselbe schwarzhaarige, trotzig blickende Bursche in der Jägerjuppe, den Max und dessen Freund am Morgen vor dem Eingange der Mühle neben dem blonden, ihm ähnlichen Burschen und dem Gosauer Schmiede hatten stehen sehen.

Finster vor sich hinbrütend verfolgte er seinen Weg, betrat er die Mündung der Schlucht.

Im Begriffe, unter dem sich hoch über ihm wölbenden Viaducte hinwegzuschreiten, blieb er plötzlich stehen und starrte zur Seite nach der in tiefen Schatten gehüllten Felswand.

Vom Fuße derselben her hatte er ein leises Geräusch vernommen, das ihn stutzig machte.

Und nun glaubte er im Düster eine schwärzliche Gestalt zu gewahren, die ein am Wege unter dem zerklüfteten Gestein hockender und lauernder Mensch sein konnte, oder auch irgend ein Thier des Waldes. Es war ihm, als leuchtete ihm von einem unheimlich zusammengeballten Geschöpfe etwas wie ein Paar grünlich blitzender Augen entgegen.

Der Bursche mochte aber wohl keine Furcht

kennen, denn er machte keine Miene, sich zurück=
zuziehen oder in einem Bogen jene Stelle zu um=
gehen, an welcher das verdächtige Wesen kauerte,
dessen Umrisse immer deutlicher von dem nächtigen
Düster sich abhoben.

„Wer ist da?" rief er mit fester Stimme, sich
trotzig zu seiner ganzen Länge aufrichtend.

Keine Antwort erfolgte.

Dann aber drang ein leises, heiseres Kichern,
das von der Höhe des Viaductes herabzukommen
schien, an das Ohr des Fragers.

Dieser ließ unwillkürlich den Blick hastig zu
der düsteren Wölbung emporschweifen, aber blitz=
schnell senkte er ihn wieder, und nahm durch einen
Schritt nach rückwärts eine Stellung an, die ihm
gestattete, nach der Wand und zugleich nach der
entgegengesetzten Seite halb Front zu machen.

Er hatte nämlich dicht hinter sich ein selt=
sames Meckern vernommen und dann die ge=
flüsterten Worte: „Sepp, ich weiß, was Du denkst!"

Der Bursche stand noch trotzig da, das Haupt
emporgeworfen, die Fäuste geballt. Aber seine
breite Brust hob und senkte sich jetzt heftig und
es war wohl unzweifelhaft, daß ein Schauer ihn
durchrieselе.

Er hatte flüchtig und scheu zur andern Seite geblickt und dort Niemanden gesehen. Da mochte er wohl an die Kobolde, Buchenmannderln und sonstigen Berggespenster denken, die in den Sagen und dem Gehirnkasten der schlichten Bergbewohner spuken, welche noch immer nur zu geneigt sind, an übersinnliche Erscheinungen, an Wunder und Teufel, zu glauben.

Und nun ertönte das Kichern, so leise wie zuvor, von einer andern Seite her. Zugleich aber begann die unförmliche schwarze Masse am Fuße der düstern Felswand sich eigenthümlich zu regen.

Der Bursche aber mußte starken, verwegenen Sinnes sein, und das Grausen, welches ihn momentan erfaßt hatte, bereits niedergekämpft haben.

Denn nun bückte er sich schleunig, raffte einen großen Stein vom Wege auf und hob den Arm, zum Wurfe auszuholen.

Er besann sich im nächsten Moment, unterließ den Wurf, schritt aber, noch immer mit erhobenem Arme, den Stein in der Faust, langsam und fest auf den dunklen Gegenstand los, der ihm mehr als verdächtig erschien.

Er rief dabei weder einen Heiligen an, noch

kam ein leises Stoßgebet über seine Lippen; unverzagt, drohend rückte er vor.

Wenige Schritte vor der Wand, gerade an einer Stelle, wo jetzt das Mondlicht bis unter den Viaduct schwach hindämmerte, blieb er stehen und sagte laut und entschieden: „Wann's Einer ist, der mich frozeln (necken) will, so soll er sich's zweimal überlegen, und wann ich kein' Antwort krieg', so schlag' ich zu — wie's der will!"

Er hatte kaum gesprochen, als der schwarze Klumpen in seiner Nähe emporhuschte und sich zu einer mittelgroßen, menschlichen Gestalt ausreckte.

Diese Gestalt schlüpfte in den Bereich des schmalen Mondlichtstreifens hinein und vollführte im nächsten Moment etwas gar Seltsames, denn sie sprang mit beiden Füßen zugleich in die Höhe, drehte sich dabei im Kreise herum, indem sie den Lockschrei des Spielhahnes (Auerhahn) wunderbar täuschend nachahmte. Nach diesem blitzschnellen Sprunge um die eigene Achse stand dieses Wesen plötzlich dicht und regungslos vor dem schwarzhaarigen Burschen, lachte ihm spöttisch in's Gesicht und rief: „Gelt, Du aufgeklärter und g'scheidter Sepp, hast mich denn doch für ein Wichtlmandl oder ein' Venediger gehalten, he?"

„Der Rundsprung-Jackl! Hätt's gleich errathen sollen!“ murmelte der Bursche finster, ließ den Stein fallen, packte aber statt dessen sofort seinen Mann an der Kehle und schüttelte ihn derb.

„Haderlump!“ rief er zornig. „Wegen was hast mir dahier aufg'lauert und Deine Dummheiten trieben? Hast glaubt, ich werd' mich fürchten und werd' davonlaufen, und hast Dich schon auf die Hetz gefreut, die's geben würd', wann die Leut' erfahren thäten: der Sigl-Sepp hat vor dem elendigen Rundsprung-Jackl Reißaus g'nommen? Wart', ich werd's Dir eintränken, daß zeitlebens daran denken sollst!“

Und er schüttelte den Andern von Neuem, bis diesem die Zähne im Munde klapperten.

„Laß' aus!“ stöhnte Jackl. „Ich bitt' Dich, laß' aus, Sepp, ich hab's ja so nit g'meint, wie Du von mir glaubst. Ich hab' Dir ja nur aufpaßt — mit Dir — aber so sei doch vernünftig und laß' aus — mit Dir wegen was Wichtigem zu reden, was Dich angeht — und Dein' Bruder — und die Vroni!“

Der kräftige Sepp, der im Begriff stand, die sich unter seinen derben Fäusten krümmende schmächtige Gestalt gegen die nächste Felswand zu schleu-

dern, hielt plötzlich mit dem Schütteln inne. Der Name „Vroni" hatte wie eine Zauberformel auf ihn gewirkt.

Aber er ließ den Andern noch nicht los, sondern gab nur der Kehle des Keuchenden mehr Luft, indem er ihn jetzt am Kragen erfaßte.

„Was sagst Du da?" forschte er, noch immer gereizt, doch nicht so zornig wie zuvor.

„Ich schwör' Dir's!" versetzte nun der Andere aufathmend und sofort wieder zuversichtlich, denn es spielte sogar secundenlang ein etwas spöttisches Lächeln um seine Mundwinkel, „daß ich Dir hier nit aufpaßt hab', um Dich morgen bei den Burschen und Dirndln in schlechten Ruf zu bringen — aber wie ich Dich hab' kommen sehen, da hat's mich kitzelt, zu probiren, ob ich zur Noth auch ein' Venediger spielen könnt' — und wann so ein narrischer Kampl, wie ich, ein' tollen Einfall hat, da ist's aus und g'scheh'n mit der Ueberlegung und ich muß ihn ausführ'n, kostet's auch mein Leben — kennst ja den Jackl! D'rum sei nit mehr harb (böse) auf mich, hörst?"

Sepp, dessen rasch aufgeloderter Zorn eben so rasch verraucht war, mochte den Jackl wohl gerade hinreichend kennen, um bei ruhigerem Blute ihn

nur einer unverholenen Geringschätzung werth zu halten, denn er ließ ihn jetzt los, stemmte die Fäuste auf die Hüften und blickte ihn verächtlich an.

Da dem Leser aber der sonderbare Mensch nicht bekannt ist, so müssen wir diesen und sein Vorleben mit wenigen Worten schildern.

Der Rundsprung-Jackl war nicht etwa eine Art Trottel, wie sie so häufig in den Bergen gefunden werden, sondern ein verkommener, doch zugleich listiger alter Bursche von etwa fünfzig und einigen Jahren. Er war von Gosau gebürtig, also dort zuständig, hatte aber daselbst keine eigentliche Heimstätte, sondern trieb sich bald hier, bald dort im Salzkammergute umher, kehrte oft erst nach einer monatelangen Abwesenheit nach seinem Geburtsorte zurück und hielt es dort selten länger als ein paar Wochen aus. In allen Thälern, auf allen Almen und in jedem „Schlage" (Waldhöhen, wo die Holzknechte arbeiten) war er wohlbekannt, und obgleich er nichts weiter war als ein verlotterter Bettler, ein Vagabund, so nahm man ihn doch überall ganz gern auf, gab ihm eine Unterkunft, wenn auch nur im Schuppen oder Stall, gab ihm Speise und Trank und einen Zehr-

pfennig auf den Weg, sah ihn sogar ungern scheiden, denn er war der Spaßmacher der Leute, wußte allerlei lustige und abenteuerliche „Stückl" zu erzählen, ließ allerlei Possen mit sich treiben, verstand sich auf Karten- und Taschenspielerkunststückchen, und stand zugleich bei den Abergläubischen — und ihre Zahl ist in den Waldungen nicht gering — in dem Geruche eines Wunderdoctors, der durch Handauflegen curiren könne, sich so gut wie der Schmied von Seeham oder der eine oder andere alte „Wurzgraber" auf das „Wenden der Krankheit" verstehe. Auch das Bauchreden war seine Sache, und diese Kunst brachte ihn bei manchen alten Weibern fast in den Verdacht, daß nicht Alles bei ihm mit rechten Dingen zugehe. Dem Rundsprung-Jackl, der seinen Beinamen jenem Kreissprunge verdankte, den wir ihn vorhin unter dem Viaducte vor Sepp vollführen sahen und den er gegen einige Kreuzer Entlohnung seinen Gönnern zu produciren pflegte, war es übrigens nicht leicht geworden, sich alle diese Fähigkeiten anzueignen. Er hatte ein wechselvolles Leben hinter sich, so zerfahren, fadenscheinig und problematisch wie seine jetzige Existenz, war schon als kleiner Bursche aus den Bergen in die weite Welt hinaus-

gelaufen, hatte sich in Allem versucht, auch als Kunstmacher bei elenden Schaustellertruppen, und war schließlich zerlumpt, aber noch immer rüstig und aufgeweckten Temperamentes, nach den heimischen Bergen zurückgekehrt, dort seine letzte Rolle zu spielen, den Gebirgsstrolch. Seit Jahren nun fristete er so sein Dasein. Er ward viel gehänselt, und Jene, denen er zur Zielscheibe ihres oft rohen Witzes diente, hielten ihn für harmlos, für einen gutmüthigen Narren; er aber war im Grunde ein boshafter, schlechter Kerl, der die Menschen haßte und ihnen mit geheimem Grimm im Herzen den „Wurstl" machte.

Sein Aeußeres entsprach seinem Vorleben und seiner jetzigen Vagabundenexistenz zugleich — seine wunderlich geflickte Kleidung unterschied sich in nichts von der hier im Gebirge üblichen Bauerntracht, und doch sah er nicht wie so ein rechter Bauer aus dem Waldviertel aus, dazu steckte in seinem ganzen Wesen noch zu viel von dem ehemaligen „fahrenden Künstlerthume". Und wie er jetzt so vor dem schwarzbraunen Sepp dastand und das Mondlicht ihn beleuchtete, da hatte er ein fast phantastisches Aussehen. Der grüne durchlöcherte Hut war ihm vom Kopfe gefallen und lag sammt

dem Stecken, den er getragen, neben ihm auf dem steinigen Boden, das lange graue Haar hing ihm wirr im Nacken herab; in den kleinen, unter schwarzen Brauen hervorblitzenden, stechenden Augen und in den scharf markirten Zügen des Antlitzes, das sonst meistens einen leeren, schlaffen Ausdruck einer erkünstelten Gutmüthigkeit hatte, lag jetzt etwas wie ein vorsichtiges Lauern, gemischt mit unheimlicher, halbversteckter Freude.

Der junge schwarzhaarige Bursche maß ihn, wie gesagt, mit verächtlichem Blicke. Jackl aber bückte sich jetzt und hob Stecken und Hut auf.

Bei dieser Gelegenheit gewahrte Sepp, daß der Andere einen sogenannten „Kostranzen“, wie ihn die Holzknechte mit sich führen, wenn sie zu ihren „Stuben“ auf dem Hochgebirge hinansteigen, am Lederriemen umhängen habe.

Ohne die Auseinandersetzung, die Jackl ihm gemacht hatte, zu beantworten, warf Sepp mürrisch und geringschätzig hin: „Leidet's Dich schon nimmermehr in Gosau, daß' wieder fort mußt?“

Der Rundsprung-Jackl stülpte sich den fettigen Hut auf und stützte sich auf seinen Stecken.

„Ich denk' nit d'ran!“ kicherte er und fuhr sich mit der Linken über die langen grauen Bart-

stoppeln an Kinn und Wangen. „Meinst wegen dem Ranzen da? Bin heut' so gut auf Hallstadt g'wesen, wie all' die Anderen, und da hab' ich mir zur Vorsorg' die Taschen mitg'nommen, denn beim Seeauer und auf der „Post" und beim „grünen Baum" ist's hoch hergangen und ich hab's im Voraus gewußt, daß ich den Ranzen nit leer zurücktrag'n werd'! Und wegen was hätt' ich mir nit das Kripperlg'spiel, die Komedi am Wasser, anschauen sollen, ist doch, was die Pfaffen treiben, ein' Schaustellung wie jede andere, und da muß ich auf meine alten Zeiten denken, wie ich noch —"

„Halt's Maul, Jackl!" unterbrach ihn Sepp barsch. „Ich gehör' nit zu die Frommen, die die Augen verdrehen, ich glaub' mein Theil für mich, aber ich duld's nit, daß ein Haderlump, wie Du, die Religion verspottet!"

„Aus ist's!" lachte der Andere. „Und was hat denn Dich nach Hallstadt trieben, und auf was hast denn denkt, und auf wen hast schaut, wie Du kniet hast und Dein' Herrgott hätt'st verehren sollen? Geh', geh', Alles Komedi auf der Welt — und ich hab's heut' einmal mitgemacht, und bin auf den Knieen gerutscht, wie Du, und hab' beim Segen auf mein' Ranzen denkt, wie Du auf die

Vroni, und Du hätt'st mich recht gut seh'n können, hätten die Ruckenbauer-Vroni und Dein Bruder Franzl Dir's nit anthan g'habt!"

Sepp machte eine leidenschaftliche Bewegung und wollte reden, aber Jackl ließ ihn nicht zu Worten kommen.

„Leugn's nit, Sepp," fuhr er fort, „kannst Dich nit gar gut verstellen, zum Wenigsten nit so, daß der Jackl Dir nit d'raufkommen und Dich nit durchschauen würd'! Wie heut' bei der Heimkehr Dein Bruder nit von der Vroni ihrer Seiten gewichen ist und ihr alleweil zugewischpert und sie ihm ihr Sträußl geben hat, meinst, ich hätt' da nit geseh'n, wie Du Dich abseits geschlichen und sie heimlich von der Fern' aus beobachtet hast, und wie Du dann weiß geworden bist, wie der Kalk an der Wand, und Alles an Dir gesippert hat vor Wuth und Rachgier? Und wie Du jetzt so alleinig daher kommen bist, trotzig und finster, glaubst, ich hätt's Dir nit gleich ankennt, was die Glocken bei Dir geschlagen hat, und was Du denkst und was Dein Vorhaben ist?"

„Und was ist's denn?" murmelte Sepp dumpf.

„Ich will Dir's sagen!" zischelte Jackl. „Du hast Dir denkt, wann ich heut' auf d' Nacht nach

Gosau komm' und ich find' sie noch beieinand' — den Franzl und 's Vronerl — beim Wirth, oder an der Ruckenbauer-Hütten oder wo immer sonst, dann giebt's Blut, dann muß Einer hin werden, der Franzl oder ich! — Gelt, das ist Dein Vorhaben?"

Sepp fuhr jäh auf. Er packte den alten Landstreicher mit beiden Fäusten.

„Sakra!" stieß er hervor. „Wer hat's Dir verrathen? Ich hab's kein' Menschen ausplaudert, und an Zauberei und solche Dummheiten glaub' ich nit. Aber ich denk' mir's schon — mein Bruder steckt dahinter, er hat ein' Ahnung, was er von mir erwarten darf, wenn —! Und jetzt hat er Dich geschickt, und Du sollst mir's ausreden!"

„Kennst den Franzl nit besser?" antwortete Jackl, indem er dem leidenschaftlich aufbrausenden Sepp ruhig und spöttisch in die blitzenden Augen blickte. „Möcht' mich schön bedanken, bei so ein paar Leutl'n, wie Ihr seid's, den Zwischenträger zu machen — meiner Seel', den Schaden hätt' nur ich davon! Ist nit der Franzl wie Du, gleich gach (jähzornig) und rabiat? Und fürcht' er sich epper vor Dir? Geh', geh', der Franzl wär' der Letzte, sich hinter ein' Andern zu stecken! Und wie

ich's weiß, was Dein' Absicht ist? Komm' mit mir an den See und schau' Dir beim Mondlicht Dein G'sicht im Wasser an, dann wirst wissen, wer dem Jackl das verrathen hat, was Du nit in Abred' stellen kannst!"

Sepp ließ den Vagabunden los und murmelte eine Verwünschung.

Dann sagte er trotzig: „Ich stell's nit in Abred'! Wem geht's was an?"

„Freilich, kein' Menschen," versetzte Jackl gelassen, „und ich sollt' mich am wenigsten darum kümmern, wenn dem alten Sigl durch seine Söhn' ein Herzleid droht — denn Dein Vater hat mich wie oft ein' Lumpen g'heißen und wie ein' Hund behandelt. Aber —" setzte er mit einem Anflug von Gutherzigkeit hinzu — „ich bin Dir Dank schuldig, Sepp, denn Du hast mich beim letzten Kirtag in Schutz genommen, wie mich die Burschen malträtiren wollten —"

„Nit wegen Dir!" unterbrach ihn Sepp verächtlich. „Ich kann's nur nit leiden, wenn Drei über Einen kommen — und dann — Du bist kein junger Bursch mehr, und die Drei waren von Goisern —"

„Alles eins — Du hast's than! Und wegen

dem hab' ich Dir hier aufpaßt, Dich zu warnen, daß Du nit unüberlegt handelst, Dir ein' guten Rath zu geben. Was hast davon, wenn Du Dich hinreißen laßt und Dein' Bruder was anthust, daß er nit wieder aufkommt? Du wirst eing'sperrt, vielleicht geht's Dir noch schlimmer!"

„Was liegt mir d'ran?"

„Und denkst, die Vroni würd' Dich dann lieben? — Sie würd' Dich verabscheuen, das sag' ich Dir!"

Sepp schwieg eine Weile, vor sich hinstarrend. Dann antwortete er verstockt: „Aber e r kriegt sie nit!"

Jackl sah den Andern verschmitzt an.

„Und das sollt' nit auf andere Art zu machen sein?" zischelte er. „Ich wüßt' schon, wie's gehen müßt', ohne daß Du nöthig hättest, Deinem Bruder ein Haar zu krümmen, eine Blutschuld und Straf' auf Dich zu laden!"

„Wie?" hauchte Sepp, schwer aufathmend.

„Gelt," bemerkte Jackl rasch, „Du hast sonst nix gegen den Franzl, als daß er die Vroni gern hat und sie heimführen möcht'?"

Der junge schwarzbraune Bursche fuhr mit der Linken flüchtig über Stirn und Augen. Die plötz-

liche Frage Jackl's ergriff ihn sichtlich, rüttelte an seinem Herzen.

„Ich hab' meinen Bruder gern gehabt, und er mich," erwiderte er langsam und mit unsicherer Stimme, „und wir haben, Du weißt es, in bester Eintracht mit einand' gelebt, bis —"

Er brach plötzlich ab, biß die Zähne übereinander und runzelte von Neuem die Stirn.

„Und habt Ihr Euch darüber ausgesprochen?" forschte Jackl. „Hat's schon einen Sturm zwischen Euch gesetzt?"

„Nein, aber er und ich wissen, wie wir mit einand' d'ran sind!"

„Schau, schau, da solltet Ihr doch auch wissen, wie Ihr mit Eurem stolzen Vater d'ran sein würdet, wenn er erfahren thät, daß seine beiden Burschen auf das blutarme Vronerl ein Aug' haben!"

„Denkst, er weiß es nit? Aber er hat bislang nix d'rüber gered't, er mag glauben, wir haben nur so unser' Hetz mit dem Dirndl. Dem Franzl aber ist's Ernst, er wird die Vroni heirathen, wann's auch dem Vater nit recht wär', und wie der Bruder, so denk' auch ich für mein' Theil, wenn nur die Vroni —"

„Das ist's!" fiel ihm Jackl trocken in's Wort.

„Du meinst — wenn nur das Dirndl sich für Einen von Euch entscheiden wollt' — gelt? Und ich mein', sie hat sich schon entschieden, aber weder für Dich, noch den Franzl, und wenn ihr d' Lieb eing'schossen ist, so seid Ihr alle zwei unschuldig daran — hab' ich aber Recht, dann weiß ich meiner Seel' nit, wegen was Du mit Dein' Bruder eiferst, wegen was Ihr nit lieber gegen Den zusammenhaltet, der Euch das Spiel verdorben hat?"

„Ich weiß schon, wen Du meinst," grollte Sepp, „— den Robert, den Waldmenschen! Glaubst wirklich, Jackl, daß er das Dirndl um sein' Ehr' bracht hat, und daß' nun nimmer von ihm lassen und von kein' Andern was wissen will, wann's auch recht gut einsehen mag, daß der Waldmensch sie nit heirathet? Siehst, Jackl, der Waldmensch ist mir ein Dorn im Aug', weil er sich vornehmer dünkt, als die angesehensten Leut' da im Gebirg' — er sagt's freili nit, denn er redet ja so auf kein' Menschen nix, aber sein ganzes Betragen zeigt's — ja, er ist mir in tiefster Seel' z'wider, aber daß er so schlecht sein sollt', die Vroni — geh', das glaub' ich nun und nimmer!"

„Wer kann's sagen?" zischelte Jackl achselzuckend und höhnisch. „Wir sind nit dabei, wenn — "

„Es ist doch was Ehrenhaftes an ihm, und dem Dirndl hat man bislang nix Uebles nachreden können!“

„Das ist schon wahr — und wenn man's recht bedenkt, so reimt sich's nit zu dem Waldmenschen sein Thun und Lassen, daß er auf was immer für ein Weibsbild schauen könnt'. Aber wenn er auch nix mit der Vroni hat, so ist's doch gewiß, daß sie nur auf ihn denkt und ihm nachlauft!“

Sepp knirschte mit den Zähnen und schwieg. Jackl aber fuhr fort: „Hast noch nie von Wunderkräutln gehört, die ein' Menschen narrisch vor Lieb' machen, und daß es Leut' giebt, die ein' geheimnißvolle Kraft in sich haben, der Keiner widerstehen kann, so daß er mit Leib und Seel' dem gehören muß, der solche unheimliche Gaben besitzt? Ich will nit behaupten, daß der Waldmensch der Vroni ein solches Trankl eingeben hat, aber —“

„Dummheiten!“ unterbrach ihn Sepp, wild auflachend. „Was Du da sagst, bringt auch d' Lieb zuweg' —! Daß aber die Vroni sich in den Waldmenschen verschaut haben könnt', das glaub' ich nit. Aber ich denk' mir was Anderes — er ist ein Menschenfeind, wer weiß, was er da dem Dirndl in den Kopf gesetzt hat, daß es von kein'

Burschen und von der Welt nix mehr wissen will? Wenn ich das sicher wüßt', ich — brächt' ihn um!"

„Und dann Dein' Bruder Franzl hinterdrein, gelt?" spottete Jackl und setzte ernsthaft hinzu: „Wie die G'schicht auch z'sammenhangt, Sepp, 's ist kein Glück für die Vroni, wie für Dich, daß sie mit dem Waldmenschen verkehrt — sie schaut blaß aus und wird alleweil trauriger — sie darf nimmer zu ihm geh'n —!"

„Ich hab's ihr ausreden wollen," brummte Sepp mit finsterer Miene, „aber sie sagt, sie muß geh'n, es traut sich sonst Keine zu ihm, sein' Sachen in Ordnung zu halten, und er will auch kein' Andere seh'n, und er sei so gut, so traurig und unglücklich, daß sie's nit über's Herz bringen und fortbleiben könnt', und daß ihr Vater, der nit mehr arbeiten kann, von ihm unterstützt wird, und was sie sonsten noch für Ausreden hat —"

„Und 's Rechte hat's vielleicht doch verschwiegen!" zischelte Jackl lauernd.

„Sakra!" fuhr Sepp wild auf. „Das muß ein End' nehmen — so oder so!"

„Still, Sepp, nur nix Gewaltthätig's! Hast nit zuvor gehört, daß sich doch ein Mittel finden könnt', Alles hübsch dasig (sanft) auf's Gleich' zu

bringen? Und daß ich ein' guten Rath für Dich in Bereitschaft hab'? Mit dem Waldmenschen könntest Du's eh' nit im Bösen aufnehmen, 's ist wohl Keiner da herum, der's könnt' —"

„Ich fürcht' ihn nit!"

„Alles eins! Schau, ich schaff' Dir ihn vom Hals und Dein' Bruder auch, im Guten, ohn' Mord und Todtschlag!"

„Du?"

Der Rundsprung-Jackl warf einen flüchtigen Blick den nach dem See führenden Weg entlang.

„Bleiben wir nit da steh'n," sagte er dann, „es könnten noch Leut' von der Mühl' aus sich auf den Heimweg machen, 's ist nit grad' nothwendig, daß uns wer da beisammen stehen sieht!"

Jackl zog den Andern von der mondbeglänzten Stelle einige Schritte weiter in das Dunkel hinein, das die Felswände beschattete.

Der heißblütige Sepp aber fühlte sich zu erregt, als daß er noch länger hätte stehen bleiben mögen. Es schoß ihm jetzt durch den Sinn, daß sein Bruder Franzl ohne Zweifel die Gelegenheit benutzt und sich während der Rückkehr der Dorfbewohner nach Gosau dem alten Ruckenbauer und dessen Vronerl angeschlossen habe. Und der eifer-

süchtige Bursche grollte jetzt im Stillen mit sich darüber, daß er den Bruder den ganzen Tag hindurch im Vortheil gelassen, ohne einen Versuch gemacht zu haben, ihm bei dem Dirndl den Rang abzulaufen. Ungeachtet seiner eigenen Aeußerungen und der Meinung Jackl's hielt Sepp, wenigstens im Moment, den Franzl für gefährlicher als den Waldmenschen, daher drängte es ihn auch nun nach dem Dorfe, wo er den Bruder und die Vroni beisammen vermuthete.

Darum sagte er auch jetzt hastig und verdrießich: „Kannst das nit mit mir reden, Jackl, derweil wir heimgehen?"

„Freili," versetzte der Andere „und — ich hab' mir's überlegt — ich mein', daß lieber heut' als morgen geschehen müßt', was ich Dir vorschlagen möcht'!"

Die beiden Männer schritten unter dem Viaducte hinweg und durch die Schlucht. Dort war jetzt die Finsterniß denn doch nicht so groß, daß sie auf dem ihnen ohnehin wohlbekannten Terrain nur tappend hätten vorwärts schreiten müssen. Der Mond stand jetzt fast über dem Felsenpasse, sein fahler Glanz fiel hoch oben durch die Wipfel der Bäume, beleuchtete da und dort ein=

zelne Stellen des Weges und an den Felswänden eins oder das andere der „Marterln,“ jene kleinen bemalten Holztafeln, die als Erinnerungszeichen an in den Bergen verunglückte Holzknechte dienen. Während Sepp und Jackl so allmählich zum Gosauthale aufwärts stiegen, redete der Letztere lebhaft und leise auf seinen Gefährten ein und entwickelte ihm seinen Plan, den wir vorläufig noch nicht erörtern können.

Der Sepp mochte wohl anfänglich nicht mit demjenigen einverstanden sein, was sein Begleiter sagte, denn er widersprach ihm eine Weile, bald heftig, bald in unsicherem Tone.

Schließlich hatte er sich denn doch wohl von der Vortrefflichkeit dessen überzeugt, was der schlaue Vagabund ihm rieth, denn als nun die beiden Männer endlich das Ende der sich nach dem Gosauthale zu erweiternden Schlucht erreichten und von der schattenvollen Ausmündung des Felsenpasses auf die ersten mondbeglänzten Wiesen von Gosau hinaustraten, da hatten Sepp's Züge einen ganz andern Ausdruck als vorhin, während er noch unter dem Viaducte gestanden, denn jetzt lachte er vergnügt vor sich hin, und blickte triumphirend nach den ersten Häusern des Dorfes, die im Walde

stehen, hinter dem man erst eine freiere Aussicht auf das weite, von hohen, waldigen Bergzügen umgürtete Thal und die freundliche Ortschaft gewinnt, über der zwei Kirchthürmchen emporragen und wo Katholiken und Protestanten friedlich und freundnachbarlich nebeneinander wohnen und schaffen.

Von der Ortstafel und den ersten Häusern Gosaus aus hatten die beiden Männer noch einen ziemlich langen Weg nach dem eigentlichen Dorfe zurückzulegen, aber sie schritten nun rüstiger als zuvor aus.

Sepp zeigte sich, wie gesagt, jetzt nicht mehr nachdenklich und niedergeschlagen, auch war der böse Trotz von ihm gewichen, er geberdete sich beinahe übermüthig lustig. Auch in seinem Betragen gegen den Rundsprung-Jackl war er wie umgewandelt, denn er behandelte diesen keineswegs so schnöde und verächtlich, wie er es sonst zu thun pflegte, er erwies ihm im Gegentheil eine gewisse Vertraulichkeit. Dabei plauderten und zischelten sie noch immer heimlich mit einander.

„Und glaubst Du," murmelte Sepp, als sie nun endlich im vom Mondlichte überflutheten Orte die röthlich erhellten Fenster des Wirthshauses

erblickten, das sie heute noch zu betreten gedachten und von dem ihnen ein wirres Durcheinander von Jubel und fröhlichem Gelächter entgegentönte, „daß wir's heut' noch werden richten können?"

„Warum denn nit?" antwortete Jackl zuversichtlich. „Wir werden Dein' Vater ganz sicher dort noch treffen" — (er deutete auf die Schenke hin) — „und hat der Franzl den alten Ruckenbauer und sein Dirndl bis an seine Hütt'n heim begleitet und ist noch nit wieder von dort zurück oder gleich heim gangen, dann desto besser für Dich! Nur sei g'scheidt, Sepp, und halt' Dich brav! Die Hauptsach' mußt schon selbst verrichten, denn ich bin Dein' stolzen Vater viel zu gering, als daß er auf mich hören thät! Und nun kein Wort weiter, ich seh' dort ein paar Burschen sich am Wirthshaus herumtreiben, sie dürfen uns nit so vertraulich bei einand' sehen, ah, da wär's gefehlt! Geh' also zuerst hinein, Sepp, und mach' Dich dem Vater bemerklich, und thu' sonst noch, was ich Dir gesagt hab', ich aber bleib' noch ein wengerl zurück und richt' es schon so, daß Dein Vater auf kein Einverständniß zwischen uns rathen kann. Werd' ihn schon bald durch meine „Spaßeteln" aus'm Wirthshaus forttreiben, denn das

muß gescheh'n, eh' er ein' Rausch kriegt und damit er noch sein' Ueberlegung hat, sobald Du Dich an ihn machst — und dann spiel' Deine Roll' gut, verstehst?"

Sepp nickte zustimmend und schritt dem Wirthshause zu.

Der Rundsprung-Jackl aber duckte sich zur Seite an das „Gatter" des nächsten Häuschens und blieb dort lauernd und beobachtend stehen, im Schatten einer dichtbelaubten Buche.

Und wie er nun horchte, da klang bald das Jauchzen der Burschen an sein Ohr, die den schwarzen Sepp am Wirthshause mit Scherzen und Necken empfingen.

Einer dieser Burschen ließ einen Juchschrei erschallen und sang dann, den Sepp neckend, aus voller Kehle:

„Z'weg'n was kimmst so leidi
Daher bei da Nacht?
Hast ka Göld, hast kan Schatz,
Hast ka Schneid' bei da Nacht?

Komm' füri, geh' zua
Und laß Di's nit g'reu'n,
S' giebt Dearndl'n no gnua
Und da Wirth borgt an Wein!"

Sepp aber lachte spöttisch auf und sang mit heller Stimme dagegen:

„S'is allens derlog'n,
I thu mi ja g'freu'n,
Daß heuer no d'Lump'n
So guet g'rath'n sein!"

Hurtig war ein anderer der Burschen mit der Antwort zur Hand:

„Da Fuchs frißt halt d'Hearna,
Da Schimmel frißt's Heu,
Und da Bua trinkt an Brandwein,
Oan Fehla muaß sein.

Dö Lump'n sant Lump'n,
Dö Lumpen hab'nt Göld,
Wann dö Lump'n nit war'n,
War koan Freid' auf da Wölt!"

Und jauchzend und jodelnd drängten sich die jungen Bauern um den schwarzen Sepp und zogen ihn dem Wirthshause zu.

„Könnt' ich Euch doch All' miteinand' in die Höll' schicken!" zischelte der Jackl giftig vor sich hin, während seine Augen unheimlich blitzten. „Na," fuhr er höhnisch schmunzelnd fort, „mit der Zeit werd' ich schon dem Einen und dem Andern Eins anhängen, daß sie genug haben — und mit den hochmüthigen Sigls soll der Anfang gemacht werden. Der Sepp denkt, mein Rath ist ehrlich — wann's nach mein' Kopf geht, soll die ganze Sipp=

schaft bald spüren, wie's mit dem Rundsprung-Jackl sein' Ehrlichkeit beschaffen ist!"

Er wartete noch eine Weile, bis der Lärm vor dem Wirthshause verstummt war, und die Burschen sich in dasselbe zurückgezogen hatten. Dann begab auch er sich dorthin.

Viertes Kapitel.

Sepp führt den Plan Jackl's aus.

Im untern Wirthshause zu Gosau — der Ort hat deren zwei — ging es noch ganz lebhaft zu.

Das große Gastzimmer war fast überfüllt; unter den Bauern, welche dort auf den langen Holzbänken an den derb gezimmerten Tischen saßen, dem Glase wacker zusprachen und eben so wacker dazu aus ihren Pfeifen schmauchten, so daß das niedrige, dunstige Gemach von einem Tabaksqualm erfüllt war, der wie ein dichter Nebel die gemüthlichen Zecher umwogte, befanden sich die ansehnlichsten Männer, die sogenannten Honoratioren

des Dorfes; es waren aber auch Kleinhäusler, Feldarbeiter und Holzknechte dort, doch nahmen diese nicht die „fürnembsten“ Plätze in der Schenkstube ein, wie es denn auch im Waldviertel nicht viel anders zugeht, wie in der Stadt, wo sich die Leute nach Stand und Ansehen und nach den Traditionen des Kastengeistes ihre Gesellschaft suchen.

Gab es hier im Wirthshause des freundlichen Gebirgsdorfes auch keine Trennung der Klassen durch „Beisl“ und „Extrazimmer“, wie in der Residenz und den größeren Städten der Monarchie, so machte sich doch ein nicht unwesentlicher Unterschied bemerkbar, wenn man in der Schenkstube von einem der Tische zum andern blickte und die Leute musterte, welche sich da und welche sich dort zusammengefunden hatten, gleichsam in stillschweigender Uebereinkunft. Nur ein paar Jäger, die sich ebenfalls auf einen Nachttrunk eingestellt hatten, schienen sich nicht an das Herkommen zu binden und machten bald an diesem, bald an jenem Tische ihr Gastrecht geltend.

An der Tafel der „Auserwählten“ präsidirte gewissermaßen der alte Martin Sigl, der Vater der beiden Burschen, die miteinander wetteiferten, die Gunst der schönen Vroni zu erlangen.

Der alte Sigl war ein wohlhabender Mann. Er hatte ein stattliches Haus mit großem Obst- und Gemüsegarten daran, eine ansehnliche Feldwirthschaft, einen trefflichen Viehstand, schöne Wiesen und Aecker, auch gehörte ihm eine namhafte Strecke Bergwaldung, welche an die kaiserlichen Forste des Waldbezirkes von Gosau stieß.

Die Sigls stammten von einem wohlbeleumundeten Bauerngeschlechte, das schon von Alters her im Dorfe ansässig war; auf dem Besitzthume Martin's hatten schon sein Vater und sein Großvater gesessen, durch den Fleiß und die Tüchtigkeit des jetzigen Eigenthümers war die Wirthschaft bedeutend im Werthe gestiegen, so daß er sich mit Stolz zu den reichsten Grundbauern der Umgegend zählen konnte.

Er hieß der alte Sigl, seitdem seine beiden Söhne erwachsen waren, aber er gehörte keineswegs zu den Altersschwachen, denn er war ein rüstiger, derbknochiger und untersetzter Mann. Sein fleischiges, sonnverbranntes Antlitz war so glatt und voll, daß es kaum eine Runzel aufzuweisen hatte, sein spärliches Haar noch nicht mit Grau untermischt, sondern lichtblond und leicht

gekräuselt, wie dasjenige seines ältesten Sohnes Franzl, aus seinen kleinen dunklen Augen blitzten Unternehmungslust und Energie, seine ganze Erscheinung deutete auf eine kernige, unverwüstliche Gesundheit.

Sigl war, was man einen „Dickschädl" zu nennen pflegt, noch nach dem alten Zopf, von Vorurtheilen befangen, ein Feind aller „Neuerer", mißtrauisch gegen Fremde, hochmüthig da, wo es galt, sein Ansehen zu behaupten, dabei gutmüthig und gefällig, wenn ihn das nichts kostete, verschmitzt im Geschäft und unermüdlich fleißig.

Er legte bei der Arbeit selbst Hand mit an, und nichts war dem kräftigen Manne, ungeachtet seiner Corpulenz, zu beschwerlich. Und da sein Sinnen noch immer darauf gerichtet war, seinen Besitzstand zu vergrößern, da er noch nicht auf der „faulen Seite" liegen mochte, so dachte er auch noch nicht daran, seinem Aeltesten die Wirthschaft zu übergeben und in's „Ausgedingstübl" zu ziehen. Was hätte er dort so allein anfangen sollen? Sein Weib war längst todt, und die beiden Buben hatten in Feld und Wald zu schaffen, und der Franzl hatte noch nicht an's Heirathen gedacht, es waren also auch keine Enkelchen da, die der

„Aehnl“ (Großvater) zum Zeitvertreib im Ausgeding auf seinen Knieen hätte schaukeln oder in Diesem und Jenem unterrichten können; da wär' es denn gar wenig „unterhaltlich“ im Stübl gewesen, abgesehen davon, daß es immer für einen noch rüstigen Mann, gewohnt das Regiment im Hause zu führen, mißlich genug ist, wenn er in der Wirthschaft nichts mehr dreinreden darf. Und ohne das Dreinreden wäre es wohl nicht ganz abgegangen, denn der Franzl neigte ziemlich bedenklich zu den „Neuerern“ hin.

Uebrigens konnte Sigl an den Söhnen seine Freude haben, denn der Franzl, der jetzt gewissermaßen der „Maier“ (Oberknecht) seines Vaters war, erwies sich als ein tüchtiger, strebsamer Landwirth, und auch der um vier Jahre jüngere Sepp, der hauptsächlich die Holzgeschäfte besorgte, mit der Aufsicht über den Wildstand betraut war und sonst Allerlei verrichtete, was nicht in des älteren Bruders Wirkungskreis lag, that in jeder Beziehung seine Pflicht, füllte den Platz vollkommen aus, den ihm der Vater und eigene Neigung angewiesen hatten. Der Alte war also mit seinen Buben, wie er sie noch immer nannte, wohl zufrieden, nur verursachte es ihm bisweilen Sorgen,

daß beide Burschen ein so leicht aufbrausendes, heftiges Temperament hatten, so „gach“ waren. Er konnte ihnen aber im Grunde keinen Vorwurf daraus machen, denn der Jähzorn war ja ein Erbfehler der Sigls, von dem er, der Alte, ja auch eine ganz erkleckliche Dosis besaß. Da übrigens die Brüder einander stets gern gehabt hatten und sich im Allgemeinen sehr gut mit einander vertrugen, so war Vater Sigl fast überzeugt, daß auch nach seinem Ableben keine Zwietracht zwischen ihnen ausbrechen werde, zumal er Vorsorge getroffen hatte, daß die Erbschaft — Franzl, als der Aeltere, mußte natürlich Haus und Hof erhalten und dem Sepp seinen Theil auszahlen — keinen Anlaß zu Streitigkeiten und Mißverständnissen geben könne.

Wie der alte Sigl jetzt so kernfest und behäbig im Gastzimmer des Gosauer Wirthshauses dasaß und seiner Pfeife gemächlich einen Rauchwirbel nach dem anderen entlockte, sich dabei den säuerlichen Wein munden ließ, und im Bewußtsein seines Ansehens mit gelassener Selbstgefälligkeit den Vorsitz am Honoratiorentische führte, wobei er jedoch mehr den Zuhörer als den Wortführer machte, da ließ sich wohl aus der ganzen

Erscheinung des Mannes schließen, daß noch eine hübsche Reihe von Jahren vergehen werde, bevor seine Söhne in die Lage kommen würden, die erwähnte Erbschaft unter sich zu theilen.

Man besprach die Erlebnisse des Tages, insbesondere den Vorfall mit der schönen jungen Comtesse aus Ischl, der fast die ganze erhebende Feier hätte verderben oder wenigstens unglücklich abschließen können. Dabei kam denn auch selbstverständlich die Rede auf den Waldmenschen, der nach vollbrachter Lebensrettung der vornehmen Dame sich, vom Wasser triefend, so schleunig, beinahe fluchtartig dem Danke ihrer Anverwandten und dem Beifallsjubel der Menge entzogen hatte und während der übrigen Tageszeit nicht wieder zum Vorschein gekommen war.

Der alte Sigl horchte auf das Hin- und Herreden der Nachbarn über diesen Gegenstand. Er saß in Hembärmeln da, wie die Meisten im Gastzimmer, hatte, wegen der dort herrschenden schwülen Atmospäre, das „Leibl" aufgeknöpft, so daß die landesüblichen Hosenträger mit dem Kreuzband sichtbar waren, stemmte die Arme fest auf den Tisch und zeigte jetzt eine nachdenkliche Miene.

„'s ist doch ein sakrischer Kerl, der Waldmensch!" meinte der Ortsrichter, der neben Sigl saß. „Da ist denn doch Keiner, der's ihm in irgend was zuvorthut. Hätt' nit einer von unseren Burschen der Comtesse das Leben retten können? Das wär' doch einmal was Recht's gewesen und ein' Ehr' und Ansehen für unser Dorf!"

Er wandte sich dabei etwas spöttisch an einige junge Bauern, die am andern Ende der Tafel saßen.

„Möcht' wissen, wie wir's hätten thun sollen," antwortete einer der Angeredeten verdrießlich, „waren wir denn nit am Ausgang des Sees, bei der Procession? Man kann doch nit da und dort zu gleicher Zeit sein!"

„Ihr wollt uns doch nit epper gar einreden," rief der Richter lachend, „daß Ihr die Verunglückte aus'm Wasser g'zogen hättet, wenn Ihr auch dorten gewesen wäret? Geht's mir doch! Ihr besinnt Euch schon noch eine Weil', eh' Ihr Euer Leben riskirt —"

„Der Waldmensch hat's freili leichter," fiel ihm ein Anderer in's Wort, „der riskirt nix, dem thun Wasser und Feuer kein' Schaden nit!"

„Hoho!"

„Weiß denn das nit ein Jeder, daß der nit sterben kann?“

„'s ist wahr!“ ließ sich ein stämmiger Graukopf vernehmen, der an den Tisch getreten war, Glas und Pfeife in den Händen. „Ist er nit im verwichenen Herbst beim Laaren-Kogl von der steilen, gefährlichen Wand herabgestürzt und hat sich nix than?“

„Natürlich nit,“ erwiderte der Richter, „denn er ist wohl zehn Klafter tief herabkollert, da aber hat er am Vorsprung, just über'm eigentlichen Abgrund, eine Leckerstauden (kleine Legföhre) packt —“

„Ja, ja,“ rief der Sprecher von zuvor lebhaft dazwischen, „da hat er in der Höh' von zweitausend Schuh über'm Abgrund baumelt, wohl fünf Minuten lang — die Holzknecht', der Narben-Toni und der Alm-Friedel, haben's gesehen und können's beschwören, und sie haben sich denkt, auf ja und nein wird er auslassen und auf den Kalkbschütt (Schotterhaufen, Geröll) hinabstürzen und sich elendiglich zerschlagen — aber da hat er sich ein' Schwung geben und am Zacken war er, wie der Blitz, und ist dann aufwärts krochen, wo kein' Gamsen sich hintraut, und so ist er glücklich da-

vonkommen. Na, kann das mit rechten Dingen zugangen sein?"

„Warum denn nit?" meinte ein junger, schmucker Jäger mit röthlichem Bart. „Der Waldmensch hat halt Geistesgegenwart und Kraft wie kein Zweiter!"

„Freili!" spottete der Graukopf. „Und die Leckerstauden hat gerad' dort wachsen müssen, und gerissen ist sie auch nit —"

„Ein glücklicher Zufall!"

„Natürli," fuhr der alte Bauer eifrig fort, „die jungen Leut' sind jetzunder gar so g'scheidt, haben auf Alles ein' Antwort, ich aber sag' —"

„Und was war's denn vor vier Wochen?" unterbrach ihn ein kleines hageres, verschrumpftes Bäuerlein mit rother Nasenspitze und scheinheiligen Gesichtszügen. „Hat da nit der Jager Konrad auf den Waldmenschen geschossen, wie er ihn bei der Nacht für einen Wilderer gehalten und er auf sein Anrufen nit hat stehen bleiben wollen? Und hat er ihn epper nit troffen und ist dem Waldmenschen epper was gescheh'n? Na, so red' doch, Poldl, und bezeug's, Dein Kamerad hat's Dir ja erzählt!"

Der junge Jäger schmunzelte.

„Ei," versetzte er, „die Kugel ist von einer blechernen Feldflasch'n abgeprallt, die der Waldmensch über seinem Lodenrock auf der Brust hängen gehabt hat — das ist denn doch wohl natürlich genug zugangen!"

„Feldflasch'n oder Leckerstauden — Alles eins," brummte der Graukopf hartnäckig, „die G'schicht' mit ihm ist doch nit richtig!"

„Aber geh', Alter," rief der Richter ungeduldig, 's wär' ja eine Schand' für uns und den ganzen Ort, noch an so altes Weibergewäsch' zu glauben, — die Zeiten sind vorüber!"

„Haltet's, wie Ihr wollt, ich denk' mir, was ich will!" knurrte der Andere.

Und der Bursche, der zuvor vom Ende des Tisches aus des Richters erste Bemerkung beantwortet hatte, setzte hinzu: „Recht ist's! Aber ich möcht' nur wissen, was der Waldmensch in Hallstadt hat wollen? In keine Kirchen geht er nit, 's ganze Jahr, und zu kein'm Fest kommt er auch nit! 's fragt sich, ob er überhaupt ein' Glauben hat!"

„Wer nit in d' Kirchen geht, der ist gottlos!" hub jetzt der alte Sigl in tiefem Baß an.

„Und wer gottlos ist, der bethört die Menschen

und stiftet nix Gutes!" schnarrte der verwachsene Ortsschneider, der auch am Ende der Tafel saß.

Nach diesen Worten sah sich das Männchen scheu und vorsichtig im Gastzimmer um, schob dann mit listiger Miene den Kopf weit vor und zischelte über den Tisch hin: „Hab's dem Ruckenbauer oft genug g'sagt, er soll nit sein Vronerl mit dem Waldmenschen verkehren lassen — und jetzt hat sie's davon, sie ist nimmer zum kennen, er hat sie verhext, sag' ich, und d'rum geht ihr auch ein Jed's aus dem Weg, und wann doch der eine oder andere Bursch' sie möcht', da sollt' er sich's nur zuvor recht überlegen, daß er kein Unglück über sich und die Seinigen bringt!"

Einige am Tische lachten, denn sie wußten gar wohl, daß sich das Schneiderlein vor Jahresfrist einen Korb von der Vroni geholt hatte, Andere blickten den alten Sigl an, denn sie erriethen sofort, daß das verwachsene Männchen auf den Franzl und den Sepp angespielt hatte, von denen es bekannt war, daß sie der armen Vroni keineswegs scheu auswichen.

Das Schneiderlein mochte im nächsten Augenblicke bereuen, diesen Umstand, wenn auch sehr vorsichtig, berührt zu haben, denn Sigl, den er

verstohlen anblinzelte, runzelte bedenklich die Stirn, starrte, das fleischige Antlitz tief geröthet, das Männchen augenscheinlich gereizt an und griff plötzlich nach dem Glase, als ob er es ihm an den Kopf schleudern wollte.

Aber er setzte es nur an die Lippen.

Bevor er jedoch trank, ließ er den Blick durch das Gastzimmer schweifen, bis in jeden Winkel hinein. Er schaute sich ohne Zweifel nach seinen Söhnen um und sah nun, daß sie nicht da seien.

Hastig leerte er sein Glas bis auf die Neige, stieß es dann heftig auf den Tisch und biß sich in die Lippen. Wenn er auch jetzt dem Schneider die Antwort schuldig blieb, so ward dieser doch vom Nachbarn Sigl's abgefertigt.

„Schäm' Dich, Lenzl,“ sagte der Richter ernsthaft, „solltest doch nit vergessen, daß der Waldmensch Dir eine Unterstützung geschickt hat, wie Du vor zwei Jahren so lange krank gelegen bist. Weiß nit, welchen Schaden er bislang sollt' ang'richtet haben, oder hat er wohl gar ein' Gaisbock aus Deiner Freundschaft g'schossen?“

Ein schallendes Gelächter ertönte rings.

„Wenn er nit in d' Kirchen geht,“ fuhr der Richter fort, „so ist das seine Sach' —“

„Und Euere Sach' wär's, so ein' Menschen nit da herum zu dulden!" stieß der erbitterte Schneider hervor. „Aber wer weiß, was für ein Mittel er in Anwendung gebracht hat —"

„Was willst damit sagen, Schneider?" rief der Andere barsch.

„Na, ich mein' nur," versetzte das Männchen etwas eingeschüchtert, „er — er hat Dich und den gestrengen Herrn Amtmann hinter's Licht geführt — wegen was soll man denn nit erfahren, wer und was er ist?"

„Weiß ich's denn?"

„Geh', geh'!" hieß es von mehreren Seiten.

„Hundertmal hab' ich's gesagt, und ich bleib' dabei — nur der Herr Kreisamtmann weiß es, und der hat g'sagt, daß Keiner sich um den Herrn Robert zu kümmern hat, und das laßt Euch hiermit zum so und so vielten Mal' gesagt sein, Leuteln. Und Du, Schneider, merk' Dir, daß ein loses Maul noch mehr Unheil anrichten kann, als ein Hexenmeister, der Comtessen aus'm Wasser zieht und keinen Gaisbock verhungern laßt!"

Von Neuem ertönte rings ein wieherndes Gelächter.

Während dieser Heiterkeitsausbruch noch an=

dauerte, traten Sepp und jene Burschen, die er vor dem Wirthshause getroffen hatte, in das Gastzimmer.

Der alte Sigl, so trotzig und verstimmt er auch zuvor geblickt, hatte doch unwillkürlich in das Gelächter seiner Tischgenossen einstimmen müssen. Aber als er nun seinen jüngeren Sohn gewahrte, da runzelte er neuerdings die Stirn.

Er wollte ein gleichgültiges Gesicht zeigen, doch es ward gegen seinen Willen eine strenge Miene daraus, als er nun den Sepp zu sich an den Tisch winkte.

Dem Alten fiel übrigens sofort das ernste, nachdenkliche Benehmen auf, mit welchem sein Sohn dem Winke Folge leistete. Sigl hatte kaum erst die Anspielung des Schneiders verwunden und nun ärgerte er sich, daß Sepp's beinahe niedergeschlagenes Aussehen — wir müssen hier einschalten, daß dieses schon zu der Rolle gehörte, welche der Rundsprung-Jackl ihn durchführen ließ — jene Anspielung so zu sagen bestätigte. Der Alte hatte daher nicht übel Lust, den Sohn anzufahren, aber er sah die Augen des krüppelhaften Schneiderleins voll höhnischer Erwartung auf sich gerichtet und bezwang sich daher, dem bos-

haften Schwätzer keinen Anlaß zu allerlei Klatschereien oder dürftig verhüllten Ausfällen zu geben.

Der starrköpfige Mann zeigte nothgedrungen ein freundlicheres Gesicht und fragte gelassen: „Wegen was kommst denn so spät? Wo bist denn gewesen?"

„Hab' mich beim Mühlenwirth mit dem Hornauer-Loisl von St. Agata verplaudert!" antwortete Sepp ruhig.

„Man sollt' ender (eher) glauben," spottete das Schneiderlein, das die Worte Sepp's aufgefangen hatte, „er plauscht uns an, denn er schaut so dramhappet (träumerisch) wie ein unglücklicher Liebhaber aus, der'n Abschied kriegt hat oder'm Dirndl auf was Unrecht's kommen ist!"

Und er erhob sein Glas und sang, zum Ergötzen seiner Nachbarschaft, mit schriller Stimme:

„Koan Bam ohni Laub,
Und koan Mühl' ohni Staub,
Und koan Hut ohni Schnua,
Und koan Dearn' ohni Bua.

Aber kimma zwoa Büabl'n,
Kann's nit ird'n treu liab'n,
Kann do nit vunananda
Ihr kloan's Herzel kliab'n.

Und wann's Liacht'l nit brinnt
So laßt si's nit putz'n,
Und wann's Dearnd'l nit wüll,
Kann's Kaner nit trutz'n.

Wia höcher dö Alm,
Wia költer dö Sunn',
Und wia schöna das Dearnd'l,
Wiar eh' kummt ma drum!"

Dann leerte er, spitzbübisch auf Sepp schielend, sein Glas unter lautem Gelächter der Bauern.

Der alte Sigl ward bis in die Stirn hinein dunkelroth und begann energischer als zuvor aus seiner Pfeife zu qualmen. Sepp aber warf dem Schneider einen verächtlichen Blick zu, der deutlich besagte, daß ihm sein Gegner zu unbedeutend sei, sich mit ihm zu befassen, und bemerkte dann so ruhig wie zuvor: „Ihr wißt ja, daß der Loisl noch nit beim Militär sein' Zeit ausgedient hat, und da muß er übermorgen wieder einrücken, und weil wir denn doch alle Zwei bei demselben Regiment sein, da ist's denn doch natürlich, daß wir noch allerhand z'reden gehabt haben — die Kameraden schön grüßen lassen und was dergleichen ist. Mir's leid um den Loisl, weil er nit gar gern einruckt, denn der Hauptmann hat was gegen ihn, na und weil wir einand' gern haben, ich und

der Loisl, da kränkt's mich halt, daß er fort muß!"

Sigl blickte seinen Sohn forschend an.

Dann hielt er ihm das von Neuem durch den Wirth gefüllte Glas hin und sagte trocken: „Willst trinken?"

„Ich dank'," versetzte Sepp ablehnend, „hab' mit dem Loisl grad' genug trinken müssen, bin nur nachschauen kommen, ob der Vater bald heimgeht."

„Aus ist's!" rief der alte Sigl, sich zu einem kurzen Lachen zwingend. „Willst mich heim treiben, wie's Dein' gottselig's Mutterl so gern than hat? Laß Dir ein' Wein geben, schlag Dir den Loisl aus dem Sinn und sei froh, daß Du nit einrucken mußt!"

„Wann's nit zu ein' Krieg kommt!" meinte der Ortsrichter.

Diese Bemerkung hätte jedenfalls zu einer politischen Kannegießerei den Anstoß gegeben, wäre den mehr oder weniger vom reichlich genossenen Weine erhitzten Bauern nicht unversehens ein anderer Unterhaltungsstoff minder ernster oder wenigstens minder unerquicklicher Natur geboten worden.

Ohne daß nämlich irgend einer der anwesenden

Gäste es gewahr geworden, von woher er sich herbeigeschlichen, befand sich plötzlich der Rundsprung-Jackl mitten unter ihnen, vollführte mit großer Virtuosität seinen wohlbekannten Sprung und stieß hinterher ein so höllisches, unheimliches Gelächter hervor, daß die kleinen Fensterscheiben des Gemaches davon klirrten und mehrere der Bauern verblüfft von den Bänken auffuhren, Alle aber nach der Mitte der Gaststube starrten, wo der seltsame koboldartige Mensch jetzt seinen alten schmierigen Hut schwenkte, einige abscheuliche Gesichter schnitt, nach allen Seiten hin freundlich grinste und dann nach heiterer Volksweise intonirte:

„Bin i mein Lebda nit trauri g'west,
Allweil a lustiga Bua,
Hab' i mein Lebda g'nua Dearnd'ln g'habt,
Und das recht scheni dazua.

Wann i af'n Sunda af'n Kiärda geh,
Sez i halt af mein grian'n Huad,
Umadum Busch'n und Banderln d'raf,
Daß alles funkaz'n thuat.

Hab' i mein Lebda koan Guad nit than,
Hab's ja no a nit im Sinn,
Siacht ma's do glei an'n Fedarn an,
Was fiar a Vegerl i bin!"

Dem Erscheinen und Gesange Jackl's folgte eine

Fluth derber Späße, welche die jüngeren Bauern sogleich mit ihm zu treiben begannen und die er sich bereitwilligst gefallen ließ, wenn man ihm dafür nur „an Wein" zahlte. Auch jetzt fühlte sich das Schneiderlein berufen, sein Licht leuchten zu lassen, den Jackl durch ein „G'setz'l", einige „Vierzeilige" zu verspotten. Darum kreischte es:

„Schauts den zarissnan
Haderlump'n an
Sag's, was hast
Af da Wanderschaft than?

D'Schuach hast versoff'n,
D'Leit' hast bestohl'n,
Di wird do no
Da Henka hol'n!"

Auf diese schmeichelhaft abgefaßte Herausforderung blinzelte Jackl das dürre Männchen listig an, machte sodann ein tiefes Compliment und entgegnete ohne Zögern:

„Z'nakst'n bin i fisch'n g'west,
Da hat's ma g'rad'n,
Hab' an'n kloan'n Schneida g'fangt,
Hab' ma'n lassen brad'n.

Und wia da Schneida brad'n woar,
Han s' glait't zum Ess'n,
Fiahrt da Deif'l d'Kaz daher,
Hat'n Schneida g'fress'n!"

Jackl hatte sofort alle Lacher auf seiner Seite. Doch ließ er von dem Schneiderlein, dem alle Lust vergangen war, sich an dem durchtriebenen Abenteurer zu reiben, großmüthig ab, gab, wie er es gewöhnlich in den Schenken that, falls dort reichlicher Zuspruch war, ein paar seiner Kunststücke zum Besten und ging dann absammeln.

So kam er denn auch an den alten Sigl heran und hielt diesem seinen Hut hin, der bereits eine Handvoll Kupfermünzen enthielt.

Sigl war augenscheinlich durch den Anblick und das Treiben des Abenteurers, sowie durch den Lärm, zu welchem Jackl das Signal gegeben hatte, unangenehm berührt worden. Schon einigemale, wenn die „Hetz" so geräuschvoll wurde, daß die am Honoratiorentische Plaudernden ihr eigen Wort kaum verstehen konnten, hatte Sigl seinem Aerger Luft gemacht und gemeint, es sei doch eigentlich für vernünftige Leut' gar nicht schicklich, sich von einem solchen Landstreicher, wie der Jackl, auf eine so alberne Art die Zeit vertreiben zu lassen und ihm zu gestatten, sich gegen ehrsame, erbangesessene Männer, die doch etwas seien, allerlei Freiheiten und Vertraulichkeiten zu erlauben, und es wäre wohl gescheidter, den alten Lumpen vor die Thür

zu setzen, statt sich so „gmoan“ mit ihm zu machen. Auf solche Auslassungen hatte der gutmüthige Richter aber geantwortet, man müsse den jungen Leuten die „Hetz vergunnen“, der Jackl sei denn doch vom Ort und er falle der Gemeinde nicht zur Last, da könne man es ihm doch eigentlich nicht verwehren, daß er sich zum „Hallodri“ (Spaßmacher) für die Leut' hergebe, denen so was gefalle. Und so hatte das Treiben des Jackl ungestört seinen Fortgang genommen.

Wie aber jetzt der Jackl an den alten Sigl herantrat und diesem seinen Hut präsentirte, da nahm er eine so komische, übertrieben respectvolle Haltung an, schnitt dabei eine so ehrfurchtsvolle, unterwürfige Grimasse, daß es augenscheinlich war, er wolle den Alten damit necken. Dies faßte denn auch soglcich die nächste Umgebung Sigl's auf, vor Allem das Schneiderlein; die Folge davon war ein lautes Gelächter.

Dem alten Sigl schwoll der Kamm, er hätte gern ausgeholt und den Vagabunden mit einem einzigen kräftigen Faustschlage zu Boden geschmettert; er würde aber dadurch zugestanden haben, daß ein geringes Wesen, wie der Rundsprung-Jackl, ihn aus dem Gleichgewichte zu bringen ver-

möge, und das ging gegen seine Begriffe von Würde.

Er blinzelte daher, seine Gereiztheit verbergend, den Jackl verächtlich an und brummte: „Ich gib nix! Wann Du nix weiter weißt, als solche Dummheiten, die wir schon hundertmal g'sehen haben, so wär's g'scheidter, Du verlegst Dich auf was Anderes — 's ist nur die Frag', ob so ein Haderlump noch sonst zu was gut ist! Schau', daß' weiter kommst!"

Jackl verblieb in seiner demüthigen und zugleich possierlichen Haltung.

„Ah, wann's Euch nur um was Neues zu thun ist," antwortete er mit listiger Miene, „da weiß ich schon noch ein Stückl, was ich dahier noch kein' Menschen nit zeigt hab' und das g'wiß den gestrengen Herrn Sigl sein' Beifall haben wird. Soll ich's zeigen?"

„Wegen meiner," knurrte Sigl, „kann's eh' nit hindern. Aber wann Dein Stückl nit neu ist oder Du's wieder auf ein' Fopperei abg'sehen hast, dann geht Dir's schlecht, das merk' Dir!"

„Aus ist's!" lachte jetzt der Jackl. „Da muß ich mich freili anstrengen. Aber ich weiß schon was Rares — ich sag' ein Jeden in's Ohr, was

er denkt, und was ich sag', muß zutreffen oder ich will mein Lebtag' nimmer mehr in ein Wirthshaus gehen und so lang' ledig bleiben, wie unser Herr Ortsschneider, und daheim bleiben und so vernünftig werden, wie der Vater Sigl!"

Ein Theil der Bauern lachte, die Uebrigen riefen im Durcheinander: „Das Stückl! Das Stückl! Zeig', was Du kannst! Wenn Du's triffst, darfst nochmals absammeln geh'n!"

Der Jackl nahm jetzt eine zuversichtliche, ernste Miene an, holte das Kupfergeld aus seinem Hute hervor und ließ es in den Sack seines fettglänzenden Beinkleides gleiten.

Dann schritt er zur Mitte der Gaststube, blieb dort stehen und rief mit feierlicher Stimme: „Ich muß mich vorbereiten, aber 's ist gleich geschehen, nur muß ich bitten, daß Keiner ein Wort red't, bis ich die Geister beschworen hab', die mir beistehen sollen!"

„Aber wir werden doch nit zugeben," hub der alte Sigl verdrießlich an, „daß wir, wie die kleinen Kinder, uns von so ein' —"

„Still, still!" hieß es da und dort. „Wann uns der Jackl aufsitzen laßt, so wird er „aussig'-

feuert" (hinausgeworfen) und darf sich nimmer dahier blicken lassen! Sakra!"

„Ich halt', was ich versprochen hab'!" schrie Jackl und streckte beide Arme empor. „Paßt auf!"

Im Nu bildete sich ein ziemlich weiter Kreis um ihn, denn ein Theil der Gäste erhob sich von den Tischen und drängte sich neugierig herzu. Und wie auf einen Befehl herrschte plötzlich lautlose Ruhe in der qualmerfüllten Stube, als nun Jackl sein Haupt bedeckte und, das Antlitz ernst und verdüstert, mit der rechten Hand in der Luft herumfackelte, gleichsam dort geheimnißvolle Zeichen beschrieb.

Es kam dem schlauen Vagabunden sehr gelegen, daß gerade in demselben Augenblicke die alte Hänguhr des Gastzimmers die Mitternachtsstunde schlug, daß ferner, des Tabakqualmes wegen, die Kerzen das Gemach nur sehr spärlich erhellten, und dort somit jenes Halbdüster herrschte, welches naiven Gemüthern unter gewissen Umständen eine Art Scheu einzuflößen geeignet ist.

Sepp hatte sich beobachtend nicht weit vom Jackl aufgestellt. Bevor dieser seinen Hokuspokus begonnen, hatte er dem Sepp verstohlen einen

Blick zugeworfen, der unbedingt besagte: „Gieb Acht, wie ich jetzt Deinen Alten vertreiben werd'!"

Worauf es eigentlich abgesehen war, ahnte sonst Niemand, als Sepp. Die Aufgeklärten unter den Bauern, und sie bildeten denn doch die Mehrzahl in der Gaststube, erwarteten schmunzelnd den Ausgang des Possenspieles, die Anderen saßen oder standen mit offenem Munde und weit aufgerissenen Augen da und nahmen die Sache weit ernsthafter, und als nun der Rundsprung-Jackl mit hohler Stimme seine Kobold- und Waldgeisterbeschwörung begann, da stießen die Abergläubischesten einander heimlich an und wagten kaum, einander zuzuraunen, daß es denn doch lästerlich sei, den Teufel so an die Wand zu malen.

Und nun gar, als jetzt die angerufenen Buchlmanndln und Erdgeister, wenn auch nicht erschienen, doch von allen Ecken der Gaststube her in unheimlichen Tönen, bald kreischend, bald meckernd oder dämonisch hohnlachend ihre unsichtbare Anwesenheit verkündeten und sich zu dem Befehle Jackl's stellten — was dieser, Dank seiner Bauchrednergabe, so bewunderungswürdig gut bewerkstelligte, daß er auch nicht ein einziges Mal die Lippen bewegte, während das Höllengewinsel aus

allen Winkeln und sogar aus dem Kachelofen und Rauchfange auf ihn einzubringen schien — da mochten wohl die Einfältigsten unter der Zuschauerschaft insgeheim sich bekreuzigen und denken, so eine gottlose „Verwogenheit" könne nimmer einen guten Ausgang nehmen, und die Ernsthaftesten unter den braven Gebirgsleuten mochten sich wohl mißbilligend sagen, das sei doch kein schicksamer Schluß für den Frohnleichnamstag, und der Herr Pfarrer hätt's sicher nicht gelitten, wär' er nur dagewesen.

Aber nun war der Hokuspokus zu Ende und Jackl verließ seinen Platz.

Man wich zur Seite, als er mit feierlichem Ernst nach dem Honoratiorentische schritt.

„Herr Richter," sagte er, ohne eine Miene zu verziehen, „es kommt mir zu, daß ich, nach Stand und Gebühr, wie sich's geziemt, bei Euch den Anfang mach' — Ihr werdet mir also erlauben, daß ich Euch in's Ohr sag', was Ihr denkt!"

„Freilich," lachte der Angeredete abwehrend, „da hättest Du's leicht, was könnt' ich denn jetzt sonst denken, als daß Du ein ganz verflixter Hallodri bist, der lieber seine Faxen auf ein' andern Tag hätt versparen sollen. Aber da nun doch nix

d'ran zu ändern ist, so frag' wem Andern, der Lust hat — da hier gleich mein' Nachbarn, denn der Sigl hat sich ja was Neues bestellt!"

Der Genannte warf trotzig die Oberlippe auf und machte eine ungestüme Bewegung.

Dessenungeachtet trat der Rundsprung-Jackl mit unerschütterlichem Ernst an ihn heran.

„Nun denn," begann er von Neuem, „so sag' ich's Euch —"

„Bleib' mir vom Leibe," fuhr ihn der alte Sigl barsch an, „ich will nix wissen —!"

„Hoho, das geht nit so!" kreischte das Schneiderlein. „Der Richter hat Recht — Du hast Dir was Neu's bestellt — Du mußt ihn anhören!"

„Ja, thu's doch, Sigl! Ja, das mußt!" hieß es rings.

Dies war der geeignete Moment, in welchem Sigl seinen „Dickschädl" glänzend hätte bewähren können, indem er gegen den Wunsch Aller seinen Willen durchsetzte. Er war der Mann dazu, es zu thun, und er wollte es anfänglich, dann aber schoß es ihm durch den Sinn, welche schmähliche Niederlage und welche Verhöhnung er dem Jackl, der ihm zuwider war, bereiten könne, wenn er ihn anhören und — selbst wenn der alte Vagabund,

was unglaublich war, das Rechte treffen sollte — hinterher erklären würde, der Jackl habe weit vom Ziel geschossen. Diese Erwägung bestimmte ihn denn auch sofort, diesesmal seinem Starrsinne untreu zu werden.

Trotz und Grimm verschwanden aus seinen kleinen, blitzenden Augen, dem fleischigen Antlitze, und machten dem Ausdrucke der Schadenfreude Platz.

„Na, so sag's!" rief er und legte seine ausgerauchte Pfeife auf den Tisch.

Der Rundsprung-Jackl aber trat jetzt dicht an den Alten heran, beugte sich spöttisch, lauernd, vorsichtig zu ihm und flüsterte ihm einige Worte in's Ohr.

Kaum aber war dies geschehen, als Sigl zusammenfuhr, wie wenn ein Fieberfrost ihn schüttele; einen Augenblick entfärbte er sich, verzerrten sich seine vollen Züge, dann aber flammten sie in dunkler Zornesröthe auf.

Im nächsten Moment schlug er mit der geballten Faust so heftig auf den Tisch, daß alle Gläser klirrten, stieß einen Fluch hervor und fuhr ungestüm von seinem Sitze empor.

„Haderlump," schrie er wie außer sich, „ich bring' Dich um!"

Und bebend vor Wuth griff er nach dem Rund-sprung-Jackl.

Der schlaue und gewandte Landstreicher aber hatte den Leidenschaftsausbruch des alten Sigl vorausgesehen. Bevor ihn dieser noch packen konnte, war er in einigen Sprüngen aus dem Bereiche seines Gegners, hinter den Bauern, welche dem Tische zunächst standen.

Und nun er eine solche Deckung erlangt hatte, schrie er aus voller Kehle: „Aus ist's! Er hat verlangt, daß ich ihm sag', was er denkt. Ich kann nit davor, daß ihm d' Wahrheit nit gefallt, er hat kein Recht, über mich herzufahren! Laut soll er wiederholen, was ich ihm g'sagt hab', und kann er's nit, dann habt's den Beweis, daß ich's Rechte troffen hab', und mehr kann Keiner nit verlangen!"

Ein Tumult entstand. Sigl wollte dem Jackl nach, einige seiner Tischnachbarn sprangen auf, hielten den erbitterten Alten zurück und suchten ihn zu beschwichtigen.

Er wollte nichts davon wissen.

„Laßt's mich!" donnerte er. „Der Lump hat mich beleidigt — ich muß ihn dafür auszahl'n!"

„Was hat er Dir denn gesagt?“ riefen Einige, während Sigl sich von ihnen loszumachen trachtete.

„Laßt's mich aus!“ schrie dieser. „Ihr thut's Unrecht, wann Ihr mich aufhaltet!“

„Er soll wiederholen, was ich ihm g'sagt hab'!“ schrie Jackl von seiner gedeckten Position aus dagegen. „Laut soll er's sagen, daß es ein Jeder hört, und da mögt Ihr Alle miteinand' urtheilen, ob ich ihn hab' beleidigen wollen, oder ob ich die lautere Wahrheit g'sagt hab'!“

„Was der Jackl da redet, ist nit mehr als recht und billig!“ riefen einige der Bauern, die ihm als Brustwehr dienten. „So sag's, Sigl, red' doch!“

„Daß ich ein Narr wär'!“ wetterte der Alte und schüttelte kräftig ein paar Vermittler von sich ab. „Glaubt's, ich werd' mich selber dahier dem Gespött' preisgeben? Das wär' dem Lumpen wohl recht! Sakra, laßt's mich aus!“

„Hat er's denkt oder nit, darum handelt's sich hier alleinig!“ schrie Jackl unter heftigen Gesticulationen. „Hat er's sich denkt, dann kann mich der Sigl nit dafür verantwortlich machen. Fragt's ihn doch!“

„Ja, hat er's denn troffen?“ hieß es nun von allen Seiten.

„Ob er's troffen hat oder nit, Alles eins, halt's mich nit auf!“ schnob Sigl, dessen Leidenschaftlichkeit durch den Widerstand, den er fand, gesteigert ward.

Aber die lebendige Palissadenwand zwischen ihm und Jackl gestattete ihm nicht, den Letzteren zu erreichen. Die Bauern waren jetzt gespannt und wollten ihre Neugier befriedigt wissen.

„'s ist ja nur der Rundsprund-Jackl!“ meinte Einer. „So ein Hallodri kann unsereins ja nit beleidigen!“

„Ich hab' mir kein' unzeitigen G'spaß und kein' Beleidigung erlaubt,“ betheuerte Jackl, „ich hab' nur g'sagt, was nit nur er sich denkt, sondern auch 's ganze Dorf!“

„So sag's, Sigl!“

„Und ich thu's nit!“

„So soll's der Jackl sagen!“

„Dann bring' ich ihn um, ist's nit heut', so ist's morgen!“

Diese Erklärung Sigl's reizte Jene, welche sich Jackl's angenommen hatten, nun ebenfalls zur Starrköpfigkeit. Sie erklärten ihrerseits energisch,

daß sie keine Gewaltthat dulden würden, wenn Sigl keinen Grund dafür angeben wolle.

Und während so ein Wortgefecht hin und her ging, fand der Rundsprung-Jackl, der den Anlaß dazu gegeben hatte, hinreichend Zeit, sich unbemerkt aus dem Staube zu machen.

Er hatte längst die Gaststube und das Wirthshaus verlassen, sich in Sicherheit gebracht, als die Streitenden dessen erst gewahr wurden.

„Den kriegst nimmer, Sigl!" meckerte schadenfroh das Schneiderlein, das sich übrigens wohlweislich nicht in die Nähe des Alten gewagt, sondern, auf der Bank stehend, den Zuschauer gemacht hatte.

Die Männer, welche nicht nur durch ihr Rechtlichkeitsgefühl, sondern auch durch ihre Neugier zur Opposition gegen Sigl waren angereizt worden, gaben dieselbe jetzt lachend auf.

Der alte Sigl aber kam wieder zu sich. Er warf einen finsteren Blick nach der Thür, durch welche Jackl ihm entschlüpft war.

Dann wandte er sich, eine Verwünschung zwischen den Zähnen murmelnd, nach dem Fenster neben seinem früheren Platze.

Dort riß er ungestüm seinen Rock und seinen

Hut vom Nagel. Dann griff er nach der Pfeife, die auf dem Tische lag, und wollte sich trotzig, ohne Wort und Gruß entfernen.

Sepp hatte sich gleich beim Beginne des heftigen Auftrittes zu seinem Vater gedrängt, sich an die Seite desselben gestellt, um nöthigenfalls Thätlichkeiten zu verhindern. Jetzt suchte er ihn durch ein paar leise, begütigende Worte von dem Vorsatze abzubringen, das Wirthshaus und die alten Freunde und Nachbarn so ungestüm zu verlassen.

Wer aber den Sepp näher beobachtet hätte, der würde gewahrt haben, daß es ihm heute mit einer solchen Vermittlung kein so gar großer Ernst sei. Er kannte seinen Vater genugsam, um zu wissen, daß Zureden bei dem nichts fruchte, und eben wohl darum redete er ihm zu.

Und die Anderen thaten das auch, Diese in wahrhaft freundschaftlicher Absicht, Jene, weil sie hofften, der Wein werde den Sigl doch noch über den Vorfall mittheilsam machen.

Der Alte aber setzte jetzt seinen „Dickschädl" auf, dessen Eingebungen nicht schon zuvor gefolgt zu sein er nun voll Aerger lebhaft bereute. Alle Ermahnungen, die man an ihn richtete, nicht mehr „harb" zu sein, waren erfolglos.

„Heut' ist's nix mehr mit mir!" brummte er unwirrsch. „Und trinken thu' ich eh' nix mehr, wann ich ein' Zorn g'habt hab', da schad't mir der Wein. Und morgen muß ich zeitlich aufsteh'n. Komm', Sepp, gehen wir! B'füt Gott!"

Den Sonntagsrock über die Schulter geschlagen, den Hut fest auf das starrköpfige Haupt gedrückt, schritt der grollende Alte, wuchtig auftretend, durch die Gaststube und hinaus in's Freie.

Er war denn doch eine so angesehene und geachtete Person im Orte, daß Niemand es sich beikommen ließ, ihm eine spöttische Bemerkung oder auch nur ein Lachen nachzusenden. Und Niemand suchte ihn auch länger aufzuhalten, denn erstens kannte man den Eigensinn Sigl's genugsam, und zweitens hatte Sepp, der seinem Vater folgte, durch eine verstohlene Geberde zu versichern gegeben, man solle den Alten jetzt gehen und ihn seinen Zorn verschlafen lassen.

Während die im Gastzimmer Versammelten noch das Ereigniß besprachen, darüber hin und her riethen und debattirten, bald jedoch wieder zu der harmlos gemüthlichen Stimmung zurückkehrten, in der sie sich befanden, bevor noch der „verflixte" Rundsprung-Jackl den Conflict heraufbeschworen

hatte, schritt der alte Sigl schweigsam durch das mondbeglänzte Dorf seinem noch ein gut Stück Weges von der Schenke entfernten Hause zu.

Sepp ging an der Seite seines Vaters, eben so schweigsam, wenn auch nicht mit verdrießlicher, doch jedenfalls ernster Miene. Und dennoch mochte der Bursche im Stillen darüber frohlocken, daß ein Theil des zwischen Jackl und ihm verabredeten Planes so trefflich gelungen und der Vater so gut für das vorbereitet sei, was noch nachkommen sollte und zu seiner — Sepp's — Aufgabe gehörte.

Diese bestand darin, dem Alten eine von dem listigen Jackl wohlangelegte Komödie vorzuspielen und ihn dadurch gründlich zu täuschen. Wie Sepp — der freilich, bevor er vom Militärdienste auf unbestimmte Zeit beurlaubt worden, mit seinem Regimente in mehreren größeren Städten der Monarchie in Garnison gewesen war und daher nicht mehr ganz mit vollem Rechte ein urwüchsig unerfahrener Gebirgssohn genannt werden konnte — sich seiner Aufgabe entledigte, das werden wir sogleich sehen.

Der alte Sigl, finster vor sich hinbrütend, schien nicht geneigt, das Schweigen zu brechen.

Dem Sepp aber mußte daran gelegen sein, vor der Nachhausekunft mit Allem in Ordnung zu kommen.

Vater und Sohn hatten sich also kaum fünfzig Schritt vom Wirthshause entfernt, als Sepp das Wort nahm und ohne Umschweife gleich auf die Sache kam, die er in Anregung bringen wollte.

„Ich kann's dem Vater nit verdenken," sagte er ruhig und ernst, „daß der Vater den Haberlumpen für sein' Keckheit hat strafen wollen — denn was z'viel ist, ist z'viel — und ich hätt' mir den Jackl auch vergunnt, wär's nit wegen dem gewesen, daß man an so ein'm heiligen Tage kein' Rauferei anfangen soll, und ohne die wär's nit abgangen, weil der kecke Bursch' sein' Anhang gehabt hat — und ich weiß schon warum —!"

Sigl blickte seinen Sohn lauernd von der Seite an und brummte: „Was weißt?"

„Na, hat denn nit jeder Mensch, dem's gut geht, seine Neider? Und hat sie der Vater nit, der Franzl und ich? Und wenn da Einer kommt und was weiß, was Nachtheilig's, und darauf hindeutet, sein denn da nit alleweil die guten Nachbarn die Ersten, die mit einstimmen, wann's nur die heruntersetzt, auf die sie ein' Neid haben? Und

unsere guten Nachbarn, Vater, haben sich eh' denkt, auf was der Jackl hinzielt hat und was der Vater hätt' laut sagen sollen —"

„Sie haben sich's denkt?" fuhr der Alte barsch heraus. „Und Du wohl auch?"

„Ja, Vater!"

„Sakra! Und Du traust Dich, mir das in's Gesicht zu sagen?"

„Warum nit? Hab' schon mit dem Vater heut' oder morgen darüber reden wollen, wär's mit dem Rundsprung-Jackl nit so kommen!"

Sigl richtete die kleinen schwarzen Augen fester auf seinen Sohn. Die harte, strenge Miene des Alten ward womöglich drohender als zuvor. Der Jackl hatte ihm ja mit wenigen Worten zugeflüstert, wie er, der reiche Sigl, über die arme, mehr oder weniger verachtete Ruckenbauer-Vroni und ihr Verhältniß zu seinen Söhnen denke. Und nun war nichts natürlicher, als daß er von Sepp einen Herzenserguß erwartete, beschleunigt durch die Eifersucht auf den Bruder, und wohl gar eine Erklärung, die geeignet sein mußte, zu einem heftigen Auftritte zu führen.

In dieser Erwartung blieb Sigl plötzlich mitten auf der Straße stehen und starrte seinen Sohn

grimmig an, fest entschlossen, nicht nur sogleich den Sepp energisch abzufertigen, sondern auch hinterher den Franzl tüchtig in's Gebet zu nehmen, vor Allem aber seinen beiden Burschen entschieden zu erklären, daß sie jeden Gedanken an die Vroni aufgeben müßten, und thäten sie's nicht, so sei er schon der Mann dazu, seine Söhne von Haus und Hof zu jagen, „biegen oder brechen", das sei nun einmal sein Grundsatz.

Aber es kam ganz etwas Anderes heraus, als der heftig gereizte Alte erwartete.

Wie nun Sigl Halt machte, da blieb auch Sepp stehen und schaute den Grimmigen ruhig und furchtlos an.

Diesem aber entging es nicht, daß die vom klaren Mondlichte beleuchteten Züge des Sohnes den für gewöhnlich trotzigen Ausdruck gegen einen beinahe wehmüthig ernsten ausgetauscht hatten.

„Aha," dachte Sigl, „er will's dasig (sanft) anfangen — aber ich werd' ihm zeigen, daß er nix bei mir ausrichtet — nit im Guten und nit im Bösen!"

Und nun er sich so zum hartnäckigsten Widerstande gerüstet hatte, brummte er störrig: „Hast eh' mit mir reden wollen? Was denn?"

Sepp räusperte sich und sagte dann gelassen: „Vorerst muß ich dem Vater nur sagen, daß ich mich entschlossen hab', wieder beim Militär einzurucken.“

Sigl wich einen Schritt zurück und starrte den Sohn verblüfft an.

„Du willst wieder zum Militär gehen?“ stieß er nach kurzer Pause hervor.

„Ja, Vater! Und da der Hornauer-Loisl von St. Agata einberufen ist und übermorgen einrucken muß, so möcht' ich, wenn der Vater nix dagegen hat, mit ihm gehen.“

„Aber Sepp, Du bist ja nit einberufen, und wirst's auch wohl nit werden, oder es müßt —“

„Ich stell' mich freiwillig bei mein' Regiment, Vater, — nehmen werden's mich schon!“

„Bist denn närrisch geworden oder hast heut' zu viel g'trunken? Wie kannst so reden — 's kann ja doch nit Dein Ernst sein!“

„Aber ja, Vater — und ich red' auch nit im Rausch, das wird der Vater doch merken!“

„Bist doch gar so froh gewesen, wie's hast auf unbestimmten Urlaub gehen dürfen — wegen was möchtest denn wieder von hier fort?“

„Weil's mich nimmer dahier g'freut!“

„So, so — Dir ist die Arbeit z'viel!"

„Der Vater weiß schon, daß ich keiner Arbeit nit aus dem Weg geh' — und ich möcht' auch gar nit fort von daheim, aber ich glaub', daß es halt doch besser ist, wenn ich geh', zum wenigsten auf eine Weil' —"

„Das versteh' ich nit!"

„Sehn's Vater, die Leut' sagen, ich sei jach und rauflustig. Kann schon möglich sein, denn ich hab' mein' Stolz und laß mir nix gefallen, und da braucht man mich nur scheel anzuschau'n oder ein' Stichelred'n fallen zu lassen, gleich ist's aus und ich kenn' mich nimmer. Kann nix davor, das liegt im Blut und die Sigls sein einmal so, der Vater auch — und da ist mir's nit geben, daß ich mich anders machen könnt', wie ich bin. Da geh' ich denn lieber von Gosau weg, als daß ich mit allen Burschen im Dorf mich nacheinand' rauf', und dazu müßt' es kommen, wenn ich noch länger hier bleiben thät'!"

„So! Und wegen was denn?"

„Der Vater fragt und weiß es so gut wie ich! Ich möcht' meinen Kopf verwetten, daß der Jackl den Vater wegen dem Franzl und der Rucken-bauer-Vroni in Zorn bracht hat, denn ich hab's

wohl gesehen, wie der alte Hallodri heut' alleweil in Hallstadt und am Heimweg hinter dem Bruder d'reingeschlichen ist, sobald der Franzl und die Vroni miteinand' gered't haben und gangen sein. Und wie's der Jackl heut' dem Vater gemacht hat, so werden's bald die Burschen dahier auch mir machen, und glaubt der Vater, ich könnt' all' die spitzigen und spöttischen Reden, die man mir über den Franzl und auch den Vater zu hören geben würd', nur so geduldig einstecken? Ah, das wär' so ein Leben, wenn ich alle Tag' ein' Streit haben und raufen sollt', dafür möcht' ich mich bedanken — nein, da geh' ich lieber heut' als morgen wieder zum Militär!"

Sepp schaute seinen Vater mit gut gespielter Ehrlichkeit an.

Der alte Sigl aber, der sich indessen von seinem Erstaunen erholt hatte, runzelte neuerdings bedenklich die Stirn.

„So, so!" antwortete er rauh und nur mühsam seinen Grimm dämpfend. „Also nur über mich und den Franzl würdest was zu hören kriegen? Und von Dir wär' keine Red', was? Denkst, der Alte hat seine Augen nit offen gehabt und nit geseh'n, wie's auch mit Dir steht? Er hat sie aber

offen gehabt, und da weiß er leider nur zu gut, daß nit nur sein Franzl, sondern daß seine beiden Buben, von denen ein jeder Anspruch an ein reiches und ansehnliches Mädel machen könnt', sich so weit vergessen haben, ihrem Vater und sich die Schand' anzuthun, einer blutarmen Dirn' nachzulaufen, von der man nit einmal zum besten redet, weil's alle Tag d'roben in dem Waldmenschen seiner Hütt'n steckt. Und denkst, ich weiß nit, wegen was Du eigentlich fort und wieder zum Militär willst? Die Vroni ist gar g'scheidt, sie hat Deinem Bruder den Vorzug geben, weil der Franzl der Aeltere ist und 's Haus und die Wirthschaft kriegt, na, da fürchtest Du halt, daß die Burschen dahier mit Spottreden über Dich — über Dich alleinig, Sepp — herfallen werden, und dem willst ausweichen und wegen dem willst fort!"

Sepp warf trotzig das Haupt empor.

„Wenn der Vater das denkt," antwortete er fest, „so bleib' ich, denn Furcht kenn' ich nit und Ursach' hätt' Keiner, über mich zu spotten. Ich will's dem Vater nur sagen," — fuhr er weicher fort, indem er den Kopf schüttelte — „der Vater hat sich denn doch geirrt — ich hab' mir nie was

aus der Vroni gemacht, und von der Zeit an, wo sie zum Waldmenschen gangen ist, was kein ander' Dirndl im Ort hat thun wollen, ist mir's erst recht nit eingefallen, mit ihr anzubandeln, aber dann bin ich dem Franzl darauf kommen, daß er sie gern hat und mit ihr gehen möcht', und da hab' ich mir denkt: Die ist nix für den Franzl, und der Vater wird's nit zugeben, und ich will's dem Franzl zeigen, daß die Vroni leichtfertig ist! — Na, da hab' denn auch ich dem Dirndl aufpaßt und so than, als läg' mir d'ran, daß es mein werden müßt' — ich weiß, Vater, das war nit recht und nit ganz ehrlich, aber ich hab's gut meint mit dem Franzl, und daß ihm dann erst recht d'Lieb' einschießen würd', wie's leider geschehen ist, — auf das hab' ich freilich nit vorausdenkt!"

Des alten Sigl's Augen erweiterten sich, seine Züge hellten sich einigermaßen auf; er glaubte nicht, daß der Sepp fähig sei, ihn zu täuschen. Und das ganze Wesen des Burschen schien diese Annahme des Alten zu bestätigen.

Dennoch brummte dieser jetzt, noch immer störrig: „Und warum hast mir's nit längst hinterbracht, daß der Franzl d'rauf aus ist, ernstlich ein' Dummheit zu machen? Warum hast gewartet,

bis mir selber die Augen aufgangen sein und die Leut' im Ort davon reden, und Du mitsammt dem Franzl den Spott davon hast und so ein Lump, wie der Jackl, mich aushöhnen kann? Dein' Schuldigkeit wär's doch gewesen —"

„Der Vater denkt doch wohl zu rechtlich," fiel ihm Sepp entschlossen und ruhig in's Wort, „als daß er ein' Angeber zum Sohn haben möcht'!"

Sigl's Augen ruhten noch immer forschend und durchdringend auf Sepp. Des Burschen Aussagen waren glaubwürdig, der Alte fand keinen Grund, daran zu zweifeln; die sichere, stolze Antwort Sepp's gefiel ihm, er athmete hoch auf, er fühlte sich wenigstens über einen seiner Söhne beruhigt. Dessenungeachtet ging seine Miene nicht zum vollen Ausdrucke des Wohlwollens über.

„Recht hast," sagte er noch in hartem Ton, „Angeber kann ich nit leiden. Aber in der andern Sach' hast gefehlt, hast den Franzl erst recht starrköpfig gemacht und auf die Dirn' versessen!"

„Und wegen dem, Vater, möcht' ich fort!" bemerkte Sepp beinahe kleinlaut, indem er jetzt den Kopf hängen ließ. „'s ist mir nur, daß der Franzl und die Leut' nit denken —"

„Sakra!" fuhr der Alte auf. „Fort darfst mir

nit, Bua! Ich brauch' Dich nothwendig, grad' jetzt, wo's im Hochwald alle Händ' voll zu thun giebt! Auf wen, als Dich, soll ich mich denn sonst verlassen, daß die Holzknecht' überall ihr' Schuldigkeit thun? Kann Dir nit helfen, Sepp, darfst mir nit fort, und — was Du Dir einbrockt hast, mußt ausessen!"

„Wenn's der Vater nit anders wollen, so bleib' ich — in Gottes Namen!" versetzte Sepp demüthig und niedergeschlagen. Dann fügte er rasch hinzu: „Aber laß mich der Vater nur d'roben im Wald, denn ich möcht' den Burschen dahier aus dem Weg' sein und — dem Franzl —"

„Sorg' Dich nit, Sepp!" unterbrach ihn der Alte zuversichtlich. „Ich werd' der G'schicht mit der Ruckenbauer-Vroni bald ein End' machen, und auf d'Wochen wird kein Mensch mehr davon reden! Der Franzl wird natürlich längst daheim sein —"

„Er ist mit dem Ruckenbauer und der Vroni bis an ihre Hütten gangen, denk' ich —"

„Und in's Wirthshaus hat er sich dann nimmer traut!" knirschte Sigl mit finsterer Miene und die Fäuste ballend. „Ich treff' ihn aber sicher daheim und werd's gleich mit ihm ausmachen!"

Und jäh auffahrend, wollte der Alte in wildem Ungestüm weiter schreiten.

Sepp hielt ihn zurück.

„Was will der Vater thun?“ fragte er im Tone der Besorgniß.

„Was ich will?“ schnob Sigl. „Den Burschen zur Vernunft bringen! Und das muß noch heut', muß gleich geschehen!“

„Aber der Vater ist jach — und der Franzl auch — das kann nit gut thun —!“

„Alles eins — biegen oder brechen — ich will schon mit ihm fertig werden!“

„Und was hat der Vater davon, wenn der Franzl nit nachgiebt — ?“

„Sakra!“

„Der Vater kann ihn doch nit mit Schimpf und Schand' von Haus und Hof fortjagen?“

„Warum nit? Wenn er nit gehorcht? Noch bin ich der Herr — noch sitz' ich nit im Ausgedingstübl!“

„Und wenn ihn der Vater fortjagen thät', auf wen würd' die Schand' zurückfallen?“

„Doch auf mich nit — willst das sagen, Bua?“ brauste der Alte auf.

„Das will ich nit sagen, Vater, — aber auf mich!“ entgegnete Sepp gelassen und entschieden.

„Bist ein Narr!“

„Wenn der Vater sich vom Franzl lossagen thät' — der Franzl hat sein eigen' Kopf, hat sein' Stolz, so gut wie der Vater und ich — er würd' gehen und nimmer wiederkommen!“

„So soll er geh'n!“

„Und wie würd's da heißen? Der Sepp hat den Vater gegen den Bruder aufg'hetzt, daß er's Anwesen ganz alleinig kriegt! Das kann ich mir nit nachreden lassen, Vater — und wenn der Franzl aus dem Haus' müßt, da —“

„Da würdest Alles liegen und steh'n lassen und davonlaufen, gelt?“ rief Sigl ingrimmig und höhnisch. „Würdest zum Franzl halten, was? Freilich, was wissen denn die Kinder jetzunder noch von Dankbarkeit und Gehorsam! Wegen meiner — geh', wann's glaubst, daß Du's mußt!“

„Werd' der Vater doch nur nit gleich so zornig!“ versetzte Sepp begütigend. „Ich bin ja gern dem Vater in Allem gehorsam, nur mein' Ehr' und mein' guten Namen darf's nit kosten. Und zeig' ich mich denn undankbar, wenn ich ein'

Uebereilung verhüten möcht', die auch dem Vater sein' guten Namen kosten könnt'?"

„Sepp —!"

„Mit dem Franzl ist nur was im Guten aus-z'richten, und da ist er der bravste Bursch' auf der Welt. Ich mein', die ganze Geschicht' mit der Vroni könnt' ohn' Streit und Aufsehen bei-gelegt werden, wenn der Vater, wie bislang, so thun würd', als wenn er von nix wüßt', aber ganz in der Still' dafür sorgen thät', daß die Vroni auf ein' Weil', wegen meiner über'n gan-zen Sommer oder länger noch — von Gosau fortkommen thät', so daß der Franzl kein' Ge-legenheit hätt', sie zu seh'n. Ich denk' mir, wann er's Dirndl nimmer sieht, und wir's unter der Zeit g'scheidt anstellen, ihn, ohn' daß er's merkt, auf andere Gedanken zu bringen, und auf des Vaters Anstiften ein' Andere sich's wollt' ange-legen sein lassen, den Franzl herumzukrieg'n — der Vater wird gegen den reichen Birkner sein' Sepherl, das schon lang' ein Aug' auf den Franzl hat, eh' nix einzuwenden haben — so müßt's curios zugehen, wann er wegen dem doch noch sich die Vroni einbilden thät'!"

Sigl riß die Augen auf. Der Vorschlag leuch-

tete ihm ein. Der zornige Ausdruck schwand aus seiner Miene, sie ward nachdenklich.

„Ja, ja!" murmelte er nach kurzer Pause. „Aber wie ließ' sich's denn mit dem Ruckenbauer seiner Dirn' anstellen? Und wo sollt' sie denn hin?"

„Alles eins, wenn sie nur nit im Ort ist, wo sie der Franzl alle Tag' seh'n und mit ihr reden kann — in Gmunden oder Linz, oder gar in Wien müßt' sich doch leicht ein Dienst für sie finden."

„Aber sie wird nit so weit von da fort wollen — der Ruckenbauer ist kränklich —"

„Na, da wird's sich doch wohl zum wenigsten thun lassen, daß sie wo als Almdirn' geht, sie hat's ja vor zwei Jahren than und kennt sich aus. Schau' der Vater, daß sie auf die Zwieselalp' geht, — da ist's weit genug, daß der Franzl sie nit so leicht heimsuchen kann, weil's doch hier alleweil in der Wirthschaft Was zu thun giebt —"

„Aber da ist ja schon die Resi —"

„Ist denn die Resi nit beim Vater im Dienst? Na, da wird der Vater doch wohl ein' Ausred' finden, warum er die Resi nit d'roben lassen kann. Und weil wir d'roben die meisten Küh' haben, so werden's die Nachbarn auch zufrieden sein, wenn

der Vater die Resi herunternimmt und statt ihrer die Vroni hinaufschickt. Ich, wenn ich der Vater wär', würd' gleich morgen mit dem Ruckenbauer reden, und mit der Dirn' auch, und würd's ihnen alle zwei unter d' Nas'n geben, daß sie sich kein' Hoffnung auf den Franzl machen dürfen, und daß die Leut' auf die Vroni besser zu reden sein würden, wenn sie auf die Alm geht, und nit mehr zum Waldmenschen. Und damit der Ruckenbauer nix einbüßt, weil ihm doch der Waldmensch, wie die Leut' im Dorf sagen, ein' Unterstützung zukommen laßt — so kann's der Vater ja inskünftig' statt seiner thun — der Vater ist doch der Mann dazu, sich nit vom Waldmenschen überbieten z'lassen!"

„Und wann ich's Doppelte von dem zahlen müßt', was jetzt der Ruckenbauer kriegt — ich setz' es durch!" rief der alte Sigl, während er sich in die Brust warf und seine kleinen schwarzen Augen hochmüthig blitzten.

„Recht so, Vater!" bekräftigte Sepp, der schlauer Weise im günstigsten Moment an den „Dickschädl" seines Vaters appellirt hatte. „Mit Geld läßt sich Alles richten. Was meint also der Vater?"

„Ich mein', Dein Rath ist nit schlecht — und so soll's sein!"

„Und der Vater giebt mir sein Wort und laßt dem Franzl nix merken und —"

„'s ist genug, daß ich g'sagt hab', so soll's sein! Du aber, Bua, komm' mir nimmer damit, daß fort möchtest!"

„Ich denk' nit mehr d'ran, Vater!"

Die gegenseitige Verständigung war erzielt. Sepp schüttelte dem Alten die Hand.

Vater und Sohn schritten weiter, Beide augenscheinlich erleichterten Gemüthes. Aber sie sprachen, nach Bauernart, kein Wort mehr über die Sache, die abgethan war.

Sie hatten auch nicht weit mehr bis zum Gehöfte.

Dort brannte noch ein Licht in der Wohnstube.

Als Sigl diese mit dem Sohne erreichte, da mußte er seine ganze Kraft zusammennehmen, um an sich zu halten, gleichgültig erscheinen zu können, falls er im Zimmer noch auf den „Aeltesten" stoßen sollte.

Doch es saß dort nur noch die alte Cili, welche

seit vielen Jahren dem Hauswesen vorstand, die alte runzelige, aber noch rüstige Base Sigl's.

Sie hatte sich halblaut aus dem vergriffenen Gebetbüchlein vorgelesen; ihr verschrumpftes Kinn wackelte noch, als sie nun das Büchlein zuklappte, die Hornbrille zur Stirn hinauf schob und aufstand.

Unbefragt und etwas mürrisch meinte sie, der Franzl sei schon längst schlafen gegangen, und es sei doch nun wohl auch für alle ehrbaren Leut' endlich einmal Zeit, „dasselbige" zu thun.

Sigl nickte nur vor sich hin, Sepp zog sich nach seiner Kammer zurück, die nicht neben derjenigen Franzl's lag.

Er war dem Vater nur in's Wohnzimmer gefolgt, sich zu vergewissern, ob der Bruder schon daheim sei.

Und während er sich nun in seiner Kammer entkleidete, da dachte er über den Erfolg nach, den er mit Hülfe Jackl's errungen hatte.

Zufrieden schmunzelnd warf er sich auf das Lager hin und murmelte: „Der Vater ist verläßlich, der thut, was er g'sagt hat, und da geht All's sein' richtigen Gang. Die Vroni kommt vom Waldmenschen und dem Franzl weg, ich aber

hab' von unserem Wald aus nach der Zwieselalp' nit gar so weit — und da will ich mein' Sach' schon mit dem Vronerl richten. Meiner Seel', der Rundsprung-Jackl ist ein rechter Hallodri, aber ich hab's auch nit schlecht anpackt!"

Fünftes Kapitel.

Vroni.

Des alten Ruckenbauer's Hütte stand am oberen Ausgange des Dorfes; sie war eine der letzten, vereinzelten Wohnstätten der Ortschaft.

Das Holzhäuschen mit seinen graubraunen, verwitterten Wänden war armselig und sah ziemlich verfallen aus; ein paar halbblinde kleine Fenster, da und dort mit Papier und Pappendeckel ausgebessert, schlotterten in ihren rostigen Angeln; das stellenweise vom grünlichgrau schillernden Moose überwachsene rissige Dach drohte mit Einsturz, und bot keinen genügenden Schutz mehr gegen heftige Gewitterregen, von denen das Thal oftmals heim-

gesucht wird; zwei dumpfe, schmale und niedrige Kämmerchen, kaum mit dem Nothdürftigsten ausgestattet, und der winzige Vorflur, der zugleich als Kochstelle diente, bildeten die Gelasse des Häuschens, das so demüthig und unbeachtet etwas abseits von der Fahrstraße und den wohnlicheren letzten Ansiedlungen des Dorfes stand, wie ein verschämter Armer, der sich nicht herantraut.

Neben der Hütte lag ein Gärtchen, aber das war kaum ein Dutzend Schritte lang und breit, und hatte nebst Gemüsepflanzen und einigen Johannisbeer- (Ribisl) Stauden nur wenige Blumen aufzuweisen. Kein schattenspendender Baum erhob sich an dem Häuschen, darum hatte wohl ein ehemaliger Besitzer desselben in dem nach Süden zu gelegenen Gärtchen an der Seitenwand der Hütte einen offenen Bretterverschlag zurechtgezimmert, mit vorspringendem Dache zum Schutze gegen die versengenden Strahlen der Nachmittagssonne. Auch dieser Verschlag, der im Gärtchen eine Art Laube vorstellen sollte, war morsch und schadhaft, einige Latten daran fehlten, die übrigen hingen nur noch kümmerlich zusammen, doch hatten der alte Ruckenbauer und sein Töchterchen bunte Bohnen sorgfältig daran emporgezogen, so daß die dürftige

Holzlaube, in der eine roh zusammengefügte kleine Bank stand, von frischgrünem Blätterschmucke überwuchert war, aus dem bereits da und dort die rothen und lilafarbenen glockenartigen Blüthen der Ranken hervorschimmerten.

Der Ruckenbauer war von Gosau gebürtig, aber viele Jahre im Hallstädter Salz-Sudwerke beschäftigt gewesen und hatte während jener Zeit auch in Hallstadt gewohnt, und sich dort verheirathet. Er war nie über einen ziemlich kümmerlichen Verdienst hinausgekommen. Sein Weib hatte fleißig miterworben, im Frühjahre „Schneekaterln“-(Nießwurz) Blüthen gesammelt, mit denen man im Gebirge die Gicht vertreibt, auch sonst für steierische Händler, die sich dann und wann einzustellen pflegen, allerlei nützliche Wurzeln ausgegraben, gewöhnlich aber in ihrer Butte vom Berge die Salzsteine nach dem Sudhause getragen, ein mühseliges und wenig lohnendes Geschäft.

So kärglich auch das Einkommen der beiden braven Menschen gewesen war, hatten sie doch nicht nur damit hauszuhalten gewußt, sondern sich sogar auch im Laufe der Zeit eine kleine Summe erspart. Da war ungefähr vor sechs Jahren die Mutter Vroni's gestorben und somit das Ein-

kommen Ruckenbauer's geschmälert worden. Vroni war damals noch zu jung, um in Bezug auf den Broterwerb an die Stelle der Mutter treten zu können, des Kindes Vater aber nahm sich den Tod seines Weibes so zu Herzen, daß er nicht mehr wie sonst unermüdlich schaffen konnte. Zu dem Schmerze gesellte sich das Alter, die Kräfte des Mannes ließen nach, noch einige Jahre mühte er sich, dann war er für den Dienst untauglich. Er ward entlassen und ihm von jener Zeit ab die geringfügige Pension ausgezahlt, auf die er Anspruch machen durfte. Er hatte sich längst nach seinem Heimathsdorfe zurückgesehnt, und da er sein winziges Gnadengeld nicht in Hallstadt aufzuzehren brauchte, so übersiedelte er denn etwa vor vier Jahren mit dem Töchterchen nach Gosau und kaufte dort von seinen Ersparnissen die baufällige Hütte. Er verstand es, allerlei zierliche Sächelchen aus Holz zu schnitzeln, und setzte sie an Händler ab, die in Ischl das Zwanzigfache damit verdienten, oder an Herrschaften, die sich die Gosau-Seen anschauten und gern ein „Andenken" an das freundliche Thal mitnahmen. So fristete er anfänglich sein und des Mädchens Dasein. Aber als dann Augen und Hände ihm den Dienst

zu versagen begannen, da ward die inzwischen zu einem „bildsauberen Dirndl" herangewachsene Vroni ihm zu einer kräftigen Stütze. Sie arbeitete im Taglohn auf den Feldern und im Stalle, oder sie zog mit dem Vieh auf die Alm, spann fleißig im Winter und verrichtete sonstige Arbeiten gegen geringe Entlohnung. Und wie vor Jahresfrist der Waldmensch — der ein Jahr nach den Ruckenbauers sich in der Nähe des Dorfes angesiedelt und durch volle zwei Jahre mit Niemandem verkehrt und Alles, was er für seine Existenz brauchte, sich selbst, der Himmel weiß von woher, besorgt hatte — zufällig mit der Vroni zusammengetroffen und das Ergebniß dieser Begegnung die Vereinbarung gewesen war, daß das Mädchen sich verpflichtete, gegen ein bestimmtes Entgelt die unfern vom oberen Ende des Dorfes vereinsamt auf einer niederen Felsterrasse hinter Fichtenwaldung versteckt liegende Hütte des räthselhaften Einsiedlers in Ordnung zu halten, ihn selbst zu verköstigen und ihm das Essen täglich hinaufzutragen, hatte die Vroni seitdem nicht mehr nöthig gehabt, sich als Taglöhnerin oder Sennerin zu verdingen, war sie bei dem Vater geblieben, ihre Thätigkeit auf ihre gegen den Waldmenschen übernommenen Verpflich-

tungen und ihre Sorgfalt um den Vater be-schränkend.

Etwa in der sechsten Morgenstunde des nach dem Frohnleichnamsfeste folgenden Tages befand sich der alte Ruckenbauer allein in seinem Gärtchen.

Die Vroni war, wie immer, zeitig fortgegangen nach der Hütte des Waldmenschen, dort zusammenzuräumen und dem „Herrn Robert", der sehr früh aufzustehen pflegte, das Frühstück zu bereiten.

Der Alte und die Tochter nahmen immer erst ihren bescheidenen Morgenimbiß, wenn Vroni vom Waldmenschen zurückgekehrt war.

Sie hatte nicht weit bis zu ihm, nur etwa eine Viertelstunde Weges, über einen Wiesengrund, der sich bis zum Waldeshange ausdehnte, und dann noch eine Strecke bergan auf schmalem und felsigem, sich emporwindendem Pfade, von den stattlichen Föhren beschattet, die den Berghang hinauf dicht beisammen standen.

Sie konnte längst wieder zurück sein, sie blieb selten so lange aus, wie heute.

Das mochte der alte Ruckenbauer denken, denn er blickte wiederholt und beinahe ungeduldig über die Wiese und nach dem Waldhange hin, während

er sich im Gärtchen an der Laube eine Beschäftigung machte, mit den zitternden Händen, die keine eigentliche Arbeit mehr verrichten konnten, den gelockerten Bast, der die blühenden Bohnenranken hielt, fester band.

Der alte hagere Mann sah recht kummervoll aus, und doch ging es ihm, im Ganzen genommen, bei Weitem besser als damals, da er noch im Sudhause zu Hallstadt arbeiten mußte. War doch die Zeit der Nahrungssorgen, der harten, aufreibenden Thätigkeit vorüber, hatte doch die Vroni ihr Brot, ohne daß sie darum sich übermenschlich hätte plagen müssen, und waren er und sein Kind doch auf einer Scholle Landes ansässig, die ihr eigen und unverschuldet war.

So morsch die Hütte Ruckenbauer's auch sein mochte, hielt sie doch wohl noch so lange zusammen, daß er ruhig und friedlich seine Tage darin beschließen konnte, und wohl auch noch länger. Und die Vroni hatte ja arbeiten gelernt, war brav und fleißig, um ihretwillen brauchte er sich ja nicht zu ängstigen.

Aber grade die Vroni war es, die ihm Sorgen und Leid verursachte, ohne daß sie eine Ahnung

davon hatte oder wenigstens sich dessen klar bewußt ward.

Das Mädchen war seit einiger Zeit so blaß und still, so traurig und in sich gekehrt. Und das lastete schwer auf dem Gemüthe des Alten, zehrte an seinem Herzen.

Nicht krank sein und doch nicht fröhlich — das reimte sich bei der jungen Dirne nicht zusammen, oder hatte einen absonderlichen Grund, der geeignet sein mußte, Besorgniß zu erregen.

Vroni war freilich niemals so recht ausgelassen heiter gewesen; sie hatte schon als Kind selten gelacht oder gesungen, aber so ernst und verschlossen, so gewissermaßen scheu, wie sie sich seit wenigen Monaten benahm, hatte sie sich denn doch früher nicht gezeigt.

Und da waren noch andere Dinge, die in Beziehung zur Vroni standen und den Alten tief bekümmerten — doch davon später.

Ruckenbauer war noch nicht mit seiner Beschäftigung zu Ende, als er endlich die Tochter fernab aus dem Düster des Nadelholzes auftauchen und quer über das Feld daherschreiten sah.

Während er noch einen herabhängenden frischen

Trieb der Ranken festband, blickte er von Zeit zu Zeit über die Achseln nach der Dirne.

Sie ging rascher als gewöhnlich; das fiel dem Alten auf und beunruhigte ihn.

Und wie sie nun näher kam und seine geschwächten Augen ihre Züge unterscheiden konnten, da war er sicher, daß die Vroni sich in einer ganz besonderen Erregung befinde.

Das liebliche und sanfte Antlitz des Mädchens drückte unverkennbar eine lebhafte Unruhe aus, und der Blick verkündete Besorgniß und Schmerz.

Der Alte erschrak, verließ hastig seinen Platz und trat an den Zaun des Gärtchens.

„Was ist denn geschehen? Wie schaust denn aus?!" rief er, indem er die Tochter zu sich winkte.

Vroni kam außen an den Zaun. Sie keuchte, legte eine Hand an den wogenden Busen, antwortete aber nicht gleich.

„Der Herr Robert hat gewiß mit Dir greint (gezankt), hast ihm gewiß gesagt, was sich gestern auf d' Nacht mit Dir und dem Sigl-Franzl zutragen hat?" forschte der alte Mann.

Vroni schüttelte das Haupt.

„Ja, wann's das nit ist, was denn sonst?" fuhr Ruckenbauer fort. „Dem Herrn Robert ist

doch nit epper gar was g'scheh'n? Liegt er krank darnieder? Wär' kein Wunder nit — hat er doch gestern —"

„Er ist gar nit heim kommen!" fiel ihm Vroni mit zitternder Stimme in's Wort.

„Nit heimkommen?"

„Es kann nit anders sein, denn sein' Lagerstatt ist, wie ich's gestern aufgebett't hab' —"

„Und Du meinst, er ist von Hallstadt nimmer —"

„Unter Tag's muß er auf ein' Augenblick daheim gewesen sein, denn sein Stutzen fehlt, und den kann ihm Keiner aus der Hütt'n gestohlen haben, denn ich hab' sie versperrt gefunden, wie gewöhnlich, wenn er nit daheim ist, und der Schlüssel ist auch am alten Platz versteckt gelegen, und sonst fehlt nix als der Stutzen, und Alles ist in der selbigten Ordnung, wie ich's gestern in der Früh gerichtet hab', und eingebrochen hat Keiner — das giebt's ja nit dahier. Er war also zu Haus' und ist wieder fort, und — ich will's beschwören — daß er die Nacht nit daheim zubracht hat — und wann's noch das wär' — früher ist's freilich öfter geschehen, aber nun schon lang' nit mehr — und da fürcht' ich — mein Gott —"

„Daß er sich ein Leid's anthan hat?" stieß Ruckenbauer betroffen hervor. „Ja, ja, die Leut' in Hallstadt haben gesagt, daß er wie verwildert und unsinnig davongerennt ist, als er erfahren hat, wer die vornehme Dam' ist, die er aus dem Wasser gezogen hat. Geschrieen soll er haben, daß er ein' Jeden umbringen würd', der sich getrauen thät', ihn aufzuhalten. Mein Gott, Vronerl, wenn's bei dem armen Menschen denn doch rappeln sollt' —!"

„Red' der Vater nit so!" antwortete das Mädchen hastig und vorwurfsvoll. „Der Herr Robert ist klarer bei Verstand, als wir und sonst wer im Dorf — aber er ist unglücklich. Er hat ganz gewiß, bevor er dahier in die Wildniß gezogen ist, unter vornehme Leut' gelebt, ist einer von ihnen gewesen, und wer weiß, woran ihn da der Nam' erinnert hat —?! Und der Vater kann's mir glauben — der Herr Robert ist nit der Mann, sich's Leben zu nehmen, wegen was immer!"

Die Miene des Alten drückte jetzt ein Gemisch von Mißtrauen und Verlegenheit aus.

„Mußt mir nit harb werden," hub er nach kurzer Pause zögernd an, „wann ich Dir mein' Meinung sagen möcht' —"

„So sag's der Vater grad' heraus!"

„Seit gestern ist mir der Waldmensch —"

„Warum sagt der Vater nit Robert? Der Vater hat's alleweil than, warum denn jetzt nit? Ich denk', wir sind ihm Dankbarkeit schuldig, und da ist's schicksamer, daß er für uns der Robert bleibt, mögen die Andern ihn heißen und verketzern wie's wollen!"

„Ja, ja — alsdenn (also) — der Robert ist mir seit gestern verdächtig worden —!"

„Wegen was?"

„Hat er nöthig gehabt, vor die vornehmen Leut' davonzulaufen, kaum daß er ein' so edle That vollbracht hat, die Dank und Belohnung verdient?"

„Der Robert ist zu stolz, auf Lohn zu warten — und er hat's nit nöthig, das weiß doch der Vater!"

„Versteh' mich recht, Vronerl, — ich mein's nit so — er ist erschrocken davongerennt, als hätt' er Entdeckung zu fürchten. Er hat nit wollen erkannt sein — so schaut's aus — und wenn's nit bei ihm rappelt, so — so steckt ein Geheimniß dahinter, oder wohl gar —"

„Was denn Vater?"

„Ein Verbrechen, von dem er fürchtet, daß es durch die vornehmen Leut' aufkommen möcht'! Und nun hat er sich aus der Gegend geflüchtet!"

Ueber Vroni's blasse Wangen huschte eine flüchtige Röthe hin, ihre Hände, die auf dem Zaune ruhten, zuckten krampfhaft, ihre Lippen bebten, ihr Blick haftete fest und mißbilligend auf den Zügen des alten Mannes, ihr ganzes Wesen deutete an, daß in ihrem Herzen kindliche Ehrerbietung und Entrüstung mit einander im Widerstreit seien.

„Was wissen wir denn von der Vergangenheit des Herrn Robert?" stotterte Ruckenbauer, gleichsam seine Aeußerung entschuldigend.

„Das ist nit recht, Vater, so von ihm zu reden, ja nur zu denken, und das hat der Robert nit um uns verdient!" antwortete das Mädchen ernst, mit einem Anflug von Trauer, doch auch fest und entschieden. „Er ist unser Wohlthäter und hat uns nie ein' Anlaß geben, von ihm Schlechtes zu glauben. Und wenn ich auch nix von der Vergangenheit Robert's weiß, so kenn' ich ihn selbst doch, wie ich den Vater, wie ich mich kenn', sein ehrliches, rechtschaffenes Herz und sein starkes Gemüth, und sein' stolzen, furchtlosen Sinn — und

ein solcher Mensch, der kein Unrecht leidet und kein Unrecht thut, kann nie und nimmer ein Verbrechen begangen haben!"

Der Alte stand einen Moment wie von Gewissensbissen gefoltert da. Es war, als sei er unschlüssig, ob er sagen solle, was seine Brust schwer drückte. Sein hageres Antlitz verrieth diesen Seelenkampf nur zu deutlich.

Und er sagte es doch, denn er murmelte nun mit unsicherer Stimme: „Ich hab's verschuldet, ich hätt' Dich nit sollen zu ihm geh'n lassen. Er hat Dir's anthan, und verfluchen könnt' ich ihn und mich dazu, wenn er's Vertrauen mißbraucht haben sollt', daß ich in ihn gesetzt hab'!"

„Vater!" ließ sich Vroni erregt vernehmen. Dann setzte sie bewegt und eindringlich hinzu: „Ich schwör's, daß er, so lang' ich ihn kenn', weder mit Blick noch Wort, noch auf sonst ein' Art meiner Ehr' zu nah' treten ist. Er denkt viel zu stolz und ist viel zu edel, als daß er's jemals darauf abgesehen hätt' oder es darauf absehen könnt', ein armes niedrig's Mädel unglücklich zu machen!"

„Und doch — Vroni, gesteh's," rief der Greis zuversichtlicher, „hast Du nur wegen ihm den

Franzl sein' ehrlichen Antrag zurückgewiesen — gesteh's nur, Du hast den Robert gern!"

Eine dunkle Röthe stieg rasch in Vroni's Wangen auf, sie senkte das Haupt.

Aber als Vroni dann wieder aufschaute, da war sie blasser als zuvor. In ihrem glänzenden Blicke jedoch lag etwas von jener fanatischen Standhaftigkeit, jener religiösen Schwärmerei, die man vorzugsweise noch bei dem katholischen Volke der Berge findet.

„Ich hab' Herrn Robert gern," versetzte sie ruhig und sicher, „aber nit, wie man ein' Menschen gern hat. Ich verehr' ihn wie ein' Heiligen, für mich alleinig im Herzen, und wenn der Vater das für sündhaft halt't, ich kann nix davor, ich kann halt nit anders, und unser Hergott d'roben verübelt's mir nit, das weiß ich, denn er kennt ja mein' Gedanken, und daß ich nur an den Herrn Robert denk', wie wenn ich zu der Mutter Gottes bet'!"

„Mein Vronerl!" flüsterte der Greis tief ergriffen, hob die zitternden Hände und legte sie auf die Schultern seines Kindes, dessen muthige und ehrenhafte Entsagung sein schlichtes Gemüth erst jetzt ihrem vollen Umfange nach faßte.

„Und den Franzl hab' ich abgewiesen," fuhr das Mädchen fort, „weil ich ihn als sein Weib nit gern haben könnt', wie er's verdient, und weil ich mein' Seel' nit um Geld und Gut verkauf'! Ich will ihn nit, und Keinen nit, ich will ledig bleiben, für mein ganzes Leben lang! Und nun reden wir nit weiter davon, 's macht dem Vater nur's Herz schwer. Ich richt' dem Vater die Supp'n und dann schau' ich wieder hinauf, ob der Herr Robert noch nit daheim ist."

Ruckenbauer entfernte die Hände von den Schultern seiner Tochter und sah diese wehmüthig an.

„Und warum bist so lang' d'roben blieben?" fragte er, um doch etwas zu sagen.

„Mein Gott," erwiderte Vroni, „ich hab' gewartet und gewartet und mir denkt, er wird doch vielleicht noch kommen!"

„Und was denkst jetzt?"

„Ich fürcht', der Robert ist bei der Nacht zu den Alpen hinaufgestiegen, hat einen Fehltritt than und ist verunglückt. Wie leicht kann's gescheh'n sein, er hat nit einmal das Griesbeil (Bergstock) und die Steigeisen mitgenommen — ich hab's in seiner Hütt'n gefunden! Und wenn

ich mir denk', daß er vielleicht wo unter einer Felswand auf dem Bschütt oder in einer Schlucht verwundet liegt, und sich selber nit helfen kann, und kein' Beistand hat, und elend sterben müßt', wenn —"

„Jesus Maria!"

„Ich muß wieder hinauf, Vater, und mich umschau'n, aber was wird's nutzen? Ist er zur Hochmoos-Kuppen, oder hinüber zum Sulzkogl, oder zum Haideck-Horn, oder gar bis zu den Donnerkogln, wer kann's wissen?! Wenn er heut' nit heimkommt, so lauf' ich zum Richter, daß er alle Burschen aus'm Dorf —"

„Ach, Vronerl," unterbrach sie der Alte traurig, „was würdest denn ausrichten? Ja, wär' der Robert der gnädige Herr Amtmann, oder gehöreten wir zu den Sigls, oder —"

„Da geht er!" fiel plötzlich Vroni ein und blickte scharf zur Seite, nach der nahen Fahrstraße.

„Wer?" forschte Ruckenbauer lebhaft, das graue Haupt nach der Richtung wendend, in der die Tochter schaute.

„Sieht's denn der Vater nit? Der alte Sigl!"

„Richtig! Wo mag er denn hin wollen? Er hat's eilig, wie's scheint!"

„Vater, ich hab' ein gutes Gewissen, und ich brauch' mich vor dem alten Sigl nit zu fürchten, aber er hat's gewiß bemerkt, daß der Franzl mich gestern heimbegleitet hat, und — ich will ihm kein' Anlaß geben, daß er sich ärgert, wann er mich sieht!"

Ohne eine Entgegnung des Vaters abzuwarten, verließ Vroni den Zaun, that, als gewahre sie den noch etwa dreißig oder vierzig Schritte von der Hütte entfernten Vater Franzl's nicht, und trat in die Küche, das dünne Milchsüppchen zu kochen, das Frühstück Ruckenbauer's.

Auf der zur einsam im hinteren Waldthale gelegenen Gosau-Schmiede und weiter zu den Seen führenden Fahrstraße bewegte sich ein kleiner Trupp Touristen, einen Führer an der Spitze. Eine kurze Strecke hinter diesen Leuten, und ebenfalls vom Dorfe kommend, schritt der alte Sigl rüstig einher, ohne von der Gesellschaft, die er vor sich hatte und die ziemlich geräuschvoll den schönen Morgen und das romantische Thal pries, besondere Notiz zu nehmen.

Die Touristen zogen an der, wie früher erwähnt, etwas abseits von der Landstraße gelegenen Hütte des ehemaligen Sudarbeiters vorüber, jenem

Waldwinkel zu, hinter dem die Schmiede liegt, die zugleich ein Einkehrhäuschen und ohne alle Frage das beste im Thale ist, Sigl aber lenkte beim Ruckenbauer von der Straße ab und schritt auf dem schmalen Fußsteige direct dem Hüttchen zu.

Ruckenbauer stand noch am Zaune. Und als er nun den angesehenen und stolzen Bauern, der ihn sonst nicht beachtete oder wenigstens seinen Gruß kaum erwiderte, daherkommen sah, da erschrak er fast.

Ein Besuch vom reichen Sigl? Was konnte das bedeuten? Ruckenbauer durfte wohl nicht daran zweifeln, daß der gestrige Verkehr Franzl's mit der Vroni die Ursache dieses ungewöhnlichen und erstaunlichen Ereignisses sei.

„Kommt er im Guten oder Bösen?" fragte sich der Alte.

Er glaubte, das Letztere befürchten zu müssen.

Aber er ward seltsam überrascht und athmete einigermaßen erleichtert auf, als er nun gewahrte, wie das strotzende, geröthete Antlitz des alten Sigl keineswegs Zorn und Hochmuth verkündete, sondern ihn ganz freundlich und vertraulich anlächelte.

Und nun grüßte Sigl so leutselig, daß der

Greis nicht wußte, ob er seinen schwachen Augen trauen dürfe oder nicht.

Hastig und verwirrt rückte er seine Zipfelmütze und trippelte sodann zu der hölzernen kleinen Gitterthür des Zaunes, das Gärtchen zu verlassen und den ungewöhnlichen Gast pflichtschuldigst an dem Hütteneingange zu empfangen.

„Bleib' nur dorten," rief ihm Sigl schmunzelnd zu, „ich bin noch besser zu Fuß als Du, und was ich mit Dir zu reden hab', können wir auch im Garterl abmachen!"

„Aber's ist doch schicksamer, Sigl," entgegnete Ruckenbauer verlegen, indem er das Zaunpförtchen öffnete, „daß ich Euch bitt', in's Haus einzutreten!"

Sigl schien einen Augenblick geneigt, in ein spöttisches Lachen auszubrechen, als er die elende Chaluppen des Kleinhäuslers ein „Haus" nennen hörte. Aber er that doch nichts dergleichen, sondern schüttelte den Kopf und antwortete: „Ei, mach' doch keine Umständ', ich denk', wir werden auch unter freiem Himmel mit einand' auf's Gleich' kommen!"

Und während er so sprach, schritt er an der offenen Hüttenthür vorüber, nickte der Vroni zu, die

am Herd stand, trat alsdann zu Ruckenbauer, schüttelte ihm derb die hagere Rechte, verfügte sich dann, an dem Alten vorüber, in das Gärtchen und schaute dort umher.

„Aha," sagte er, „da ist ja ein Platzerl, wo wir uns setzen können. Komm'!"

Er ging nach dem von Bohnenlaub umrankten Bretterverschlage, setzte sich dort auf die Bank und winkte den Ruckenbauer zu sich heran.

Dieser schloß das Pförtchen, leistete der Aufforderung Sigl's Folge, blieb aber vor demselben am Eingange der sogenannten Laube noch immer ein wenig verschüchtert stehen, denn trotz aller Freundlichkeit des reichen Bauers traute er doch dem Frieden nicht recht.

„Na, so setz' Dich doch zu mir!" hub aber nun Sigl lachend an. „Kannst doch nit wollen, daß ich mir den Hals ausrenk', und das würd' sicherlich geschehen, wenn Du da stehen bleibst und ich alleweil zu Dir aufschauen müßt'!"

Darauf hin nahm denn endlich der Ruckenbauer neben dem Sigl Platz und fragte: „Womit kann ich Euch denn dienen?"

„Ja," meinte Sigl bedächtig, „eigentlich gehöret noch das Dirndl daher, Dein' Vroni, denn die

geht, was ich mit Dir reden möcht', grad' so viel an, wie Dich selber!"

Der Vater Vroni's war nahe daran zu stammeln: „Das hab' ich mir eh' denkt!"

Aber er besann sich noch rechtzeitig, daß der Sigl denn doch möglicherweise in einer Angelegenheit könne gekommen sein, die mit dem gestrigen Werben des Franzl in gar keiner Verbindung stehe. Und das hielt er denn auch jetzt für das Wahrscheinlichste; er sagte sich, der Sigl wisse wohl schwerlich um die ernsten Absichten seines „Aelteren", und es sei unglaublich, daß dieser, nach dem gestrigen Bescheid, den ihm die Vroni gegeben, sich seinem Vater entdeckt und den stolzen Mann bewogen haben sollte, für ihn zu unterhandeln. Das sah weder dem ungestümen Franzl, noch dem hochmüthigen Sigl ähnlich, der sicher kein armes Mädel zur Schwiegertochter wollte. Doch was hatte dann der Hinweis auf Vroni zu bedeuten? Und die ungewöhnliche Freundlichkeit Sigl's? Aber auch der übermüthigste Bauer kommt ja nicht grimmig zu dem Geringeren, wenn er irgend einen Dienst geleistet haben will, so dachte Ruckenbauer weiter.

Und darum antwortete er nach kurzem Zögern: „Ich ruf' sie!"

Er wollte aufstehen, doch Sigl hielt ihn zurück.

„Nein," sagte er, „ich möcht' erst Dein' Zustimmung haben, nachher geht's wohl mit dem Dirndl leichter, daß sie mir nit abschlagt, wegen was ich kommen bin."

Dem armen alten Ruckenbauer ward gar seltsam zu Muthe. Er begann an dem irre zu werden, was er sich soeben ganz folgerichtig erklärt zu haben glaubte.

Aber er sollte im nächsten Augenblicke enttäuscht werden, und dann später noch mehr.

Sigl hatte dem jüngeren Sohne Wort gehalten und den Franzl nicht zur Rechenschaft gezogen. Dieser und der Vater waren am Morgen nur kurze Zeit beisammen gewesen und da hatte sich Franzl niedergeschlagen gezeigt, den eigentlichen Grund dieser Verstimmung aber hatte der Alte nicht errathen; es war in aller Frühe durch einen Burschen die Nachricht von der Zwieselalp eingetroffen, daß durch Verschulden der Resi ein „Thier abgewalingt," das heißt eine Kuh vom Felsen herabgestürzt sei, und da das Thier obendrein

dem Sigl gehörte und der Franzl sich der Wirthschaft, die einmal sein eigen werden sollte, stets sehr angelegentlich annahm, so war nichts natürlicher, als daß der alte Sigl die Verstimmung des Sohnes diesem Umstande zuschrieb. So unangenehm der Vorfall war, da er dem Alten einen Verlust zuzog, kam Sigl die Sache doch gelegen, denn nun hatte er einen triftigen Grund, die Resi von der Alm zu entfernen und eine andere Dirne dorthin zu senden. Er ließ sich aber vor dem Franzl nichts merken; dieser sollte vor vollendeten Thatsachen stehen und konnte dann nichts mehr dreinreden. Und auf dem Wege zum Ruckenbauer hatte sich der Alte seinen ganzen Feldzugsplan zurechtgelegt. Erst wollte er anscheinend arglos so thun, als handle es sich nur darum, die unachtsame Almdirn' durch die Vroni zu ersetzen, sollten aber sowohl der Ruckenbauer wie dessen Tochter Schwierigkeiten machen, nicht auf den Vorschlag eingehen wollen, und sei dadurch erwiesen, daß sie auf des Franzl's Leidenschaft speculirten, dann war er gesonnen, grobes Geschütz aufzufahren, den armen Kleinhäusler und das Vronerl durch Drohungen einzuschüchtern, durch

diese und Versprechungen zugleich sie zur Annahme seines Antrags zu bestimmen.

Und nach diesem Plan ging er denn auch jetzt bedachtsam vor.

Als Ruckenbauer vernahm, was seine Tochter solle, da erschrak er, denn eine Trennung von ihr, wenn auch nur über den Sommer, erschien ihm als etwas, das er nicht werde zu ertragen vermögen. Er erklärte darum auch sofort, obwohl bescheidentlich, daß sich der Wunsch Sigl's nicht erfüllen lasse, denn erstens könne er — der Ruckenbauer — gebrechlich wie er sei, nicht allein in der Hütte bleiben und selbst für seine Bedürfnisse sorgen, und zweitens sei der „Herr Robert" in Betracht zu ziehen, der so viel gethan und dem die Vroni daher nicht den Dienst aufsagen könne.

Als Sigl den Alten so reden hörte, da dachte er: „Aha, jetzt weiß ich, was d' Glock'n geschlagen hat. Werd's fester anpacken müssen!"

Aber er that es doch noch nicht. Er meinte, damit habe es nichts auf sich, er werde den Ruckenbauer in den Stand setzen, sich eine Magd halten zu können, und die möge dann auch dem Waldmenschen zusammenräumen und ihm das Essen hinauftragen, und wenn diesem die Neuerung

nicht recht sei, so liege auch nichts daran, er — der Sigl — werde den Ruckenbauer schon für den Ausfall entschädigen, denn er müsse die Vroni für die Alm haben, gehe es „wie's der will," er setze in die anderen „Menscher" vom Dorfe kein solches Vertrauen. Der „zweite" Punkt aber gab dem Sigl die beste Veranlassung, sich des Weiteren über dasjenige auszulassen, was man im Dorfe von dem Waldmenschen und der Vroni rede. Er kam dabei genau der Anleitung nach, die ihm Sepp gegeben, und ging dabei dem Alten eindringlich auf's Gewissen, gab ihm zu bedenken, wie er es nicht länger dulden dürfe, daß seine Tochter ihren Ruf, der schon stark gelitten habe, ganz und gar zu Grunde richte und sich um ihre Zukunft bringe. Er traf damit empfindlich das Herz des armen Ruckenbauer, und hätte dieser nicht zuvor das Zwiegespräch mit seiner Tochter gehabt, er wäre sicher durch die Vorstellungen Sigl's überwunden worden. So aber betheuerte er die Unschuld seines Kindes und die Rechtlichkeit des Waldmenschen, und blieb dabei, er könne die Vroni nicht fortschicken und sie werde auch nicht gehen.

Das aber war dem starrköpfigen, leicht reizbaren Sigl denn doch zu viel. Er ließ jetzt die

Maske fallen, aber er mäßigte sich doch noch so ziemlich und ward auch nicht allzu laut, denn er wollte die Vroni nicht herbeilocken, bevor er ihren Vater völlig mürbe gemacht. Was dieser aber zu hören bekam, reichte hin, ihm die Röthe der Scham und der Entrüstung in das gefurchte Antlitz zu treiben. Und im Bewußtsein, daß alle jene Beschuldigungen, die Sigl auf ihn und sein Kind häufte, ganz und gar grundlos seien, fand der demüthige Greis dem angesehenen Bauern gegenüber die nöthige Festigkeit und Entschiedenheit.

„Sigl," antwortete er in heftiger Erregung, „Ihr klagt die Vroni an, daß sie's d'rauf abgesehen hab', Euren Franzl wegzufischen, damit's in die ansehnliche Freundschaft (Verwandtschaft) kommen und noch einmal die reichste Bäuerin im Ort werden könnt'? Und Ihr glaubt, ich hätt's Madel darin bestärkt, und das sei nur der Grund, wegen dem ich Euch jetzt entgegen sei und die Vroni nit von dahier fortlassen wolle? Was werdet Ihr aber sagen, wenn ich Euch beweisen kann, daß Alles falsch ist, was Ihr Euch denkt, daß es der Vroni nit einmal im Traum eingefallen ist, den Franzl aus was immer für einer Absicht an

sich zu locken? Wir sind arm, aber wir haben unser' Ehr', so gut wie Ihr, Sigl, und wir lassen sie uns nit verschandeln, denn 's ist ja unser einzig's, unser höchstes Gut!"

„Beweisen?" grollte Sigl. „Das könnt' Ihr leicht sagen! Wie wollt Ihr's beweisen, daß —"

„Gott sei Dank, wir können's!" unterbrach ihn Ruckenbauer, indem er sich von der Bank erhob. „Der Franzl hat noch nit mit Euch wegen der Vroni gered't?"

„Er soll't sich's nur untersteh'n!" fuhr Sigl zornig auf, die geballte Faust schüttelnd.

„Und ich sag' Euch, es wär' besser gewesen, wenn er mit Euch geredet hätt', ja, 's wär' besser gewesen, denn Ihr hättet mir und der Dirn' wohl dann die Kränkung und Euch den Weg zu mir erspart!"

„Ruckenbauer, Du bist unverschämt — vergiß nit —"

„Ich vergess' nit, daß es der Vroni ihr' Ehr' gilt, und mein' eigen — und da muß ich — obgleich ich's, des Franzl wegen, gern verschwiegen hätt' — da muß ich's Euch nur gerad' heraussagen: Euer Sohn, Sigl, hat gestern meiner Vroni auf d' Nacht am Heimweg die Eh' antragen

und hat ihr zugeschworen, daß die Vroni sein werden sollt', wenn auch Ihr, Sigl, dagegen wäret —"

„Sakra!"

„Die Vroni aber hat ihm rund heraus g'sagt, daß nix daraus werden kann, hat ihm dankt für die Ehr', die er ihr anthun möcht', und hat ihm freundlich zugered't, daß er sich weiter kein' Hoffnung auf sie macht, denn sie könnt' ihm nit gut sein, wie sie's doch müßt, wenn sie sein Weib werden sollt', und daß sie, das arme Madel, nit schlecht genug sei, ihn oder ein' Andern wegen Geld und Gut z'nehmen!"

Sigl starrte den vor Erregung bebenden Alten verblüfft an.

„Das hat sie g'sagt?" stieß er hervor.

„Ich werd' sie herrufen, sie soll's Euch bestätigen!"

Ruckenbauer machte Miene, sich zu entfernen, aber Sigl that hastig dagegen Einsprache.

„Laß gehn," stotterte er mühsam hervor, „'s ist mir genug, wann Du's sagst!"

Die Empfindungen Sigl's waren in diesem Augenblicke sehr getheilter Natur. Er hatte wohl Ursache, sich über die Entdeckung zu freuen, daß

Vroni seinen Sohn nicht möge, daß sie so ehrlich und uneigennützig gewesen war, diesem eine abschlägige Antwort zu ertheilen, und er freute sich auch darüber, doch erlitt zu gleicher Zeit sein Hochmuth eine schwere Niederlage. Der Aelteste des reichen Sigl war abgewiesen worden, sein Sohn, und das von einer blutarmen Dirne.

Sigl vermochte das im ersten Momente kaum zu fassen, und wie er sich dann der Ueberzeugung nicht verschließen konnte, daß der Ruckenbauer ihn nicht belüge, da fühlte er sich wie niedergedonnert, da war es ihm nicht anders, als hätte man ihn selbst gedemüthigt.

Er wagte kaum zu dem armen Kleinhäusler aufzublicken, er, der stolze Mann, und er hätte nicht um die Welt jetzt auch noch die Vroni vor sich sehen mögen, seine vermeintliche Demüthigung zu verstärken. Und darum hatte er den Alten so rasch daran verhindert, seine Tochter herbeizuholen.

Und auch eine gewisse Furcht dämmerte in ihm auf. Wenn der Ruckenbauer und die Vroni nicht reinen Mund hielten und die Geschichte von der Abweisung des Franzl ausplauderten, dann war die „Schand'" im Dorfe fertig. Und des Ge=

spöttes würde dann kein Ende sein. Sigl kam sich so vor wie ein Mensch, der sich auf Gnade oder Ungnade in den Händen gefährlicher Gegner sieht. Um so mehr aber bestärkte ihn das in der Absicht, die Vroni auf eine gute Art für geraume Zeit aus dem Dorfe zu entfernen.

Der ehrliche Ruckenbauer hatte keine Ahnung von der Demüthigung und den Sorgen, die durch seine Erklärung dem stolzen Bauern bereitet worden waren.

Er deutete die letzte Aeußerung Sigl's falsch und sagte daher: „Freili', Ihr würdet's der Dirn' nit glauben. Aber fragt nur Euren Franzl auf's Gewissen, er wird's bezeugen, daß sich die Vroni geweigert hat, er ist ein rechtschaffener Mensch, der gewiß die Wahrheit redet, wann's auch zu sein' Nachtheil ist. Aber ich bitt' Euch, Sigl —" fügte er hinzu, und wieder so schüchtern wie zuvor — „seid's nit so streng und heftig mit ihm — es tritt Euch ja so in der Sach' Keiner nit zu nah' und Eures braven Sohnes wegen bleibt ja All's unter uns!"

Diese Versicherung und die bescheidene Haltung des Kleinhäuslers erleichterten das Herz Sigl's. Ungeachtet seines hochfahrenden Wesens war er

doch so billig denkend, daß er Leuten, die schlicht und recht handelten, die Anerkennung nicht versagte.

Und schon wollte er dem Ruckenbauer, auf dessen letzte Worte hin, bewegt und mit dem Ausdrucke der Erkenntlichkeit die Hand reichen — zu einer Abbitte oder Entschuldigung hätte sich freilich der „Dickschädl" niemals entschließen können — als das Mißtrauen, das den Bauern überhaupt geläufig zu sein pflegt, bei ihm wieder die Oberhand gewann. Es schoß ihm durch den Sinn, daß Vroni vielleicht nur deshalb den Franzl abgewiesen, weil ihr der Sepp besser gefalle.

„Wegen meiner," sagte er trocken, „ich laß' es den Franzl nit entgelten, daß er gegen mein' Wunsch und Willen gehandelt hätt', wär' Dein' Vroni nit — so verständig gewesen. Ihr Entschluß hat viel Schlimmes verhütet — denn Du wirst einsehen, Ruckenbauer, daß ich — na, er hat ihr Ehr' gemacht, aber es hat doch wohl noch was zu der Einsicht mit geholfen — was? — sie hat wohl wem Anderen gern — ein' sauberen Burschen aus dem Ort oder —"

Sigl hielt inne und prüfte lauernd des Kleinhäuslers Züge.

Diese wurden wehmüthig, niedergeschlagen, wie sie es zuvor gewesen, als der Alte sein Töchterlein vom Waldhange daherkommen sah.

„Sie will Keinen nit, hat sie mir gesagt," erwiderte er kleinlaut und nachdenklich, als rede er zu sich selbst, „sie will für's ganze Leben ledig bleiben, und was die Vroni sagt, das ist auch so gut wie nit anders!"

Der Rest von Furcht, die Sigl gehegt hatte, schwand jetzt völlig. Die Trauer des Alten war zu unverhüllt und wahr, als das ein Zweifel darüber hätte aufkommen können.

Und nun Sigl, der ja im Grunde gutherzig war, überzeugt sein durfte, daß für ihn und seine Söhne nichts von den Ruckenbauers zu befürchten sei, nun begann er für diese etwas wie ein warmes Wohlwollen zu fühlen.

Er reichte eine seiner derben Hände dem Kleinhäusler und schüttelte dessen Rechte.

Und während sich sein breites Antlitz aufhellte, sagte er freundlicher und weicher, als er sonst zu reden pflegte: „Kannst mir's glauben, 's freut mich aufrichtig, daß sich Dein' Vroni in der Sach' wie ein rechtschaffenes Weibsbild benommen hat und daß Ihr alle Zwei so ehrlich und uneigen-

nützig seid. Und weil die Vroni mir ein' — ein' rechten Dienst erwiesen hat, so möcht' ich Euch ebenfalls —"

„Aber Sigl —!"

„Versteh' mich recht, ich will Dich nit beleidigen, daß Du was umsonst von mir annehmen sollst — ich möcht' Euch nur mit Rath und That helfen, damit auch bei Euch nit epper ein Unglück geschieht. Schau', ich mein's gut — laß' die Vroni nimmer zum Waldmenschen geh'n! Die Vroni ist kein leichtfertig's Dirndl, und der Waldmensch mag auch nit die Absicht haben, sie zu verführen — hätt' ja eh' schon Zeit genug dazu gehabt, denn sie geht wohl bald schon ein Jahr zu ihm hinauf — Alles recht, aber ich hab' doch so mein' Gedanken darüber, weil's Vronerl von kein' Burschen im Dorf was wissen will und 's Heirathen verschworen hat — sei ehrlich, Ruckenbauer, Du denkst Dir, was ich denk' —!"

Der Kleinhäusler schlug traurig und zaghaft den Blick zu Boden.

„Siehst, ich hab's troffen!" fuhr Sigl fort, indem er den Alten wieder in die Laube hinein und an seine Seite zog.

Und nun begann er, eindringlich auf den

Ruckenbauer einzureden und ihm die früher gemachten Vorschläge zu wiederholen.

Die beiden Männer flüsterten ziemlich lange mit einander, das Resultat der Besprechung war, daß der Kleinhäusler erklärte, er habe nichts dagegen, daß seine Tochter auf die Zwieselalm gehe, und er werde die Vroni zu bestimmen suchen, dies so bald wie möglich zu thun.

„Recht so!" rief Sigl, indem er sich endlich zum Fortgehen erhob. „Und so wird Alles mit der Zeit auf's Gleich' kommen. Thust mir wohl heut' noch zu wissen, was das Dirndl meint und beschließt, denn morgen in aller Früh' müßt' es schon hinauf!"

Die beiden Alten reichten einander nochmals die Hand. Ruckenbauer gab Sigl das Geleite bis zum Eingange der Hütte.

Dort blieb Sigl einen Augenblick stehen, grüßte das noch am Herde beschäftigte Mädchen freundlich, nickte dann ihrem Vater zu und schritt über den Rasen hin nach der Fahrstraße und dem Dorfe.

Ruckenbauer blickte ihm sinnend und schmerzlich nach, denn der Gedanke an eine Trennung von seiner Tochter erfüllte ihn mit Trauer. Und

doch hielt er diese Trennung jetzt, nach Allem, was Sigl mit ihm besprochen hatte, für nothwendig.

Die helle Stimme Vroni's entriß ihn seinem Grübeln.

Das Mädchen begab sich mit der dampfenden Milch im irdenen Napfe nach der ärmlichen Wohnstube.

Der Kleinhäusler folgte der Tochter dorthin, die den Napf auf den Tisch stellte und dann Brod neben die Schüssel des Vaters legte.

Vroni fragte nicht, weshalb denn der Sigl gekommen sei; sie war still und in sich gekehrt.

Der Alte, der wahrlich jetzt an ganz andere Dinge als das Frühstück dachte, fragte mechanisch: „Komm, Vronerl, willst nit mit mir halten?"

„Ich hab' schon ein Stückl Brod gessen," antwortete das Mädchen, „ich will gleich wieder fort, der Vater weiß es ja, vielleicht ist der Herr Robert doch schon zurück!"

Die Worte Vroni's trafen den Alten wie ein Stich in's Herz. Er mußte ja mit der Tochter in's Reine kommen, bevor sie ging.

Er legte den zinnernen Löffel hin, den er schon

ergriffen hatte, und sah das Mädchen ernst und bittend an.

„Bleib' noch," sagte er bewegt, „ich kann noch nit essen und — hab' noch mit Dir was zu reden!"

Vroni hatte das erwartet, dem Vater schon angekannt. Sie war jedenfalls auf Alles gefaßt, denn sie zeigte weder Unruhe noch Beklommenheit, wie sie nun vor dem Alten stehen blieb.

Dieser aber war desto erregter, als er nun mit dem Antrage Sigl's herausrückte. Er wollte es fein anstellen, das Mädchen für diesen Antrag zu gewinnen, ihr alle Vortheile desselben auseinandersetzen, ohne den eigentlichen wunden Fleck der Sache zu berühren, aber der gute, ehrliche Ruckenbauer war ein schlechter Diplomat und so währte es denn nicht lange, daß Vroni Alles erfuhr, was in der Discussion vorgekommen, die zwischen ihrem Vater und Sigl stattgefunden hatte.

Zur großen Ueberraschung des Kleinhäuslers zeigte sich die Tochter auch jetzt noch ruhig und gefaßt, nun ihr die Verlegenheit und Unbeholfenheit des Vaters verrathen hatten, um was es sich eigentlich handle.

Sie war wohl sichtlich blasser geworden, wäh-

rend der Vater mit zitternder Stimme seine ganze Beredtsamkeit aufbot, doch als er nun damit zu Ende war, da erklärte sie, wohl traurig, doch mit Festigkeit: „Ich seh's ein, Vater, daß es am besten wär', wann ich auf eine Zeitlang von Gosau fortkommen würd', aber ich kann dem Vater jetzt noch nit sagen, ob sich's thun laßt oder nit. Kommt der Herr Robert nimmer zurück — dann — macht's mit mir was Ihr wollt's" — (sie bebte kaum merklich, während sie das sagte, gewann jedoch alsbald ihre Sicherheit wieder) — „ist er aber daheim, so hat er d'rüber zu entscheiden, denn wer weiß, „ob's ihm recht ist, daß ein' Andere ihn bedient? Will er's nit, so — so kann ich dem Vater nit helfen, so muß ich mein' Pflicht getreulich gegen unsern Wohlthäter erfüllen — der Vater wird's einsehen — heißt er mich geh'n, so geh' ich in Gottes Namen —!"

„Du gutes Vronerl!" stammelte der Ruckenbauer, während eine Thräne nach der anderen über seine faltigen, abgezehrten Wangen herabfloß. „Wenn's unser Herrgott doch geben wollt', daß ich Dich noch einmal recht glücklich und zufrieden sehen könnt'!"

„Kränk' sich der Vater nit," entgegnete das

Mädchen zärtlich. Dann setzte sie ernst hinzu: „Und mach' mich der Vater nit weich, denn ich brauch' jetzt meine ganze Standhaftigkeit — und was sein muß, das muß sein! B'füt Gott!"

„Und werd' ich dem Sigl nit heut' ein' Antwort bringen können?" forschte der Kleinhäusler schüchtern.

„Sorg' sich der Vater nit d'rum!" antwortete Vroni. „Wie's auch kommen mag, ich nehm' dem Vater schon den leidigen Weg ab und red' selber mit dem Sigl — ich kann ihm ja grad' und ehrlich in d' Augen schauen und — fürcht' kein' Menschen! B'füt Gott, Vater!"

Vroni wandte sich hastig um — es war die höchste Zeit für sie, dem alten Manne den Schmerz zu verbergen, gegen den sie muthvoll ankämpfte.

Raschen Schrittes verließ sie die Hütte, und schlug über die Wiese hin die Richtung nach dem Berghange ein, hinter dessen dunklem Nadelholze das Häuschen des Waldmenschen verborgen lag.

Erst als sie die Hütte des Vaters weit hinter sich hatte, ließ sie den mühsam verhaltenen Thränen ihren Lauf.

Im Herzen der armen Dirne herrschte Hoff=

nungslosigkeit, und die blieb ihr, mochte der Ausspruch Robert's ausfallen wie er wolle.

Sie hatte es dem Vater ja nicht bekannt, daß sie anfänglich nur Mitleid für den räthselhaften Mann empfunden habe, dann aber die Liebe zu ihm in ihr erwacht sei und sie in vielen schlaflosen Nächten schwere Kämpfe mit sich zu bestehen gehabt, dieses Gefühl, das sie als ein thörichtes anerkennen mußte, da der stolze, menschenfeindliche Robert geistig weit über ihr stand, auch sicher vornehmer Abkunft war und für das arme Mädchen nur Wohlwollen hegen konnte, zu unterdrücken und völlig in sich abzutödten. Es war das der seelenstarken, schlichten Vroni gelungen, aber in Einem hatte sich ihr Herz noch an einen Wunsch geklammert — sie hatte gehofft, das Verhältniß, in dem sie factisch zu Robert stand und welches dasjenige einer Magd zu ihrem Gebieter war, werde bis an ihr oder sein Lebensende fortdauern. Und nun lief sie Gefahr, auch diesen letzten Wunsch unerfüllt zu sehen.

Mancher Leser mag hier lächeln und meinen, so viele Subtilität der Empfindung sei dem derben Landvolke nicht eigen und nur ein schwärmerisches Stadtfräulein vermöge sich bis zu einer so wesen-

losen Höhe der Liebe emporzuschwingen. Geht in die Hütten der Bauern, Ihr, die Ihr ungläubig lächelt, und beobachtet gewissenhaft jene primitiven Menschen, Ihr werdet allerdings viel rauhes, ungelecktes Wesen und selbst oft Rohheit finden, daneben aber auch mehr als einen Zug der rührendsten Aufopferung und Hingebung, manchen Zug eines natürlichen Zartsinnes und einer gewissermaßen instinctiv sich äußernden Seelengröße, die man oft vergebens bei civilisirten Städtern sucht.

Bevor Vroni den kühlen Fichtengrund erreichte, der den Fuß des bewaldeten Berges schmal umsäumte, hatte sie entschlossen ihren Schmerz überwältigt, ihre Thränen getrocknet und sich für das gefestigt, was unvermeidlich war.

Der Frieden der Schöpfung, der rings sie anhauchte, trug wohl auch seinen Theil dazu bei, ihr Gemüth zu stärken, wenn sie sich dessen auch nicht klar bewußt sein mochte.

Die Sonne glänzte lieblich auf Felskuppen, Nadelholz und Wiesen, der Himmel war blau und heiter, die Blumen lachten freundlich am Wege, Schmetterlinge gaukelten darüber hin, die Schwalbe zog ihre Kreise um die sumpfigen Stellen des

Wiesengrundes, während Amsel und Kohlmeise auf den Fruchtbäumen des Ortes zwitscherten, der Specht im nahen Walde emsig hämmerte und die Lerche hoch oben im blauen Aether ihre herrlichsten Triller schlug.

Auf wessen Gemüth, wenn es grambelastet ist, übt ein solcher Morgen im frischduftigen Gebirgsthale nicht eine tröstende, eine zum wenigsten beruhigende Wirkung aus?

Vroni summte, wie in sich verloren, wehmüthig und kaum hörbar, ein altes Volksliedchen vor sich hin. Sie seufzte mehr als sie sang:

„Wann zwoa von ananda scheid'n
Thuat's Herzerl goar so weh,
Schwimman d'Aug'n im Wassa,
Wia d'Fischerln im See.

Und i woas nit, wia's ist,
Daß d'ma goar so liab bist,
D'Leit' seg ma's an,
Daß i di goar so gern han.

Ob i wüll oder nit,
Muaß i denk'n allizeit:
Du bist mein Herzeleid
Und do a mein Freid' —"

Das traurige Lied erstarb auf den Lippen, die ein leises Schluchzen erbeben machte.

Und nun trat Vroni in den Schatten der berg=

anstrebenden Fichten hinein, deren schlanke, mächtige Stämme gleich den Säulen eines Gotteshauses emporragten und ein dunkelgrünes Dach trugen, eine da und dort vom Sonnenstrahle durchflimmerte Smaragdkuppel, wie sie schöner und imposanter nicht das Innere des stolzesten Domes überwölbt.

Und wie die Dirne nun auf dem felsigen, von Wurzeln durchschlängelten Pfade höher und höher stieg und es immer stiller und stiller um sie her ward, die Luft aber reiner und harzduftiger, da war es, als habe sie ihr eigen Leid tief unten im Thale völlig abgeschüttelt.

Doch ihr Gemüth kam dennoch nicht in Einklang mit der Natur, die sie umgab; je mehr Vroni sich ihrem Ziele näherte, desto heftiger pochte ihr Herz, nicht nur von der Anstrengung des Steigens, sondern mehr noch vor banger Erwartung, deren Ausdruck jetzt lebhafter in ihren leicht gerötheten Zügen erschien. Ein einziger Gedanke nur erfüllte sie — die Sorge um den Waldmenschen.

Und dieser Gedanke spornte sie jetzt zu größerer Eile an.

Der Pfad theilte sich nun, er zog sich zur

Rechten steil bergan, zur Linken schlängelte er sich an der Bergwand hin, noch eine kurze Strecke durch Tannendickicht, und mündete dann in einen kleinen anmuthigen Wiesenplan, eine grasreiche, an dem bewaldeten Höhenzuge vorspringende Felsenstaffel.

Auf dieser einsamen Stelle hatte sich der Waldmensch angesiedelt, hier stand seine Hütte.

Er hätte kein romantischeres Plätzchen wählen können.

Von der kleinen Hochwiese aus, die mit Felsstücken übersäet war und deren Hintergrund die wild zerklüfteten, schroffen Wände des Berges bildeten, hatte man über die Wipfel des sich bis zum Thale abwärts ziehenden Nadelholzwaldes hin eine freie Aussicht auf die Gosau-Landschaft, den Ort, den silberglitzernden Gebirgsbach, die jenseits liegenden wald- und schluchtenreichen Höhen und die dahinter gigantisch emporragenden Klippen. Bis zu den Seen dehnte sich diese Aussicht freilich nicht hin, denn jene liegen hinter den Krümmungen, welche das Thal nach Süden zu beschreibt, doch war sie immer noch entzückend genug, den Blick stundenlang zu fesseln.

Vroni hastete vorwärts. Keuchend und geflü=

gelten Schrittes trat sie unter den Tannen hervor auf den freien Wiesenplan.

Vorerst sah sie dort nur die Kuh grasen, welche den seltsamen Einsiedler mit Milch versorgte und im Winter ihren Aufenthalt in einem kleinen Schuppen hatte, der an die Hütte stieß.

Diese konnte das Mädchen noch nicht sehen, denn ein Felsenvorsprung verengte die Mündung der kleinen Hochwiese; erst wenn man denselben umgangen hatte, gewahrte man das Bretterhäuschen, das in geringer Entfernung zur Rechten dicht an einer überhängenden Bergwand stand, durch diese vor Gewitterstürmen geschützt.

Vroni umging hastig den Vorsprung.

Im nächsten Augenblicke bebte von ihren Lippen ein leiser, freudiger Ausruf.

Die Unruhe schwand aus ihren hübschen Zügen, ihre Augen blitzten — die Thür der Hütte stand offen und auch eins der kleinen Fenster war weit geöffnet.

Aber Vroni's Freude und Zuversicht währten nur einen Moment, denn alsdann bemächtigte sich ihrer der Argwohn, daß ein Anderer als der Herr Robert in das Häuschen eingedrungen sein könne. Es war das unwahrscheinlich — in der Gosau

wußte man ja nichts von Dieben und Räubern — doch setzt man nicht oft genug das Unwahrscheinlichste voraus, wenn das Gemüth erregt und in Sorgen ist?

Ohne sich weiter zu bedenken, eilte Vroni zu der Hütte. Sie fürchtete nur Eins — daß sie den „Herrn Robert" dort nicht treffen werde.

Ihre Befürchtung erwies sich als grundlos, denn er war heimgekehrt, während Vroni die verhängnißvolle Unterredung mit ihrem Vater gehabt hatte.

Und er saß in der Hütte an dem Tische bei dem offenen Fenster, und wie das Mädchen rasch eintrat und dann, ihn betrachtend, wie angewurzelt stehen blieb, da hatte er das Haupt auf die Rechte gestützt, indem er regungslos, in finsterem Brüten vor sich hin starrte.

Das Innere des Häuschens, die Einrichtung desselben unterschied sich im Allgemeinen nicht von der gewöhnlichen Ausstattung anderer ärmlichen Almhütten, das einzige Gelaß war Herdstätte, Wohn- und Schlafstube zugleich; der „Herr Robert" wohnte nicht besser als ein dürftiger Waldbauer. Und doch würden neugierige Touristen, wenn sie an dieses abgeschiedene Plätzchen verschlagen wor-

den wären und in diesen Hüttenraum hineingeblickt hätten, in Erstaunen gerathen sein, denn er enthielt doch einige Dinge, die man sonst nicht in den elenden bretternen Behausungen der Gebirgsleute findet, Dinge, welche an die Gewohnheiten civilisirter Menschen erinnerten. An einer der Holzwände stand ein eisernes Feldbett, was dazu gehörte, Wolldecke, Leinen, Polster, war fein und elegant. Gegenüber, an der anderen Wand, befanden sich einige Bretter, und auf diesen waren zierlich gebundene Bücher aneinandergereiht und theilweise nur aufgeschichtet, auch einige solcher Mappen, deren man sich zu bedienen pflegt, um getrocknete und gepreßte Pflanzen aufzubewahren. Auf derselben roh gezimmerten Bretterstellage konnte man noch ein modisches Reise-Necessaire erblicken und eine kleine Anzahl Mineralien, Versteinerungen, Stalaktiten, wie sie im Salzkammergute vorkommen. Unter dem Feldbette hervor aber schaute ein Koffer, der vielfach abgewetzt und da und dort mit kleinen Marken beklebt war, also wohl schon vieler Herren Länder gesehen hatte. Diese Gegenstände bildeten einen seltsamen und auffallenden Gegensatz zu den übrigen Einrichtungsstücken der Hütte, die so waren — sogar

bis auf den kleinen Spiegel in bleierner Einfassung — wie es sich für derbe Waldbauern schickt. Fügen wir noch hinzu, daß an der Wand neben dem Bette einige Stutzen hingen, daß aber, ganz gegen den Bauernbrauch, weder am Thürpfosten sich ein Weihbrunnkessel befand, noch an den Holzwänden Heiligenbilder zu sehen waren — so haben wir in Kürze und doch ziemlich genau ein Bild von der Wohnstätte des seltsamen Mannes geliefert, welcher der Held dieser Erzählung ist.

Er hatte also, als Vroni eintrat, das Haupt gestützt und war augenscheinlich in düsteres Sinnen verloren. Dieses entzog ihn so sehr der Außenwelt, daß er das Erscheinen der Dirne nicht bemerkte.

Sie hatte sich so gefreut, ihn zu sehen, und nun erschrak sie bei seinem Anblicke.

Seine Miene war verstört, das Haar hing ihm wirr um die Schläfen, er sah überwacht und leidend aus, seine Kleidung war beschmutzt und in Unordnung, sein Lieblingsstutzen, der an der Wand gefehlt hatte, als Vroni in aller Frühe zur Hütte gekommen war, lag vor ihm auf dem Tische und der Blick Robert's schien darauf düsterglühend zu haften.

Vroni hatte nie vor dem Waldmenschen Furcht gehegt; in diesem Momente fürchtete sie ihn, kam er ihr unheimlich vor.

Sie konnte den Anblick nicht länger ertragen.

Rasch entschlossen trat sie zu dem finsteren Manne, an dessen Seite, und legte sanft eine Hand auf seine Schulter.

Der Waldmensch zuckte unter der Berührung zusammen. Er fuhr ungestüm von dem Holzschemel auf.

„Wer ist da?“ schrie er wild. „Wer wagt es, mich —“

Er hielt plötzlich inne, denn nun war sein Blick auf Vroni gefallen, die hastig einen Schritt zurückgetreten war und jetzt, ein Bild der rührendsten Demuth und Ergebenheit, ihn wehmüthig und besorgt, aber nicht mehr furchtsam anschaute.

„Ah, Du bist's!“ fuhr er nun mit matter Stimme fort. „Ich dachte nicht an Dich!“

Er machte einen Versuch zu lächeln und sank dann, sichtlich schlaff und müde, auf den Schemel nieder.

Seine letzten Worte zitterten in Vroni's Herzen nach und regten, obwohl sie ja längst entsagt hatte, eine schmerzliche Empfindung in ihr an.

Aber sie tödtete dieselbe im Entstehen ab. Konnte sie denn verlangen oder nur erwarten, daß der stolze Herr Robert jemals an sie denke, die nur in dem Gedanken an ihn ihr Glück fand? Was war sie, die niedrige Magd, im Vergleiche zu ihm?

Ein Anderes ging ihr durch den Sinn. Warum war er so leidenschaftlich, so abwehrend aufgefahren, als sie ihn aus seinen düsteren Träumen aufgeweckt hatte? So befremdlich hatte er sich doch früher niemals geberdet. Aber freilich, es mußte ja Ungewöhnliches mit ihm vorgegangen sein, darauf deutete Alles an ihm.

„Ach, Du mein Gott,“ begann sie zögernd nach einer Pause, während der sie vergebens darauf gewartet hatte, daß der seltsame Mann sie anreden und ihr vielleicht in einigen Worten andeuten werde, warum er die vergangene Nacht nicht in seiner Hütte geschlafen habe und wo er gewesen sei, „wie schaut Ihr denn aus? Man sollt' glauben, Euch sei was Schreckliches widerfahren — und die ganze Nacht waret Ihr nit daheim —“

„Was geht's Dich an?“ unterbrach sie Robert hart, indem er die Stirn runzelte.

Vroni senkte traurig den Blick.

„Da habt Ihr Recht," antwortete sie leise, kaum hörbar, mit bebender Stimme, „aber seid's wegen dem, daß ich frag', nit harb auf mich — 's wird nimmer gescheh'n — und wenn mir's so herausgestoßen ist, so — Ihr könnt' mir's glauben — so ist nit die Neugier, sondern die Angst daran schuld, die ich in der Früh ausgestanden hab', wie ich gesehen, daß Ihr nit daheim gewesen seid — und — verzeiht mir's — ich kann's doch nit verwinden, denn Ihr schaut so aus, daß es ein' Stein erbarmen könnt' — und Ihr werdet mir doch das Bisserl Theilnahm' nit wehren wollen — Ihr seid's sonst so gut und wißt, daß die Vroni nit undankbar sein kann —"

Sie stockte und wagte schüchtern zu ihm aufzublicken.

Die Züge des Waldmenschen aber verloren ihren Trotz, sie wurden weich, wehmüthig.

„Ich habe nichts zu verzeihen," erwiderte er sanft, „vergieb Du mir, Du wackeres, treues Kind, daß ich die Sünde beging, Dich durch harte Worte zu kränken, ja, die Sünde, denn Du bist ja das einzige Wesen, an dessen Ehrlichkeit und uneigennützige Anhänglichkeit ich glauben darf. Und darum mögest Du's wissen — mich hat gestern wie-

der einmal der alte Menschenhaß übermannt, mir die mühsam, nach langen Kämpfen errungene Selbstbeherrschung geraubt, daß ich nicht um die Welt hätte hier allein bleiben können — und darum stürmte ich in die Wildniß hinaus, in Gottes freier Natur meinen Schmerz, meinen Groll auszutoben, oder —"

„Oder?" stammelte Vroni bebend.

„Genug davon!" murmelte Robert dumpf.

„Und seid's Ihr jetzt beruhigt?"

„Ich — weiß es nicht!"

„Mein Gott! Und Ihr habt die ganze Nacht im Wald zubracht? Und den Stutzen habt Ihr mitgenommen gehabt? So habt Ihr jagen wollen?" meinte Vroni.

„Ich weiß es nicht!" wiederholte Robert finsterer als zuvor. Dann setzte er bitter hinzu: „Vielleicht war ich nahe daran, ein Hochwild zu erlegen, nach dem ich nicht lange zu suchen brauchte!"

Vroni fühlte, wie eine unbestimmte Angst ihr Herz zusammenpreßte.

„Ich versteh' Euch nit!" sagte sie, während sie sich dem Tische näherte. „Soll ich nit den Stutzen dort an die Wand hängen?"

Robert machte eine rasch abwehrende Handbewegung.

„Rühre ihn nicht an,“ antwortete er, „ich will es nicht — er ist geladen!“

„Und Ihr seid damit im finstern Wald herumgestiegen, durch's Gesträuch und über's Gestein — ich seh's an Eurem Gewand — wie leicht hättet Ihr da Euer Leben einbüßen können!“

„Und was wäre daran gelegen gewesen?“ lachte der düstere Mann bitter auf.

Vroni's sanftes Antlitz nahm plötzlich einen vorwurfsvollen, ernsten Ausdruck an.

„Herr Robert,“ sagte sie mit Festigkeit, „das ist sündhaft, so redet kein ehrlicher Christenmensch, und so würdet Ihr auch nit reden, wenn Ihr jetzt der wäret, als den ich Euch bislang kennt hab'! Ihr seid's krank, gesteht's nur,“ fuhr sie besorgt und dringend fort, „legt Euch nieder — und ich — lauf' hinunter zum Bader —!“

„Nicht doch!“ fiel ihr Robert in's Wort. „Ich bin nicht krank! Und achte nicht auf das, was ich soeben gesagt — es liegt für mich keine Gefahr darin. Was in mir tobte, ist überwunden — als die Sonne herrlich über den Zacken der Berge aufstieg und die nächtlichen Schatten wichen, da

fand ich mich wieder, meine Mannheit, meinen festen Willen, und er wird von nun an unerschütterlich sein — ich wäre nicht hier, wenn es noch anders kommen könnte!"

Robert saß nicht mehr kraftlos da; seine eiserne Natur spottete wieder jeglicher Schwäche.

Die schlichte Vroni hatte nur weniges von den allerdings räthselhaften, vieldeutigen Worten verstanden, aber dieses wenige reichte hin, sie zu beruhigen.

„So ist's recht!" sagte sie bewegt. „Und mögt Ihr auch Ursach' haben, auf die Welt bös' zu sein, Euch selbst und dem, was Ihr thut, könnt Ihr doch nit gram sein — habt Ihr nit erst gestern bewiesen, daß Euer edles Herz sogar den Menschenhaß überwindet, wenn —"

„Still!" schnitt ihr Robert fast barsch das Wort ab, von Neuem die Augenbrauen zusammenziehend. „Ich verwünsche es, daß ich mich zu einer Uebereilung hinreißen ließ, die — doch nein," fuhr er weicher fort, als er Vroni über seine Aeußerung bestürzt sah — „ich will nicht mit der Vorsehung grollen, daß sie mich ausersah, meinen Todfeinden einen solchen Dienst zu leisten —"

„Oh mein Gott," stammelte Vroni betroffen,

„ob ich mir's nit denkt hab'! Aber bedenkt — Menschenleben ist Menschenleben, und die schöne junge Dam' — Du mein Himmel, sie könnt' Euch was Schlimmes anthan haben —?"

„Sie nicht — ich sah sie heute an der Karbach-Mühle zum ersten Male — wollte Gott, ich hätte sie nie gesehen!"

Der Waldmensch starrte vor sich hin, über Vroni's blasse Züge glitt eine flüchtige Röthe — sie schien zu ahnen, was in dem Gemüthe Robert's vorging.

Sie hatte betheuern wollen, daß eine junge Dame, die so unschuldig und herzgewinnend ausgesehen, wie die vornehme Comtesse, nicht schlecht sein könne, und hinzufügen hatte sie wollen, daß jene Dame, nachdem sie sich von ihrer Ohnmacht erholt, in den lebhaftesten Ausdrücken der Dankbarkeit nach ihrem Retter geforscht und sich über sein Verschwinden gar nicht beruhigt habe, sich nur mit Widerstreben nach dem Dampfschiffe habe führen lassen, das alsdann mit der ganzen vornehmen Gesellschaft noch vor Beendigung des Festes nach der Karbach-Mühle zurückgekehrt sei — sie hatte das sagen wollen, doch jetzt vermochte sie davon kein Wort über die Lippen zu bringen.

Sie trat an den Herd, das Frühstück zu bereiten. Robert bemerkte ihre Absicht.

„Laß das, Vroni!" sagte er sanft. „Wenn ich etwas gebrauche, so werde ich mir schon selbst helfen — sei mir nicht böse, ich — möchte allein sein. Du hast nicht nöthig, heute wiederzukommen!"

So milde diese Bemerkung gesprochen worden, traf sie doch das Mädchen wie ein heftiger Schlag. Sie fühlte jetzt so recht innerlich, wie nie zuvor, den Abstand zwischen ihm und ihr. Aber sie faßte sich alsbald, und nun hatte sie den Muth, an die Worte des Waldmenschen anzuknüpfen, ihm ihr Anliegen, oder eigentlich das des Vaters, vorzubringen, die Entscheidung ihrem Wohlthäter überlassend.

Robert hörte sie schweigend an, seine ernste Miene spiegelte weder Unmuth noch Enttäuschung wieder. Seine ausdrucksvollen Augen ruhten forschend auf der blassen Dirne, forschend und wehmuthsvoll zugleich, und sie schienen zu sagen: „Ich weiß es, was Dich forttreibt, armes Kind, ich habe das Geheimniß Deines unschuldvollen Herzens errathen, und ich ehre es, und wahrlich, es ist besser, Du meidest diese Stätte und wanderst hinauf

zur frischen Alm, wo Du, will's Gott, Ruhe und Glück findest, wie Du's verdienst!"

In wenigen herzlichen Worten stimmte er dem Mädchen bei. Dann schritt er zu einer Truhe und wollte sie öffnen.

Vroni errieth seine Absicht.

„Ich nimm nix, kein Geldgeschenk — nit um die Welt — Ihr habt eh' genug für uns than — ich bitt' Euch, kränkt mich nit!"

Er öffnete dennoch die Truhe, er entnahm ihr ein Etui und diesem einen kleinen goldenen Ring mit blauem Stein.

„So nimm wenigstens dies als Andenken, Du gutes, Du braves Mädchen!" sagte er weich. „Kannst Du mir's abschlagen?"

Vroni stand da, den Blick gesenkt, glühend wie eine Alpenrose. Robert aber trat zu ihr und steckte den Ring an ihre Rechte. Verwirrt neigte sie sich hastig, seine Hand zu küssen, er aber hob ihr Köpfchen und berührte ihre Stirn mit seinen Lippen.

„Auf Wiedersehen!" sagte er milde. „Und dann — frisch und fröhlich, Vroni!"

„Lebt's wohl!" schluchzte Vroni und war im nächsten Momente zur Thür hinaus.

Sie eilte, ohne sich umzublicken, über den

Wiesenplan und verschwand um die Felsenecke, wo die düsteren Tannen standen.

Der Waldmensch aber saß wieder an seinem Tische beim Fenster, traurig vor sich hin brütend.

„Die arme Dirne wird ihre Ruhe wiederfinden, sie hat ein starkes Gemüth," murmelte er vor sich hin, „aber ich, der noch stärkere, in herben Prüfungen abgehärtete Mann, werde ich vergessen können —? — sie, jene holde, edle, reizende Erscheinung, die Zufall oder Vorsehung meinen düsteren Lebensweg durchkreuzen ließ? Warum muß gerade sie eine Starnheim sein?! Wehe mir, wenn ich sie nicht vergessen kann!"

Sechstes Kapitel.

In der Starnheim'schen Villa.

Wir müssen von Neuem die Villa Starnheim in Ischl aufsuchen.

Seit dem Unfalle, welcher der Comtesse Leontine während des Hallstädter Frohnleichnamsfestes

zugestoßen, waren acht Tage vergangen, nicht gerade für die Sommergäste des reizenden Badeortes erfreuliche Tage, denn fast die ganze Zeit hindurch hatte der Himmel ein bleifarbenes Aussehen gehabt, war der Regen in Strömen herabgestürzt.

Bei solchem Wetter, das leider nur zu häufig das schöne Salzkammergut heimsucht, ist die Ischler Badegesellschaft natürlich sehr schlimm daran, denn wie soll man sich die Zeit vertreiben, wenn es ganz unmöglich ist, die lieblichen Promenaden der nächsten Umgegend zu besuchen oder Ausflüge in's Gebirge zu unternehmen? Nur einen einzigen Zufluchtsort, der Geselligkeit und Zerstreuungen bietet, hat man alsdann, das Casino, aber dort sind an solchen Tagen die Salons derart überfüllt, daß es eines ziemlichen Aufwandes von Energie bedarf, um es in diesem Gewühle und der erstickenden Atmosphäre der geschlossenen Räume länger als eine Stunde auszuhalten. Daheim aber zwischen den vier Wänden der gemietheten Wohnung zuzubringen, zum Fenster hinaus auf die zur Hälfte von Wolken verschleierten Waldberge und den Platzregen zu starren, ist zum Sterben langweilig und stimmt das Gemüth so melan=

cholisch, wie es unter solchen Umständen das Aussehen des sonst so lachenden Thales ist.

Man sucht sich freilich zu helfen und die Langweile durch Kartenspiel und dergleichen zu bannen, aber das ist nur Spielwüthigen und Blasirten ein genügender Ersatz für jene Freuden des Badeortes, zu denen man einen blauen Aether und goldigen Sonnenschein nöthig hat. Wagt man sich aber gar, mit dem Regenschirme bewaffnet, in's Freie hinaus, dann hat man diese Verwegenheit bitter zu bereuen, denn mit pfundschweren Lehmsohlen unter den Füßen, kothbespritzt und fröstelnd kehrt man bald wieder heim, und darf noch von Glück sagen, wenn man nebst übler Laune nicht obendrein noch einen Schnupfen oder rheumatische Schmerzen nach Hause bringt. In den Landhäusern der Vornehmen und Reichen, die ja auch in Ischl vom erlesensten Comfort umgeben sind, spürt man nicht so sehr die Unbill der Witterung, das Familienleben kommt dort sogar mehr zu seinem Rechte als sonst, denn man kann ja keinen Fuß vor die Thür setzen. Einen unzweifelhaften Nutzen gewährt aber das Regenwetter jedenfalls — man pflegt an regnerischen Tagen die Kur gewissenhafter ein=

zuhalten, als sonst, denn man schlägt doch einen Theil der Zeit damit todt.

Auch in der Villa Starnheim hatte man sich während der verflossenen unfreundlichen Tage nicht schlecht befunden, waren die Glieder der Familie mehr als gewöhnlich in einen engen Kreis gebannt worden. Dadurch aber hatte die schlaue Hermine von Ordon die trefflichste Gelegenheit gefunden, sämmtliche Starnheims sorgfältiger zu beobachten und kennen zu lernen, als dieses hätte geschehen können, wäre es ihnen möglich gewesen, nach allen Richtungen auszufliegen.

Hermine war zu listig und welterfahren, als daß es ihr nicht gelungen wäre, binnen wenigen Tagen die Charaktereigenthümlichkeiten und Schwächen jener Personen ausfindig zu machen, die zu studiren für sie und ihre geheimen Pläne von Wichtigkeit sein mußte.

Noch an demselben Tage, an welchem sie sich der Gräfin vorgestellt und diese eine Unterredung mit ihr gehabt und ihr verschiedene Weisungen ertheilt hatte, vertauschte sie ihr Trauerkleid gegen einen ihrer einfachsten Anzüge. Es war ihr vorerst darum zu thun, der Gräfin den Beweis zu liefern, daß sie willig und bescheiden sei und jeden

Wunsch ihrer Gebieterin als einen Befehl betrachte.

Am Morgen nach ihrer Ankunft in der Villa — es war derselbe Morgen, an welchem der Ausflug nach Hallstadt unternommen ward — fand sie nur einige Augenblicke Gelegenheit, sich der Gräfin bemerkbar zu machen, und da entging es ihr nicht, daß die stolze Dame ein recht wohlwollendes Benehmen gegen sie hatte. Auch Leontine war freundlich gewesen und der alte Graf herablassend, der junge Graf Günther dagegen hatte sie etwas mißtrauisch angeblickt und dann seiner Schwester einige Worte zugeflüstert, die von Herminen nicht verstanden worden waren. Von demselben Momente an war es ihr klar gewesen, daß sie vor dem jungen Diplomaten ganz besonders auf der Hut sein müsse. Er war ihr aber, nachdem das gräfliche Paar und Leontine fortgefahren, den ganzen Tag nicht wieder zu Gesicht gekommen.

Nichts hätte der arglistigen Hermine erwünschter sein können, als dieser Ausflug zum Frohnleichnamsfeste, denn sie kam dadurch in die für sie überaus günstige Lage, den Grafen Hermann,

ihren Vater, gleich den ersten Tag für sich ganz allein zu haben.

Hermine war eine durch und durch egoistische Person; so wenig sie ihre Mutter geliebt hatte, die in ihrem Kinde übrigens auch stets nur einen Gegenstand gesehen, auf den sich allerlei Speculationen bauen ließen, so wenig kindliches Gefühl empfand sie für ihren Vater; das Eine war im Grunde so erklärlich wie das Andere, denn Frau Hilling war in der That kein achtbares Frauenzimmer gewesen und der schwache, unter der Botmäßigkeit des Bruders und der Schwägerin stehende Graf Hermann hatte sich niemals um seine Tochter gekümmert, niemals den Wunsch gehegt — oder diesen wenigstens niemals auszusprechen gewagt — seine Tochter zu sehen.

Obwohl also der „alte Herr" in Herminens Augen weiter nichts bedeutete, als ein Object, durch das sie hoffte, ihre egoistischen und habsüchtigen Absichten zu verwirklichen, überkam sie doch ein eigenthümliches Gefühl, als sie am Morgen nach ihrem Eintreffen in Ischl sich dem Grafen Hermann als seine neue Vorleserin und Gesellschafterin vorstellte. Sie war insgeheim froh darüber, daß dieses erste Begegnen nicht in Gegen=

wart der Gräfin oder eines anderen Gliedes der gräflichen Familie stattfand, denn sie verlor fast die Selbstbeherrschung, als sie zum ersten Male vor den Vater hintrat, und brachte die Worte, mit denen sie sich seiner Nachsicht und Gewogenheit empfahl, so erregt und bebend heraus, daß ein nicht völlig beschränkter Zeuge Argwohn hätte schöpfen müssen.

Der unerfahrene und geistig niedergedrückte Graf Hermann ahnte natürlich nicht, welche Erregung in dem Gemüthe der jungen Person vor sich ging, die ihm gleich auf den ersten Blick gar wohl gefiel. Und da Herminens Züge auch nicht im Entferntesten denjenigen ihrer verstorbenen Mutter glichen, so rief die Erscheinung der neuen Vorleserin auch nicht die leiseste Erinnerung an längst vergangene Zeiten bei dem unglücklichen Männchen wach.

Wohl aber fühlte sich Graf Hermann von dem liebenswürdigen und bescheidenen Wesen Herminens angenehm berührt; sie erschien ihm nicht wie eine bezahlte Dienerin, ihr Takt und ihre Art, sich mit Feinheit und Anmuth auszudrücken, deuteten auf eine vortreffliche Erziehung hin, und die geräuschlose Sorgfalt, welche sie dem „alten

Herrn", ohne viel zu fragen, widmete, machte einen so wohlthätigen Eindruck auf ihn, daß sie im Fluge sein Vertrauen gewann. Er hatte sich, bevor er Herminen gesehen, ein wenig vor dem „neuen Gesicht" gefürchtet und sie daher mit einiger Scheu empfangen, aber kaum war sie eine Stunde um ihn, da fühlte er sich so frei und leicht, wie in jenen Augenblicken, in welchen er mit seiner theuren Nichte Leontine allein war. Und wahrlich, nur mit Leontinens Sanftmuth und Herzensgüte ließ sich das Benehmen der „Neuen" vergleichen, so sagte sich Graf Hermann, ja, in Bezug auf das Errathen aller seiner Wünsche und das Eingehen auf seine Eigenheiten übertraf sie noch die Comtesse. Und wie ganz anders las sie vor, mit welch klangvoller, einschmeichelnder, zum Herzen dringender Stimme! Kurz, die schlangenglatte, gleißnerische Hermine, die sich mit Virtuosität in jede Rolle zu finden wußte, benutzte die Abwesenheit der gräflichen Familie vom Hause so geschickt, daß sie sich, als dieselbe am Nachmittage, und früher als man es erwartete, in der Villa wieder anlangte, völlig im Herzen des „alten Herrn" eingebürgert hatte.

Das Vertrauen des scheuen und schüchternen

Männchens zu gewinnen, war der klugen Hermine im Grunde leicht geworden, aber jetzt galt es, sich bei seinen Verwandten in Gunst zu setzen, und das war schon bei Weitem schwieriger. Doch Hermine besaß nicht umsonst ein chamäleonartiges Naturell, die Gabe der Verstellung, sich allen Leuten anzupassen.

Der Unfall, welcher die Comtesse während des Ausfluges betroffen, kam der listigen Ordon sehr zu statten. Leontine, die nothgedrungen beim Seeauer ihre Kleidung gegen eine dort eilig herbeigeschaffte hatte austauschen müssen, kehrte angegriffen und ein wenig leidend heim, so daß aus Vorsorge der Badearzt gerufen werden mußte. Die Zofen beeilten sich natürlich, die Anordnungen des Doctors pünktlich zu befolgen, doch that es Hermine, unbeschadet ihrer Pflichten gegen den „alten Herrn“, unaufgefordert den Mädchen alsbald so zuvor, daß die Comtesse, die sich genöthigt sah, einen Tag lang das Bett zu hüten, eine gewisse Sympathie für sie faßte, die nicht nur nach der übrigens rasch erfolgenden Genesung Leontinens fortdauerte, sondern auch von Tag zu Tag sich steigerte und die Comtesse und die Vorleserin des Onkel Hermann einander rascher näherte, als

dieses sonst würde geschehen sein. Und so kam es denn, daß Hermine, der ihr Amt in der Villa manche freie Stunde gewährte, da der schwächliche Graf Hermann oft der Ruhe bedurfte, sich im Handumdrehen auch die Gunst und das Vertrauen der sorglosen, herzensguten und keineswegs stolzen jungen Comtesse eroberte, die mehr und mehr in Herminen Eigenschaften entdeckte, welche die Stellung vergessen machten, die sie im Hause einnahm.

Es ist selbstverständlich, daß sich Hermine nicht auf diese Erfolge beschränkte, sondern ihr Hauptaugenmerk auf die Mutter der Comtesse richtete, und dieser gegenüber entwickelte sie einen solchen Scharfsinn, eine solche Verschlagenheit, daß sie in kürzester Frist bis zum erklärten Lieblinge der hochmüthigen Dame emporrückte. Dabei aber war sie vorsichtig genug, stets die Bescheidene und Anspruchslose zu spielen; sie benahm sich gegen die Dienerschaft so artig und zuvorkommend, wie gegen die gräfliche Familie, und das Resultat dieser Taktik war, daß ihr Lob aus dem Munde Aller ertönte, vom letzten Lakaien bis hinauf zum Grafen, und dieses Wunder hatte die Schlaue in dem kurzen Zeitraume von acht Tagen bewirkt.

Obwohl wir soeben gesagt, daß Hermine es verstanden, sich den Beifall Aller zu erringen, so dürfen wir doch nicht übersehen, daß der junge Graf Günther nicht so ganz der Ansicht der übrigen Hausbewohner war.

Er fand eigentlich nichts an der neuen Vorleserin des Oheims auszusetzen, er mußte sich sogar gestehen, daß sie eine interessante und kluge Person sei, eigentlich für eine bei Weitem höhere Lebensstellung wie geschaffen, er nannte sie sogar der Schwester gegenüber im Scherze die „Waise von Lowood", aber es berührte ihn doch irgend etwas, von dem er sich keine Rechenschaft geben konnte, unangenehm an dieser Person. Vielleicht erweckte gerade der Umstand Mißtrauen bei ihm, daß es ihr nicht nur gelungen war, sich Leontinens Gunst zu erringen, sondern auch diejenige der Mutter, deren Lieblinge, wie Günther leider recht wohl wußte, ganz besondere Eigenschaften besitzen mußten, Eigenschaften, die der junge Diplomat nicht mit dem Charakter einer offenen und vertrauenswürdigen Person vereinbar fand.

Es gehörte zu den Schwächen der Gräfin — oder hatte die Sache einen anderen Grund? — daß sie irgend ein dienstbares Wesen im Hause

haben mußte, welches die anderen Hausbewohner zu überwachen und der Gebieterin alles nur einigermaßen Bemerkenswerthe zu hinterbringen hatte. Nur jene Person, die sich dazu hergab, konnte sich bei der Gräfin einen Stein im Brette erwerben, und darum mochte Günther die Vermuthung hegen, die so rasch bei seiner Mutter zur Gunst gelangte Hermine sei ein Geschöpf, dem man nicht unbedingt trauen dürfe, sei so etwas wie eine Mantelträgerin, eine Heuchlerin, vor Allem aber eine Spionin, dazu bestellt und angehalten, seinen und Leontinens Verkehr mit dem armen guten Onkel zu controliren.

Hermine wußte von dem jungen Maler, der in Wien und Traunkirchen ihr Anbeter gewesen war und den sie ihres raffinirten Vorhabens halber in ihren Freund verwandelt hatte, gar wohl, daß er sich sammt dem Photographen Max in Ischl befinde — hatten Beide doch vor ihr Traunkirchen verlassen, um sich nach dem Badeorte zu begeben — doch hatte sie in den beiden ersten Tagen ihres Aufenthaltes in der Villa weder Zeit noch Gelegenheit gehabt, sich um Eduard zu kümmern, einmal wegen der Fahrt der gräflichen Familie nach Hallstadt und dann wegen der Unpäßlichkeit Leontinens.

Als aber am darauf folgenden Tage die Comtesse wieder hergestellt war, da dachte Hermine sofort daran, sich mit Eduard Neustadt in Verbindung zu setzen, dessen genaue Adresse sie inzwischen durch die Kurliste erfahren hatte.

Wir wissen aus der Unterredung, die zwischen Hermine und ihrer Mutter nur kurze Zeit vor dem plötzlichen Tode der Letzteren stattgefunden, welchen Plan die schlaue Ordon auf die Comtesse Leontine und den jungen Maler gebaut hatte. Dieser Plan war von der herzlosen jungen Speculantin keineswegs aufgegeben worden. Seit sie die Comtesse persönlich kennen gelernt, mit ihr in nähere Berührung gekommen war, glaubte sie um so mehr überzeugt sein zu dürfen, daß sich die Sache ausführen lasse und auch Erfolg haben könne, falls sie behutsam in Angriff genommen werde.

Nun sagte sich aber Hermine gar wohl, daß sie noch nicht genug festen Fuß im gräflichen Hause gefaßt habe, selbst noch dort zu fremd und zu wenig einflußreich sei, einen Schützling daselbst unter irgend einem Vorwande einführen zu können. Sie dachte also daran, wie sich auf andere Weise bewerkstelligen lasse, daß Eduard Zutritt in die

Villa erhalte, und sie beschäftigte sich insgeheim mit dieser Aufgabe um so angelegentlicher, als sie durch das Starnheim'sche Dienstpersonal erfahren hatte, daß ein Oberst Leskow sich um die Comtesse bewerbe und wohl Aussicht habe, ihr Gatte zu werden. Nun aber befand sich dieser Leskow noch immer nicht in Ischl, der Graf hatte am zweiten Tage nach dem Frohnleichnamsfeste einen Brief von dem Obersten erhalten, worin dieser meldete, daß er zu seinem größten Bedauern wohl kaum vor Ablauf einer Woche in Ischl eintreffen könne, da das Ordnen einer wichtigen Angelegenheit ihn noch an Wien fessle. Dieser Brief war gerade in demselben Momente angelangt, als die gräfliche Familie sich beim Frühstücke auf der an der Rückseite der Villa befindlichen Terrasse befand, und da Onkel Hermann an demselben theilgenommen, so war Hermine dabei zugegen gewesen, als der Graf den Inhalt des Schreibens den Damen mitgetheilt hatte. Und da war es der verstohlen beobachtenden Hermine aufgefallen, daß die Comtesse Leontine die Nachricht von der neuerdings verschobenen Abreise des Obersten ohne Zweifel höchst gleichgültig aufgenommen. Daraus aber hatte Hermine den Schluß gezogen, daß die Comtesse keineswegs

in den Amerikaner verliebt sei, und diese Muthmaßung trieb sie um so mehr dazu an, auf Mittel und Wege zu sinnen, wie Eduard in die Villa eingeschmuggelt werden könne, noch bevor jener Leskow dort erscheinen werde.

Die listige Hermine zerbrach sich den Kopf ganz überflüssiger Weise, aber sie konnte ja keine Ahnung davon haben, daß Zufall und gutes Glück den jungen Maler inzwischen begünstigt hatten und er der Beihülfe seiner „Freundin" gar nicht mehr bedurfte.

Wie groß war daher ihr Erstaunen, als eines Tages Eduard Neustadt in der Villa erschien.

Der Graf war nicht zu Hause, die Gräfin noch bei der Toilette, die Comtesse hatte nach dem Bade kaum erst ihren Spaziergang beendet und ruhte in ihrem Boudoir ein wenig aus. Der junge Künstler mußte also, nachdem er der Gräfin gemeldet worden, im Besuchzimmer des Erdgeschosses der Damen harren.

Er befand sich dort kaum einige Minuten, als der Zufall Hermine in das Gemach führte.

Sie stutzte bei dem Anblicke Eduard's und ge-

rieth momentan in eine peinliche Verlegenheit, faßte sich aber dann sofort und runzelte die Stirn.

„Mein Gott," flüsterte sie, „man hat mir gar nicht gesagt, daß Sie hier seien!"

Eduard zeigte eine etwas verlegene Miene, als er nun der Freundin entgegentrat und sie begrüßte.

„Das kann wohl sein, liebe Hermine," antwortete er betreten, „und ist auch natürlich, denn —"

„Ich muß Ihnen sagen," unterbrach ihn die Ordon, „daß Sie sehr ungeduldig sind, mein Freund! Es war mir bisher unmöglich, Ihnen Nachricht von mir zu geben, nichtsdestoweniger dachte ich daran, eine Zusammenkunft zwischen uns herbeizuführen, und das wäre auch jedenfalls in den nächsten Tagen geschehen. Aber ich erwartete nicht, daß Sie so indiscret sein würden, mich hier aufzusuchen, — ich habe Ihnen doch bei unserem Scheiden auseinandergesetzt, und Sie werden es doch begreiflich finden, daß der Besuch eines jungen Mannes mich möglicherweise in den Augen der gräflichen Familie compromittiren könnte —"

„Besorgen Sie nichts, liebe Hermine," fiel

ihr Eduard lächelnd in's Wort, „dieser Besuch wird Sie keineswegs compromittiren, Sie können sich darauf verlassen!"

„Wie soll ich das verstehen?"

„Weil — nun, weil er nicht Ihnen gilt!"

„Nicht mir?" murmelte Hermine, indem der ernste, verweisende Ausdruck aus ihren Zügen verschwand, demjenigen eines ungeheuchelten Erstaunens Platz machte. „Nicht mir? Aber wem denn sonst?"

„Den Damen — der Frau Gräfin und der Comtesse!" entgegnete Eduard, der jetzt seine Sicherheit wieder erlangt hatte und sich nicht versagen konnte, einigermaßen triumphirend zu blicken. „Die Gräfin Starnheim hat die Güte gehabt, mich hierher zu bescheiden!"

„Das ist ein Räthsel —!"

„Ich beeile mich, es Ihnen zu lösen!"

Und Eduard theilte der Freundin kurz und bündig mit, was sich mit ihm ereignet hatte, seit er Traunkirchen verlassen, und wie er dazu gekommen sei, ohne Herminens geheime Vermittelung die Bekanntschaft der Damen zu machen. In flüchtigen Worten erwähnte er des Ausfluges nach Hallstadt, der Einladung, die er erhalten hatte,

an der Wasserfahrt der aristokratischen Gesellschaft theilzunehmen, der Erlaubniß, sich in der Villa Starnheim einfinden und die Zeichnungen der Comtesse in Augenschein nehmen zu dürfen.

„Ah," zischelte Hermine mit bedeutsamem Lächeln, während ihr Blick lauernd und forschend auf dem Antlitze des Freundes haftete. „Diese Erlaubniß hat Ihnen wohl die Comtesse Leontine huldvollst gewährt? Wahrhaftig, Eduard, das Glück begünstigt Sie außerordentlich!"

„Wenn Sie es ein — ein Glück nennen wollen," stotterte Eduard flüchtig erröthend, „so — so habe ich es wohl weit eher der Frau Gräfin zu verdanken — sie war es, die mich aufforderte, hierher zu kommen, sie — war überhaupt sehr — sehr gütig gegen mich, ich habe Aussicht, sie malen zu dürfen —"

„So, so! Und wenn es wirklich dazu kommen sollte und Ihnen das Bild gelingt, dann ist Ihr Ruf gegründet, denn die Gräfin giebt hier unter den eleganten Damen so ziemlich den Ton an. Ich gratulire, mein Freund, Sie bedürfen nun der armen, unbedeutenden Hermine nicht mehr, Sie in der Welt zu poussiren!"

Sie sagte das keineswegs gereizt oder vorwurfsvoll, sondern in neckischem Tone.

Eduard aber ward dennoch einen Augenblick feuerroth.

„Ich schwöre Ihnen, Hermine," stammelte er, „daß ich niemals vergessen werde, was Sie voll Aufopferung und wahrer Freundschaft Gutes mit mir im Sinne hatten, und Sie zweifeln doch nicht daran, daß ich noch immer hoffe, Sie werden — daß noch immer mein Herz —"

„Ich bitte Sie, guter Eduard, lassen wir das! Es eröffnen sich Ihnen ganz andere Aussichten, und wenn Sie weise, wenn Sie lebensklug sind, so benützen Sie dieselben zu Ihrem Vortheile. Ich hoffe von Ihnen, daß Sie bereits Anstalten machen, dies zu thun. Aber gestehen Sie mir es ehrlich, Sie sind weniger von der Idee entzückt, die Gräfin malen zu dürfen, als von der Hoffnung, etwa der Zeichnenmeister der Comtesse Leontine zu werden. Ich schließe das aus den enthusiastischen Andeutungen, welche Sie vorhin über die Comtesse fallen ließen, mein Freund!"

Eduard blickte die schlaue Hermine ein wenig verblüfft an; er hatte solche Andeutungen gar nicht gegeben. Aber er errieth nicht, daß die Or=

von ihm das jetzt nur einzureden suchte, weil das in ihre Intrigue paßte.

Und sie stand jetzt sogar im Begriff, noch weiter zu gehen, zu einer Lüge zu greifen und dem jungen Maler zu verstehen zu geben, das er unstreitig einen lebhaften Eindruck auf die Comtesse gemacht habe, da sie seit der Wasserfahrt oft träumerisch und zerstreut sei, auch zu mehrerenmalen die Bemerkung habe fallen lassen, sie erwarte Herrn Neustadt mit Ungeduld, ihre Zeichnungen zu prüfen. Hermine wußte nur zu gut, daß man einem jungen, phantasievollen und etwas eitlen Manne nur zu sagen braucht, diese oder jene Dame schwärme insgeheim für ihn, um ihn für diese oder jene Dame zu entflammen.

Aber sie kam nicht dazu, einen solchen Kunstgriff bei Eduard anzuwenden, denn dieser protestirte jetzt so entschieden gegen Herminens Aeußerung, zeigte sich so indifferent gegen die Reize der Comtesse, hob aber dabei, unvorsichtigerweise und ohne daß er es achtete, diejenigen der Gräfin so lebhaft hervor, daß Hermine plötzlich gewahr ward, das Künstlergemüth des Freundes begeistere sich im Stillen nicht für die Tochter, sondern für die

noch immer ganz annehmbare und verführerische Mutter.

Diese Entdeckung aber brachte die intriguante Hermine auf eine neue Combination. War Eduard nicht ein bildschöner Mann? Und sind vornehme Damen, wenn sie sich in einem Badeorte langweilen, nicht bisweilen gelaunt, sich eine kleine geheime Zerstreuung zu erlauben, in der das Herz die Hauptrolle spielt, oder besser gesagt, den Sinnen ein pikanter, gefälliger Spielraum eröffnet wird? Und war es nicht möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß die Gräfin Starnheim sich in Ischl langweile? Zeigen sich stolze Damen nicht bisweilen unter vier Augen sehr herablassend, sogar gegen Männer, die nicht hochgeboren sind und vielleicht auch keinen besonderen Geist aufzuweisen haben, wohl aber desto mehr körperliche Vorzüge? Hermine frohlockte im Stillen, als ihr jetzt durch den Sinn fuhr, die Gräfin könne den Einfall haben, in Ermangelung von etwas Besserem mit dem in der That schönen jungen Künstler einen kleinen Roman zu spielen. War das aber keine leere Vermuthung und gelang es Herminen, den Beweis für eine solche Verirrung der Gräfin sich zu verschaffen, dann hatte sie ja eine höchst ge-

fährliche Waffe gegen dieselbe in Händen, konnte sie an der Starnheim und dem Grafen eine empfindliche Rache nehmen, besaß sie vielleicht ein völlig hinreichendes Mittel, ihren Vater seinen habgierigen Verwandten zu entreißen, ihn sich ohne große Anstrengungen zu erobern.

So beschloß sie denn, auf die Starnheim und den guten Eduard heimlich ein scharfes Augenmerk zu richten, und vorläufig noch nicht zu Gunsten jenes Planes zu arbeiten, der ursprünglich von ihr entworfen worden war. Es lag ihr weniger daran, die harmlose Leontine zu verderben, als die Mutter derselben unschädlich zu machen; ward dieses nur in irgend einer Weise bewerkstelligt, dann konnte die Comtesse auch allenfalls ganz aus dem Spiele bleiben. Was den jungen Künstler anbelangte, so war Hermine mit sich darüber einig, daß sie, obwohl sie ihm gewogen war, doch keinen Anstand nehmen dürfe, ihn zu opfern, wenn das etwa ihr eigenes Interesse erfordern sollte.

Hermine spielte also die Unbefangene und sagte lächelnd: „Ich bin recht froh, lieber Eduard, daß Ihnen auf so einfache und unverfängliche Art der Zutritt zu uns ermöglicht worden ist — meine Bemühungen in dieser Richtung wären vielleicht

zu meinem oder Ihrem Nachtheile mißdeutet worden — und das führt mich zu der Erwägung, ob es nicht vielleicht besser sei —"

„Ah, Sie wollen wohl gar, daß ich Sie hier nicht kenne?"

„Nicht doch! Aber es ist nicht eben nothwendig, daß man hier etwas von unserem Freundschaftsbündnisse erfahre — ich bin hier nicht gerade in der Stellung einer Dienerin, dennoch könnte es Ihnen in den Augen der — der gräflichen Familie schaden, wenn wir gegen einander Vertraulichkeit zeigen wollten. Mein Gott, wir haben einander in Traunkirchen flüchtig gesehen, und darauf beschränkt sich unsere Bekanntschaft — so kann es ja heißen —"

„Was würden Sie von mir denken, Hermine, wenn ich bereitwillig auf diesen Vorschlag eingehen wollte?"

„Daß Sie der Freundin, die Ihr Bestes will, gehorsam sind, wie Sie es mir gelobt haben! Und ich will, daß Sie mich hier vorläufig nicht näher kennen, verstanden, mein Freund?"

„Ich muß mich wohl fügen, da Sie es so wollen!" erwiderte Eduard anscheinend resignirt, doch innerlich erleichtert.

„Und nun habe ich schon fast zu lange mit Ihnen geplaudert," fuhr Hermine fort. „Zum Glück ist ein Theil der Dienstleute abwesend, auch ist unser Zusammentreffen nicht beachtet. Brauchen doch unsere Damen immer lange Zeit zur Beendigung ihrer Toilette. Man darf uns hier nicht überraschen, ich gehe daher —"

„Noch ein Wort! Sind Sie mit Ihrer Stellung zufrieden?"

„Vollkommen! Es ist mir gelungen, mir das Vertrauen und die Achtung der Gräfin wie der Comtesse zu erwerben. Die Gräfin insbesondere ist eine Dame, welche die höchste Verehrung verdient!"

„Wirklich?! Aber der Kranke, dem Sie Gesellschaft leisten müssen, macht Ihnen wohl bisweilen das Leben sauer — man weiß es ja, wie launisch Kranke sind —"

„Ich habe mich allerdings ein wenig in Geduld zu üben — doch ich besitze ja deren hinreichend! Und nun — leben Sie wohl, Eduard, ich höre Geräusch — die Stimme der Gräfin — sie kommt —!"

„Und werde ich Sie in nächster Zeit nicht anderswo sehen, als allenfalls hier, Sie nur so flüch-

tig und verstohlen sprechen können, wie jetzt? Darf ich Ihnen meine Adresse geben?"

„Ich kenne dieselbe bereits. Vielleicht kann ich demnächst die Villa unter irgend einem Vorwande auf ein Stündchen verlassen — ich werde Sie rechtzeitig davon verständigen. Aber wie könnte ich schicklicher Weise zu Ihnen kommen?"

„Freund Max und ich wohnen ja beisammen, er hat ein kleines Atelier eröffnet, — keine Dame dürfte Anstand nehmen, dasselbe zu betreten und die dort ausgestellten Bilder zu besichtigen —"

„Sehr gut! Auf Wiedersehen also!"

Hermine reichte dem Freunde rasch die Hand und verließ dann eilig und geräuschlos das Empfangszimmer durch eine Seitenthür, so wenig von einer der Zofen oder einem der Diener des Hauses bemerkt, wie von der Gräfin, welche einige Minuten später in das Gemach rauschte.

Wir aber wenden uns von dem Empfangssalon der Villa nach dem im ersten Stocke befindlichen, uns bereits bekannten, kleinen Boudoir der Comtesse.

Die Sonne hatte endlich wieder unbestritten ihre Herrschaft erlangt, die Wolken zertheilt, der Himmel war wieder blau und heiter. Leontine

hatte daher nach dem Bade — es befanden sich Badezimmer in der Villa — den vorschriftsmäßigen Spaziergang abgethan, ein Stündchen in der Gesellschaft ihrer Freundin, der kleinen blonden Baronesse Hellbrunn, verbracht, war dann nach Hause zurückgekehrt und hatte sich in ihr Boudoir zurückgezogen.

Wir finden sie aber dort nicht in behaglicher Ruhe, sondern in voller Thätigkeit.

Sie saß am Fenster, von dem aus man eine liebliche Fernsicht hatte, an einem kleinen Tische.

Dieser war dicht an das Fenster gerückt. Vor der Comtesse, die an dem Tische so Platz genommen, daß ihr Antlitz völlig dem Fenster, dem freundlichen Tageslichte zugewendet war, lag ein geöffnetes Skizzenbuch.

Leontine zeichnete; sie machte den Versuch, aus der Erinnerung ein Bild von der Gosau-Mühle und deren romantischen Umgebung zu entwerfen. Neben dem Skizzenbuche lag eine ziemlich gelungene Photographie der malerischen Sarsteinwand, die sich, der Mühle gegenüber, am nordöstlichen Theile des Hallstädter Sees erhebt.

Die Comtesse hatte sich dieser Photographie bedient, die genannte bewaldete Felsenpartie, welche

auf ihrer Zeichnung den Hintergrund bilden sollte, in flüchtigen Umrissen auf das Papier zu werfen, und war jetzt daran, im Vordergrunde aus dem Gedächtnisse die Mühle sammt dem davor sich ausbreitenden Ufergelände zu skizziren. Es war ihr aber nicht nur darum zu thun, das Häuschen und den Strand wiederzugeben, sondern auch einen Theil der Gruppen, die vor ihrer Abfahrt nach Hallstadt dort ihr Interesse erweckt hatten.

Bald stand die Mühle mit dem daran zum See vorüberrauschenden Bache, durch wenige Striche angedeutet, auf dem Papiere, aber mit den Gruppen, die da und dort, am Wirthshause und Ufer vertheilt werden sollten, schien es seine Schwierigkeiten zu haben. Um ihr Bildchen nicht zu verderben, entnahm die junge aristokratische Dilettantin einer Mappe ein loses Blatt und versuchte vorerst auf diesem die Darstellung jener Gestalten, welche sie ihrer Skizze einzuverleiben gedachte.

Aber ihr guter Wille — wie dies bei Dilettanten gewöhnlich der Fall ist — war stärker als ihre Begabung zum Concipiren, und diese ließ sie im Stich.

Halb unmuthig, halb lächelnd zerriß sie das

Blatt mit den mißlungenen Entwürfen und legte ein zweites vor sich hin.

Aber sie begann nicht sofort einen zweiten Versuch, sondern stützte das Haupt und blickte sinnend durch das geöffnete Fenster hinaus auf die von der Sonne beglänzte Landschaft, die nach dem Regen, der so lange angehalten hatte, jetzt doppelt frisch und lieblich erschien.

Leontine vertiefte sich immer mehr in ihre Träumerei; sie vergaß augenscheinlich Alles um sich her und was sie beabsichtigt hatte, ja, sie dachte wohl kaum an das, worauf ihr Blick ernst und sinnend ruhte.

Leontinens reizende Züge nahmen allmählich einen wehmüthigen, traurigen Ausdruck an, es lag etwas wie eine unstillbare Sehnsucht darin.

Und nun entrang sich ihren rosigfrischen Lippen ein kaum hörbarer Seufzer. Sie senkte das noch immer gestützte Haupt, ihr Blick suchte jetzt, wie mechanisch, das neben ihr Skizzenbuch hingeschobene Blättchen. Sie begann darauf zu zeichnen.

Anfänglich war es, als sei sie sich kaum bewußt, daß sie den Bleistift handhabe, es war mehr eine absichtslose Beschäftigung, bei welcher der Geist kaum verweilte, dann aber nahm, was Leontine entwarf, bestimmtere Gestalt an, lenkte sich

ihre Aufmerksamkeit mehr und mehr darauf, zeichnete sie eifrig und eifriger, mit dem unzweifelhaften Bestreben, das festzuhalten und treulich wiederzugeben, was in diesem Momente vor ihrem inneren Auge schwebte.

Es war die kräftige, imposante, stolze Erscheinung eines Mannes. Er trug die Kleidung der Gebirgsbewohner des Salzkammergutes, den breitrandigen Hut, die kurze Joppe; ein Vollbart umrahmte sein edelgeformtes Antlitz. In der Tracht glich er einem Waldbauer, in der Haltung voll Hoheit und Adel einem Cavalier.

Noch wenige Striche und das Bild war vollendet. Leontine legte den Bleistift beinahe hastig zur Seite und prüfte, was sie — wie sollen wir uns ausdrücken? — gewissermaßen mit erhöhter Seelenthätigkeit, in lebhafter Erregung geschaffen hatte.

Sie war so zu sagen über sich selbst betroffen, denn wie wundersam ähnlich hatte sie in Zügen und Haltung jenen Mann wiedergegeben, der ihr seit Kurzem in ihren Träumen erschien, an den sie, wider ihren Willen, fort und fort denken mußte — den Waldmenschen.

Was war es mit ihm? Und welche Zauber=

macht besaß er, daß er ihren Sinn in Banden schlug, daß ihr Herz heftiger pochte, wenn sie der Begegnung mit ihm gedachte, daß sie ein Hangen und Bangen ergriff, so süß und doch wieder so traurig, wenn sie sich sein räthselhaftes Wesen, den Ausdruck seines geheimen Schmerzes, seinen kühnen und doch wieder so seelenvoll weichen, melancholischen Blick in's Gedächtniß zurückrief? Und was war in ihrem Gemüthe vorgegangen, daß jetzt etwas wie schmerzliche Sehnsucht sie durchrieselte, als sie so auf das wohl treue und dennoch unvollkommene Conterfei des seltsamen Mannes herniederschaute? War es nicht, als ob er sogar in diesem Bilde, das sie doch selbst geschaffen, noch Macht über sie besitze? Ward ihr Gemüth nur von den wechselvollsten Empfindungen bestürmt, weil jener Mann ihr das Leben gerettet? Oder —?

Ihre Augen wurden feucht und dennoch wandte sie dieselben nicht von der Zeichnung ab; ihr Busen wogte lebhaft, von Neuem seufzte sie, nochmals vergaß sie Alles um sich her, versank sie in wehmüthiges Träumen.

Da schreckte sie plötzlich ein Geräusch aus ihrem Sinnen auf.

Günther hatte das Zimmer der Schwester betreten, ohne daß von dieser sein Kommen bemerkt worden war.

Er stand jetzt hinter ihr und räusperte sich.

Leontine blickte sich hastig um und sah zu dem Bruder auf. Aber sie lachte nicht unbefangen, wie damals, als sie Günther auf der Veranda überrascht hatte, während sie durch ein Opernglas nach der Promenade schaute und er dann vermuthete, sie habe darnach getrachtet, dort den Obersten Leskow zu erspähen. Sie war im Gegentheil heute sichtlich befangen, beinahe bestürzt, als ihr Blick demjenigen des Bruders begegnete. Erröthend und fast instinctartig zerknitterte sie die Skizze, welche sie von dem Waldmenschen entworfen hatte.

Doch das geschah zu spät, denn der junge Diplomat hatte das Bildchen bereits gesehen.

„Warum willst Du jene Zeichnung vernichten?“ fragte er.

Leontine faßte sich; sie lächelte, aber es gelang ihr das nur mit einiger Anstrengung. Sie gab sich den Anschein, mit ihrem Bruder ein wenig zu schmollen.

„Ei,“ sagte sie, „es ist durchaus nicht schön,

daß Du es darauf anlegst, meine kleinen Geheimnisse zu erspähen!"

„Deine kleinen Geheimnisse?"

Leontine deutete auf ihr Skizzenbuch und den unvollendeten Entwurf.

„Ich wollte Dich damit überraschen," fuhr sie fort, „doch nun hast Du meine Absicht vereitelt!"

Günther warf einen flüchtigen Blick auf die skizzirte Landschaft.

„Ah, das soll die Gosau-Mühle sein, nicht wahr? Das Bild wird ganz allerliebst werden! Aber Du zeichnetest nicht daran, als ich eintrat!"

„Allerdings!" antwortete Leontine, indem sie aufstand und das zerknitterte Papier an sich nahm. „Ich entwarf einige Gruppen, sie als Staffage auf das Bild zu übertragen — aber sie sind mir mißlungen —"

„Wie ich sehe, hast Du kurzen Proceß damit gemacht!" fiel ihr Günther lachend in's Wort, während er auf das zerrissene Blatt hinwies, welches neben dem Tische auf dem Fußboden lag. „Jene Zeichnung aber, welche Du dort so angelegentlich zerdrückst und vermuthlich dem Papierkorbe opfern willst, scheint denn doch nicht ein solches Schicksal zu verdienen. Laß doch sehen!"

Leontine zögerte.

„Ich zeige nicht gern einen mißlungenen Versuch —!" meinte sie ausweichend. Dann setzte sie, nach kurzer Ueberlegung, mit der Miene der Unbefangenheit hinzu: „Doch da Du mir bereits ein wenig indiscret über die Schulter geblickt, so mag es sein!"

Sie reichte Günther das zerknitterte Blatt, der es entfaltete, glatt strich und nun aufmerksamer die Zeichnung betrachtete. „In der That," bemerkte er lächelnd, „so vortrefflich Deine Skizze angelegt ist, dürfte sie doch wohl eine verfehlte sein, denn s o sieht unmöglich ein Gosauer Bauer aus!"

„Und doch habe ich getreulich versucht, das Original zu copiren — meinen Lebensretter!"

„Ah, jenen seltsamen Waldmenschen, von dem Du mir erzähltest und der Euch Allen so geheimnißvoll erschienen ist? Wenn er auch nur annähernd so aussieht, wie Du ihn da gezeichnet hast, so muß er freilich ein mysteriöses Wesen sein und keinesfalls ein Bauer!"

„Du hast Recht, Bruder! Das ist auch meine feste Ueberzeugung! Es ist sicher ein Unglücklicher, der bessere Tage kannte, bevor er in die Waldeinsamkeit von Gosau verschlagen ward. Schon

daß er sich unserem Danke entzog, deutet darauf hin —"

„Ja, ja, er mag sich seiner jetzigen Stellung schämen —"

„Das glaube ich kaum, denn seine ganze Erscheinung drückte jenen edlen Stolz aus, der nur Jenem eigen ist, dem unverschuldete widrige Schicksale nicht sein Selbstgefühl zu rauben vermögen!"

„Du sprichst mit vieler Wärme von jenem Menschen, von dem Du nicht wissen kannst, Leontine, ob nicht sein Vorleben ein schuldbeladenes war — doch ich will Dich nicht tadeln, er hat Dir das Leben gerettet, Du bist ihm — nein, wir Alle sind ihm zu großem, zu ewigem Danke verpflichtet. Ich bedauere jetzt lebhaft, daß ich damals nicht an Eurem Ausfluge theilgenommen, ich hätte dann jenen Mann ebenfalls gesehen, ihn vielleicht kennen gelernt und jedenfalls größere Anstrengungen als der Vater gemacht, seiner sofort habhaft zu werden, ihm unsere Erkenntlichkeit aufzubringen —"

„Der Vater hat mir wohl gleich nach unserer Heimkehr versprochen," unterbrach ihn Leontine bewegt, „über jenen Mann Erkundigungen einziehen zu wollen, ihm meinen innigsten Dank zu übermitteln, ihn in zartfühlendster Weise aufzufordern,

sich darüber zu äußern, was wir für ihn thun könnten, die Schuld der Dankbarkeit gegen ihn abzutragen — aber ich fürchte, — Du kennst den Vater, Günther, — ich fürchte, daß er noch keinen solchen Schritt gethan hat — und dieser Gedanke, oh, Du wirst es begreifen, ist mir unerträglich — !"

„Ich fühle und denke wie Du, Leontine! Unsere Ehre erfordert es, daß in dieser Hinsicht irgend etwas geschehe, daß wir jenen Mann — wer er auch immer sein möge — aufsuchen, wenn er selbst zu ehrenhaft, zu stolz ist, einen Lohn von uns zu fordern. Ich werde noch heute mit dem Vater darüber reden —"

„Ach ja!" rief Leontine lebhaft.

„Und hat er noch nichts in dieser Sache gethan, so nehme ich sie auf mich — und müßte ich mich selbst in die Gosau verfügen und Deinen Lebensretter aufsuchen!'

„Wie? Du wolltest —?" fragte Leontine freudig erregt.

„Gewiß werde ich das!" entgegnete Günther voll Entschiedenheit, während er die Skizze auf den Tisch legte. „Ich kenne nichts, was abscheulicher sein könnte, als Undank. Wir wollen uns desselben nicht schuldig machen, Schwester. Und

wenn ich es recht überlege — ja, ja, es dürfte am besten sein, wenn ich den Vater bestimme, mir das Ordnen dieser Angelegenheit ganz allein zu überlassen — was ich durch Dich über den räthselhaften Mann weiß, der Dir das Leben gerettet hat, läßt mich vermuthen, daß man ihm gegenüber mit dem äußersten Zartgefühl auftreten muß, denn er ist entweder ein Mensch, den die Gesellschaft ausgestoßen hat, oder ein Sonderling, der sie freiwillig meidet. Im letztern Falle wird er unsern Dank verächtlich von sich weisen, aber das soll mich nicht abhalten, meine Pflicht gegen ihn zu erfüllen. Und wenn ich ihn finde, wie ich ihn mir jetzt nach Allem vorstelle, was ich über ihn gehört habe, so lohnt es sich vielleicht, einen Versuch zu wagen, ihn zu einer menschenwürdigeren Existenz zu bekehren!"

„Oh, wie gut Du bist!" rief Leontine und flog erregt an die Brust ihres Bruders.

Günther machte sich sanft von der Umarmung los und blickte verstohlen und befremdlich auf die Schwester, die erröthend den Blick senkte.

Dann sagte er, nach kurzer Pause, mit dem Ausdrucke tiefer Bekümmerniß: „Ich bin eigent-

lich gekommen, mit Dir von etwas ganz Anderem zu reden!"

Die Stimme Günther's klang so traurig, daß Leontine hastig und beunruhigt zu ihm aufschaute. Noch ehe sie ihn befragen konnte, fuhr der Bruder fort: „Dir ist wohl nicht bekannt, daß der Vater an seinen Rechtsanwalt, den Doctor Schuler, geschrieben und ihn hierher beschieden hat?"

„An den Doctor Schuler in Wien?"

„Ja!"

„Man hat mir nichts davon gesagt, — Du weißt, die Mutter spricht nicht mit mir über die Angelegenheiten des Vaters."

„Diejenige, in welcher der Rechtsanwalt vom Vater hierher beschieden worden ist, geht auch uns an!"

„Auch uns? Und Du sagst das sichtlich verstimmt, Bruder, ja sogar betrübt? Was hat das zu bedeuten?"

„Der Doctor soll ein Document aufsetzen und rechtskräftig ausfertigen — ein Document, durch welches Onkel Hermann sein ganzes Vermögen jetzt schon an Dich und mich abtritt. Da der Vater ohne Zweifel nicht will, daß ein hiesiger Advocat oder Notar einen Einblick in unsere Ver=

hältnisse bekomme, so hat er sich an den Doctor gewendet, den er in Wien wußte. Der alte Herr hat auch bereits geantwortet, aber geschrieben, daß er erst in acht Tagen oder noch etwas später hier eintreffen könne."

„Mein Gott, Du erschreckst mich, Günther! Ist des Oheims Zustand denn derart, daß man seiner nahen Auflösung gewärtig sein darf? Mir scheint doch, daß er sich seit Kurzem wohler als sonst befindet, ihm die Ischler Luft sehr gut thut!"

„Das ist auch unzweifelhaft der Fall! Onkel Hermann beginnt sichtlich, sich zu erholen, wir haben nichts für ihn zu befürchten, und er selbst denkt auch wohl nicht an's Sterben!"

Die anfänglich betroffene Miene Leontinens nahm wieder einen ruhigeren Ausdruck an.

„Dem Himmel sei Dank!" sagte sie. „Aber da ist es um so befremdender, daß dem Oheim gerade jetzt der Einfall gekommen ist —"

„Er hat diesen Einfall auch nicht gehabt, sondern er ist durch unsere — Eltern dazu bestimmt worden, eine solche Verfügung zu treffen. Ich weiß, daß er bisher sogar immer eine gewisse Scheu davor hegte, auch nur sein Testament zu

machen, aber es scheint, es gelang unserer Mutter, ihn zu anderer Ansicht zu bekehren —"

„Und woher weißt Du, daß der gute Onkel —?"

„Der Vater hat mir davon diesen Morgen, bevor er ausging, Mittheilung gemacht. Er sagte, es sei ihm und der Mutter gelungen, den Oheim zu überzeugen, daß es vorsichtig und weise handeln heiße, wenn er sich schon jetzt zu Gunsten seiner Erben — und das sind ja wir, liebe Schwester — seines Vermögens entäußere."

„Vorsichtig und weise?" fragte Leontine erstaunt. „Wie soll ich das verstehen?"

„Schon seit Jahren ist es des Onkels Wunsch und Wille, daß wir, Du und ich, seine alleinigen Erben sein sollen. Das hätte allerdings nach der Form Rechtens durch eine letztwillige Verfügung längst festgestellt sein können, doch der Onkel hat gemeint, dazu sei es noch immer Zeit, und so unterblieb es denn bis zur Stunde. Wie es gekommen, daß er plötzlich beabsichtigt, nicht etwa sein Testament zu machen, sondern uns durch eine Schenkungsacte in den Besitz seines gesammten Vermögens zu setzen, das kann ich nicht mit Bestimmtheit sagen, doch — habe ich so meine Gedanken darüber —"

„Ah — ich weiß, was Du denkst, Günther! Unsere Eltern drängten den armen Oheim so lange, bis —"

Leontine stockte und blickte den Bruder wehmüthig an. Günther antwortete nicht, er fuhr mit der Hand über die Stirn.

Die Comtesse nahm nach kurzer Pause von Neuem lebhaft das Wort.

„Welchen Grund aber können Vater und Mutter gehabt haben," flüsterte sie, „auf den Onkel in einer so delicaten Angelegenheit einen Druck auszuüben? Warum diese unnöthige Hast, die wie Mißtrauen und Habgier aussieht?"

„Und die obendrein etwas Verletzendes hat, für den Oheim, wenn er zu dieser Handlung gedrängt ward, und für uns — die wir den Vortheil daraus ziehen sollen!" murmelte Günther verdrießlich vor sich hin.

„Allerdings, Bruder! Oh, Du hast ganz Recht! Und wenn es unumgänglich nöthig sein sollte, uns vor dem Tode des Oheims durch irgend einen Act sicher zu stellen, warum genügt da nicht ein Testament, das uns zu Erben einsetzt?"

„Weil es angefochten werden oder wenigstens

zu ärgerlichen Auseinandersetzungen führen könnte, wie der Vater meint."

„Wie so?"

„Es ist Dir bisher verschwiegen worden, daß der gute Onkel als ziemlich junger Mann ein Verhältniß mit einem Mädchen aus dem Bürgerstande hatte —"

„Ah!"

„Ob Onkel Hermann anfänglich daran gedacht hat, das Mädchen zu heirathen, besonders als das Verhältniß nicht ohne Folgen blieb, das kann ich nicht mit Gewißheit behaupten; es scheint aber fast so, wenigstens, daß unser Oheim, wenn auch nicht schriftliche, doch mündliche Versprechungen gab, die er nachher nicht einhielt, oder die einzuhalten er durch seine Angehörigen verhindert ward. Jenes Geschöpf aber, das ihn eine Zeit lang beherrschte, war ein durchtriebenes, habsüchtiges Frauenzimmer, und als diese Person sah, daß Onkel Hermann sie nicht zu einer Gräfin, und sein Kind nicht zu einer Comtesse machen werde —"

„Wie? Der Onkel hat eine Tochter —?"

„Da beutete sie ihn auf die unverschämteste Weise aus, bis sie endlich durch bündige Verträge und die Behörde zur Ruhe verwiesen ward. So

viel ich weiß, war es unser Vater, der die fatalen Angelegenheiten leitete und zum Abschluß brachte. Ich will nicht näher untersuchen, Leontine, was den Vater hauptsächlich bestimmte, sich dieser keineswegs respectablen Sache so energisch anzunehmen — genug, sie wurde in einer Weise gelöst, durch welche der arme willenlose Oheim wohl dem Einflusse jener speculativen Person entrissen ward, doch dann in eine Abhängigkeit anderer Art gerieth, die ich wohl nicht nöthig habe, Dir näher anzudeuten!"

Leontine seufzte.

„Ich glaube nun zu verstehen, was Du vorhin sagtest, die Motive zu errathen, welche unsere Eltern leiteten, als sie den Onkel bestimmten, uns jetzt schon sein Vermögen zu überantworten!" sagte sie. „Lebt jene Person, die einst —?"

„Ich weiß es nicht —"

„Und die — Tochter —?"

„Aller Wahrscheinlichkeit nach!"

„Nun, dann fürchtet unser Vater jedenfalls, sie könnten nach dem Ableben des Oheims noch mit Ansprüchen herausrücken, falls alsdann noch ein Vermögen vorhanden wäre. Ist es aber bereits durch Schenkung in unsere Hände überge-

gangen, dann würden jene Personen vergebens einen Proceß gegen uns anstrengen, könnte es nicht einmal dazu kommen, nicht wahr?"

„So ist es! Und beiläufig dasselbe sagte mir der Vater in unserer heutigen Unterredung —"

„Auch mag er wohl die Furcht hegen, Onkel Hermann könne noch vor seinem Lebensende gewisse Verfügungen zu Gunsten seiner Tochter treffen —"

„Das mag allerdings dazu beigetragen haben unsern Vater anzutreiben —"

„Und — Bruder, die Hand auf's Herz, würdest Du es nicht ganz natürlich finden, wenn der Onkel vorerst das Bedürfniß fühlen sollte, vor Allem sein Kind zu bedenken, und dann erst uns? Mag es auch die Tochter einer Unwürdigen sein, die seine Gefühle vielleicht zu selbstischen Zwecken mißbrauchte, es ist ja doch und bleibt sein Kind! Ob legitim oder nicht, hat es Rechte an das Vaterherz! Man fand sich seinerzeit mit der Mutter ab, ganz gut, aber — wenn diese eine verächtliche und leichtsinnige Person ist oder war, wie Du sagst oder Dir gegenüber der Vater behauptet hat — kann sie nicht das vergeudet haben, was sie als eine Abfertigung für sich und ihr Kind

erhielt? Und wenn uns der gute Oheim, durch unsere Eltern dazu überredet und gedrängt, sein Vermögen überantwortet, nichts für sich behält, kann dies nicht in demselben Augenblicke geschehen, in welchem unseres Onkels einziges Kind am Hungertuche nagt? Und falls nun diese Tochter nicht in die Fußtapfen der Mutter sollte getreten sein, wenn sie nun ehrenhaft und rechtschaffen wäre, die Liebe ihres Vaters verdiente, könnten wir uns da mit gutem Gewissen in Hab' und Gut des Oheims theilen? Wahrlich, ich möchte eher auf meinen Antheil Verzicht leisten, als eine Ungerechtigkeit begehen!"

„Das ist brav gedacht, Schwester! Ich bin mit Deiner Gesinnung vollkommen einverstanden — nur giebt es da Eins zu bedenken — vielleicht taugt die Tochter so wenig wie die Mutter; wäre es in einem solchen Falle nicht eine Thorheit, wollten wir Menschen gegenüber, die keine Achtung verdienen, Entsagung üben? Würden wir denn nicht dem Oheim dadurch einen schlechten Dienst leisten?"

„Freilich — wenn Du es so nimmst — aber wer kann es wissen, ob —?"

„Und ist es nicht möglich, nach der Erklärung

unseres Vaters sogar fast unzweifelhaft, daß der Onkel für die Folgen seiner Unvorsichtigkeit mehr als hinreichende Opfer gebracht hat?"

„Was nennst Du hinreichend, Günther? Er hat seine Tochter nicht anerkannt —! Wenn diese wie ich denkt, dann könnte sie sich nicht mit einer Abfindungssumme, und wäre sie noch so groß, zufrieden geben — denn welchen Ersatz könnte diese für den Makel bieten, der auf ihrer Geburt lastet?"

„Liebe Leontine, Du siehst die Welt noch im rosigen Lichte, ich aber sage Dir, daß die Mehrzahl der Menschen sich nur von gemeinem Interesse leiten läßt und daß die Meisten sich nicht viel aus einem solchen Makel machen würden, vorausgesetzt, er sei mit namhaften pecuniären Vortheilen verknüpft. Ich thue vielleicht der außerehelichen Tochter des Onkels Unrecht, aber was läßt sich von ihr erwarten, die unter dem Einflusse einer Mutter aufgewachsen sein wird, welche, wie unser Vater behauptet, stets Alles daran setzte, den Oheim auf die unverschämteste Weise auszubeuten. Bevor wir Rücksicht auf sie nehmen, müßten wir wissen, ob es sich auch der Mühe verlohne —!"

„Und kennt man ihren Aufenthalt? Ist er

dem Vater bekannt? Der Onkel dürfte ihn doch wissen —"

„Es kann sein — und auch nicht, da der Oheim ja so gut wie gar keine Verbindung mit der Außenwelt hat, seit Jahren alle Briefe an ihn durch die Hände unserer Eltern gehen, diese daher leicht in der Lage sind, Alles von ihm fern zu halten, womit er, nach ihrer Ansicht, nicht behelligt zu werden braucht!"

Leontine sann einen Augenblick nach.

Dann sagte sie rasch: „Und meinst Du nicht, Günther, daß es unsere Pflicht sei, nicht so ohne Weiteres die Schenkung von unserem Oheime anzunehmen? Wenn Du zuvor mit ihm über den Gegenstand reden wolltest, den wir soeben erörtert haben — wir würden doch wohl dann erfahren, ob wir mit ruhigem Gewissen —"

„Mit dem Onkel reden?" unterbrach sie Günther kopfschüttelnd. „Unmöglich! Kann ich, der Neffe, Dinge erörtern, die den Oheim denn doch wohl sehr beschämen würden? Fürwahr, Schwester, ich weiß nicht, was sich da thun läßt, ich finde um so weniger einen Ausweg, als unsere Eltern zu dem Schritte drängen, den Onkel Hermann thun soll,

wir aber uns gewissermaßen — in einer Nothlage befinden!"

„Wie meinst du das? Mein Gott, Deine Züge verfinstern sich — was hast Du auf dem Herzen?"

„Du weißt noch nicht Alles — und was ich Dir vertrauen muß, wird Dich erschüttern! Die Besorgniß, daß nach dem Ableben des Oheims dessen natürliche Tochter an den Nachlaß desselben gewisse Ansprüche erheben könnte, ist nicht der Hauptgrund, weshalb unsere Eltern den kranken Mann bestimmt haben, noch bei Lebzeiten seine Besitzthümer auf uns zu übertragen —"

„Was Du sagst!" rief Leontine erstaunt. „Aber welcher Grund könnte sonst noch obwalten?"

„So erfahre denn — Vater und Mutter befinden sich in der peinlichsten Geldverlegenheit!"

„Ah! Wie ist das möglich?"

„Wir haben uns vollständig über die Vermögensverhältnisse des Vaters getäuscht. Wir wußten wohl — und leider ist das auch Anderen nicht unbekannt — daß unser Aufwand zum größten Theile von den Einkünften des Oheims bestritten worden ist und noch wird, aber wir

dachten doch, daß der Vater noch über ein ganz anständiges Vermögen zu verfügen habe. Dem jedoch ist nicht so, er war schon finanziell zu Grunde gerichtet, als er sammt uns zu dem Onkel Hermann zog und den willenlosen, schüchternen und kränklichen Mann dahin brachte, die freie Verfügung über seine bedeutenden Interessen dem Bruder zu überlassen."

„Mein Gott," stammelte Leontine erblassend, „und der Vater hat diese Vergünstigung mißbraucht, hat nicht nur die Einkünfte des Oheims verausgabt, sondern auch eine Schuldenlast auf dessen Besitzthümer gehäuft?"

„Nein! So schlimm ist es nicht gekommen, aber leider wäre das wohl geschehen, hätte unser Vater auch über die Kapitalien und den Grundbesitz seines Bruders uneingeschränkt verfügen können. Doch eine derartige Vollmacht, so oft sie auch von dem Vater mag angestrebt worden sein, hat der sonst so schwache und nachgiebige Onkel Hermann, wie aus Allem erhellt, niemals dem Bruder ertheilt; so viel ich weiß, ist also das Vermögen des Oheims unangetastet geblieben, nicht einmal mit Schulden belastet —"

„Dem Himmel sei Dank!“ murmelte Leontine, erleichtert aufathmend.

Günther fuhr fort:

„Da aber die Einkünfte Onkel Hermann's seit Jahren nicht ausreichten, die Ausgaben zu decken, zu denen sich unsere Eltern verleiten ließen, so häuften sie Schulden auf Schulden, für deren Tilgung der Oheim nicht aufzukommen hat, sondern die sie allein ihren Gläubigern gegenüber verantwortlich machen! Es versteht sich von selbst, daß es dem Vater sowohl wie der Mutter leicht werden mußte, derartige Schulden zu contrahiren — sie brauchten nur auf das große Vermögen hinzuweisen, das ihren Kindern zufalle, auf das Vermögen und auf die Hinfälligkeit des Erblassers, um überall bereitwilligst Credit und Geld zu erhalten.“

„Und glaubst Du, daß der Onkel darum wisse?“ fragte Leontine bestürzt. „Hat sich der Vater wohl gar vergeblich mit der Bitte, die Gläubiger zu befriedigen, an ihn gewendet?“

„Der Onkel weiß nichts davon, ich bin dessen so gut wie gewiß. Es ist ja dem Vater genugsam bekannt, daß sein Bruder mit einer beinahe krankhaften Aengstlichkeit von jeher daran festhielt, daß

auch nicht eine einzige seiner Besitzungen veräußert oder mit fremden Geldern belastet werden dürfe. Unser Vater wollte ohne Zweifel den Oheim nicht mißtrauisch machen und verhehlte ihm daher alle jene Verlegenheiten, in der Hoffnung, seine Angelegenheiten bald auf eine andere Art ordnen zu können."

„Auf welche andere Art wäre das möglich, wenn nicht Onkel Hermann —?"

„Begreifst Du denn nicht, liebe Schwester, daß Vater und Mutter nur darum unsern Oheim drängen, uns jetzt schon sein Vermögen zu überlassen, weil sie wissen, daß sie mit ihren Kindern leichter sich arrangiren können, als mit dem nach ihrer Ansicht eigensinnigen Kranken?"

„Ah —!"

„Ist uns nur erst die Schenkungsacte übergeben, dann gehört uns Alles, dann kann der Onkel nichts mehr drein reden, wenn der Vater an unser kindliches Gefühl, unsere Dankbarkeit, unseren Gehorsam appellirt und an uns die Forderung stellt, daß wir einige der Güter verkaufen, um seine und der Mutter Gläubiger zu befriedigen, die wohl bereits begonnen haben, sie ungestüm zu bedrängen! Vor Allem dürfte wohl die

Mutter ihren Einfluß auf Dich geltend zu machen suchen."

„Mein Gott, ich wäre ja gern bereit, den Eltern Alles zu überlassen, damit sie in die Lage kommen könnten, sich der peinlichen Situation zu entziehen, in der sie sich befinden müssen — und würdest nicht auch Du ohne Zögern ein solches Opfer bringen?"

„Ich kenne meine Sohnespflicht und würde ihr gemäß handeln. Aber weißt Du, was die Folge unserer kindlichen Willfährigkeit sein würde? Es ist hart, an seinen Eltern Kritik üben zu müssen, doch die Umstände drängen uns dazu — wir dürfen uns nicht verhehlen, Leontine, daß wir sämmtlich einer gefahrdrohenden Zukunft entgegengehen, wenn sich Alles nach Wunsch unserer Eltern gestaltet!"

„Wie —?!"

„Der Vater hat ein ansehnliches Vermögen besessen, so ansehnlich, wie dasjenige des Onkels ist, das uns zufallen soll. Unsere Eltern verstanden es nicht, sich jenes Vermögen zu bewahren, ihr Hang zur Verschwendung ist noch heute so ungemessen, wie er es von jeher war, — was wird die Folge davon sein, wenn wir nicht umhin

können, in ihre Hände zu legen, was wir des Onkels Güte und Großmuth verdanken? Nenne mich einen Dummkopf, Schwester, wenn nicht binnen wenigen Jahren das ganze, auf uns übertragene, Vermögen Onkel Hermann's verausgabt ist! Für meine Person würde ich mir nichts daraus machen, denn ich weiß mir mein Fortkommen durch das zu sichern, was ich gelernt habe, doch Du — wie traurig ist die Existenz einer armen Comtesse! Und lassen wir selbst uns aus dem Spiele, so bleibt — abgesehen davon, daß ich nicht zu denken wage, wie es dann unseren Eltern ergehen würde — vor Allem noch zu berücksichtigen, daß der Oheim möglicherweise noch jahrelang leben kann. Was wäre sein Loos, wenn wir ihm nicht mehr ein sorgenfreies, behagliches Alter zu sichern vermöchten? Hätte er uns nicht Alles vertrauungsvoll überlassen, dann wäre er nicht dahin gelangt, den Leidenskelch bitterer Armuth zu leeren. Das würde er sagen und uns fluchen!"

„Du hast Recht!" hauchte Leontine tief ergriffen und betrübt.

„Auf der einen Seite also trostlose Aussichten, eine furchtbare Verantwortlichkeit, die ich nicht auf mich nehmen mag, auf der anderen — wenn wir

den Gründen der Vernunft mehr Rechnung tragen, als den, wie ich fürchte, unersättlichen Anforderungen unserer Eltern — ein Zerwürfniß mit diesen! Du siehst, daß ich nicht übertrieb, als ich vorhin sagte, wir befinden uns in einer Nothlage! Die jetzige Situation des Vaters mag eine sehr peinliche sein, dennoch kann ich nicht anders als tief beklagen, daß er nach einem solchen Auswege greift, und wahrlich, meine ganze Natur sträubt sich gegen diesen Handel, in dem wir die Vermittlerrolle spielen sollen, drängt mich, den armen, so wenig welterfahrenen Oheim von seinem Vorsatze abzubringen, doch ihn zugleich zu beschwören, die momentane Verlegenheit unserer Eltern zu beseitigen!"

„Ach, Günther, das kannst Du nicht, ohne die jetzige Stellung des Vaters zu gefährden — der Oheim ist schwach, doch wer weiß, wenn er erfahren sollte —! Mein Gott, steht es denn wirklich mit dem Vater so schlimm? Und hat er es Dir selbst gesagt?"

„Nein! Aber er ließ Andeutungen fallen, die mir genügten, seine Lage zu erkennen. Doch das ist nicht Alles! Ich habe durch Zufall erfahren, daß der Bankier Wolffsohn nicht ein Geschäfts-

agent unseres Vaters, sondern sein Hauptgläubiger ist, und daher die außerordentliche Rücksicht, welche der Vater auf diesen anmaßlichen Menschen nimmt. Ich habe das längst geahnt, und eben diese Vermuthungen und die Besorgniß vor irgend einer Katastrophe — der wir jetzt in Wahrheit entgegengehen, wir dürfen uns das nicht verhehlen, Leontine — machten den Wunsch in mir rege, mich wieder in's Ausland zu begeben. Und wenn ich bedenke, daß ich so —"

„Du könntest mich in einem Augenblicke verlassen, Bruder, wo Alles auf mich eindrängt, wo ich ohne Dich rathlos wäre?" stieß Leontine lebhaft und beunruhigt hervor, indem sie flehend zu Günther aufschaute.

„Nein!" versetzte dieser bewegt, doch fest. „Ich bleibe, denn nur ein Feiger flieht die Gefahr. Und ich fürchte, arme Leontine, eine solche droht Dir auch noch von anderer Seite, denn noch bin ich nicht über Leskow im Klaren!"

Leontine wollte antworten, doch es ward an die Thür gepocht und dann trat ein Diener in das Boudoir und meldete, die Frau Gräfin lasse der Comtesse sagen, der junge Maler sei da und wünsche auch ihr seine Aufwartung zu machen.

„Ich komme gleich!" sagte Leontine.

Der Diener verschwand.

Günther aber blickte die Schwester zärtlich an und sagte zuversichtlich: „Bleiben wir unserer ehrlichen Gesinnung treu, und wir werden das Rechte finden!"

Er wollte gehen. Leontine hielt ihn noch einen Augenblick zurück.

„Und wirst Du — meinen Lebensretter aufsuchen?" fragte sie zögernd und sichtlich in einiger Befangenheit.

„Auf jeden Fall, und an einem der nächsten Tage, verlaß Dich darauf, Schwester. Es ist eine Ehrenschuld, die wir abtragen müssen! Leb' wohl!"

Ende des zweiten Bandes

Druck von G. Pätz in Naumburg a/S.

13/3.

Der Waldmensch.



13/3

Der Waldmensch.

2055

Roman aus dem Salzkammergute.

Von

Adolf Schirmer.

Dritter Band.

Das Recht der Uebersetzung ist vorbehalten.

Leipzig,
Bernhard Schlicke.
1873.

Inhalt des dritten Bandes.

Wir müssen die Freunde Eduard und Max aufsuchen, die in dem uns bereits wohlbekannten „Hôtel garni“ gemeinschaftliche Sache gemacht hatten.

Die beiden jungen Leute hatten nicht mehr nöthig, die Bodenstiege des Stalltractes zu erklimmen, sie wohnten seit einigen Tagen nicht mehr über der duftspendenden Stallung. Max hatte Glück gehabt und für sich und seinen Gefährten eine menschenwürdigere Wohnung in dem gegenüberliegenden Tracte erobert, ein ziemlich elegantes Zimmer und ein daranstoßendes leidlich geräumiges Cabinet. In dem letzteren schliefen sie, in dem ersteren hatte Max seine photographischen Bilder und seine Apparate aufgestellt; etwa ein Drittel des Gemaches war durch einen improvisirten Vorhang von dem übrigen Raume geschieden, und hinter diesem Vorhange befand sich das Laboratorium des Photographen.

Da Max gesonnen war, während seines Aufenthaltes im Salzkammergute keine Personen, sondern nur Landschaften aufzunehmen, so hatte er seine „menschenwürdige Errungenschaft“ nicht zu einem Atelier eingerichtet, sondern nur so etwas wie einen bescheidenen „Ausstellungssalon“ daraus

geschaffen. Und dieser fand bereits einen ganz artigen Zuspruch, denn die in der That trefflichen Bilder, welche an der Einfahrt des Hauses und in der Vorhalle des Hôtel Bauer in Auslagkästen ausgestellt waren, thaten ihre Schuldigkeit und trugen dem geschickten Photographen Besuche von Seiten mancher eleganten und vornehmen Kurgäste ein, zumal Max Teuffert's Leistungen ja schon von der Residenz her renommirt waren.

Der „Salon" nebst Anhängsel waren freilich namhaft kostspieliger als die Bodenkammern über dem Stalle, doch machten sich unsere Künstler nichts daraus, denn erstens war Max ja nicht unvermögend und zweitens durfte er mit Sicherheit erwarten, daß die einlaufenden Bestellungen nicht nur die Auslagen decken, sondern ihm auch noch einen hübschen Ueberschuß liefern würden, und was Eduard betraf, so steuerte er wohl nicht zum Zinse bei, half aber dagegen dem Freunde, wenn es nöthig war, bereitwillig beim Ausbessern der Photographien und ersparte ihm also einen gewandten Retoucheur.

Seit aber in Ischl der „Salon Teuffert" existirte, fand sich Niemand dort fleißiger ein, als der kleine dicke Rentier Pusemann. Er wohnte

ja ohnehin in demselben Tracte des Hauses, unmittelbar neben den Künstlern.

Und obwohl der lustige Max den kleinen Mann mit der fabelhaften Nase bisweilen gar arg neckte, hinderte das diesen doch nicht, sich immer enger ihm anzuschließen, denn ihm sagte die frische, muntere Laune Teuffert's ganz besonders zu, auch interessirten ihn dessen Manipulationen ganz ungemein, und er hatte es sich in den Kopf gesetzt, ihm so nach und nach alle Handgriffe abzulernen, um vielleicht eines Tages zu seinem Zeitvertreibe selbst photographiren zu können. Und so war es denn allmählich dahin gekommen, daß Max den ehrsamen Rentier und Wiener Hausbesitzer, so zu sagen, als eine Art Factotum betrachten konnte, als einen Handlanger aus — Liebhaberei.

Doch auch Eduard war in seiner Weise nicht müßig gewesen.

Der Besuch, welchen er, mit Bewilligung der Damen, der Gräfin Starnheim und der Comtesse Leontine abgestattet hatte, war für ihn äußerst günstig ausgefallen. Er hatte freilich dadurch nicht erreicht, was ursprünglich im Stillen der Wunsch Herminens gewesen war, — weder Leontinens Mutter, noch die Comtesse hatten sich dahin ge-

äußert, daß es ihnen angenehm sein würde, wenn er die Mal- oder Zeichnenstudien der Letzteren leiten wolle, es war darüber sogar von Seiten der Damen auch nicht die leiseste Andeutung gemacht worden — dennoch hatte er einen großen Erfolg errungen, der für ihn von weittragender Bedeutung zu werden versprach. Die Gräfin hatte einige Proben seines Talentes zu sehen verlangt, und wie er ihr sodann Tags darauf in der Villa einige Aquarellskizzen aus seiner Mappe vorgelegt, da war sie nicht nur über seine Leistungen ganz entzückt gewesen, sondern hatte ihn auch sofort überaus gütig aufgefordert, sie zu malen und, nachdem er sich pflichtschuldigst und im Stillen triumphirend zu ihrem Befehl gestellt, gleich den nächsten Tag für eine Sitzung bestimmt. Der junge berauschte Künstler war dann Tag für Tag nach der Villa gewandert, hatte dort gewissermaßen sein Atelier aufgeschlagen, war bereits einmal zur Mittagstafel und einmal zum Souper gezogen worden, und hatte mit einem Wort seine kühnsten Wünsche übertroffen gesehen.

Und Hermine hatte ihn keineswegs auch nur im Geringsten genirt. Sie war so selten zum Vorschein gekommen, wenn er in der Villa verweilte, und

so unbefangen gewesen, daß er ihr im Herzen nicht genug dafür danken konnte.

Der Graf war ein ganz vortrefflicher Ehemann; er kümmerte sich niemals um die kleinen Launen seiner Gemahlin, und legte den Capricen derselben nie die geringsten Schwierigkeiten in den Weg, überzeugt, daß sie unter keinen Umständen die „Dehors" verletzen werde. Es war ihm also höchst gleichgültig, ob sie sich malen lasse oder nicht, und daß sie nebenbei den jungen Künstler protegire, kam nicht bei ihm in Betracht, das war ihre Sache, auch stand der Gegenstand ihrer Protection viel zu tief unter ihm, als daß er durch denselben sich in irgend einer Weise hätte beunruhigt fühlen können. Günther und Leontine aber dachten nicht schlimm von ihrer Mutter; sie waren übrigens zu gleicher Zeit so sehr im Stillen mit jenen besorgnißerregenden und unliebsamen Familienangelegenheiten, die sie heimlich besprochen hatten, beschäftigt, daß sie für nichts sonst Auge oder Argwohn hatten; abgesehen davon befand sich die Comtesse gerade jetzt in einer träumerischen Stimmung, die sie unfähig machte, irgendwie im Hause Beobachtungen anzustellen. Desto mehr ließ Hermine es sich angelegen sein, dies zu thun, und obwohl sie

pünktlich ihren Obliegenheiten nachkam und sich nur um den „alten Herrn" zu kümmern schien, suchte sie doch mit der harmlosesten und bescheidensten Miene von der Welt Alles auszuspähen, was in der Villa vorging; überwachte sie doch, besonders seit der junge Maler dort aus und ein ging, jeden Schritt der Gräfin, was sich um so leichter thun ließ, als es ihr gelungen war, sich bis zu einem gewissen Grade zu einer Vertrauten ihrer stolzen Gebieterin aufzuschwingen, welche die Ueberzeugung hegte, ein gefügiges und willenloses Werkzeug in ihr zu besitzen.

Es war ein wunderschöner Morgen. Max beabsichtigte, vom Syriuskogl aus die Stadt und die nördlich gelegenen Waldberge aufzunehmen.

Er hatte schon zeitig alle Vorbereitungen dazu getroffen; er war jetzt damit beschäftigt, einem Burschen, der ihm den Apparat und das dazu gehörige Gestell nachtragen sollte, alles Nöthige zu übergeben.

Max befand sich mit dem Burschen allein, Eduard war schon in aller Frühe ausgegangen. Seit dieser die Villa besuchte, leistete er dem Freunde nicht so häufig wie sonst Gesellschaft. Er war ein ziemlich unbeständiger und unzuverlässiger

Gefährte, nirgends hatte er so eigentlich Ruhe, und rannte bisweilen schon kurz nach Sonnenaufgang aus der Wohnung fort, um — wie Max lächelnd meinte — von irgend einem Bergrücken aus in schwärmerischer Stimmung die Villa anzustarren. Und dann geschah es wohl auch, daß er sich den ganzen Tag hindurch nicht bei dem Freunde blicken ließ und erst heimkehrte, wenn der Photograph längst im Bette lag.

Aber heute kam er doch ganz unerwartet nach Hause, und zwar in demselben Momente, als Max beschäftigt war, den Burschen mit den zu dem künstlerischen Ausfluge nöthigen Dingen zu bepacken.

Als Eduard die Zurüstungen erblickte, da fragte er zerstreut: „Was hast Du vor?"

„Ich will die Auswahl meiner Bilder bereichern!" antwortete Max lustig. „Aber es geht heute nicht weit, nur bis zum Syriuskogl, zur Henrietten-Höhe. Willst Du uns begleiten? Unsere anhänglichste Seele geht auch mit — der kleine Pusemann!"

„Ich kann nicht," erwiderte Eduard, indem er sich, anscheinend ein wenig erschöpft, auf einen

Fauteuil niederließ, „ich muß diesen Morgen zur Villa, habe dort Sitzung —"

„Ja so!" fiel ihm Max sarkastisch in's Wort. „Wenn Du — Dienst hast, Frauendienst, dann bist Du freilich für uns verloren. Uebrigens habe ich seit einigen Tagen überhaupt verwünscht wenig von Dir, mein Theurer! Wo steckst Du denn immer? Du kannst doch unmöglich den ganzen Tag hindurch diesen Cultus treiben? Sag' mir nur in aller Welt, wann bist Du denn diesen Morgen aufgestanden? Ich habe Dich nicht gehört, und als ich erwachte, da fand ich Dein Nest leer! Du stiehlst Dich ja immer davon, wie Jemand, der kein gutes Gewissen hat!"

„Das ist wieder so eine Deiner sonderbaren Behauptungen!" entgegnete Eduard flüchtig erröthend. „Ich habe mich nicht fortgeschlichen, ich wollte Dich sogar wecken, aber Du schliefst so gut, und so dachte ich, Du könntest über die Störung ärgerlich werden."

„Sehr zartfühlend und rücksichtsvoll!" spottete Max. „Natürlich duldete Dich sodann Dein jugendlicher Ungestüm nicht daheim — er ließ Dir ja nicht einmal Zeit, hier zu frühstücken!"

„Ich zog es vor, meinen Kaffee im Freien, beim Molkensieder zu nehmen!"

„Ah, vielleicht gar auf derselben Stelle, wo ein gewisser Herr einer gewissen Dame sehr galant seinen Sessel überließ? Beneidenswerther, Du hast schon so zeitig in heiligen Erinnerungen schwelgen können! In meiner Gesellschaft wäre Dein Frühstück allerdings prosaischer ausgefallen!"

„Ich bitte Dich, laß' doch endlich einmal diese Neckereien!" murmelte Eduard gereizt. „Mußt Du denn jetzt beständig meinem harmlosesten Thun und Lassen die lächerlichsten Motive unterlegen? Was ist denn natürlicher, als daß man aufsteht und spazieren geht, wenn man nicht schlafen kann und der Morgen so herrlich ist, wie der heutige?!"

„Ganz gut. Aber eben daß Du nicht schlafen kannst, kommt mir denn doch ein wenig unnatürlich vor, zumal Du noch bis ungefähr vor acht Tagen ein unverbesserlicher Langschläfer warst, den ich jeden Morgen aus dem Bette holen mußte. Mir scheint übrigens, daß Dich dieser Morgenkaffee im Freien sehr angreift, mein Freund, denn Du siehst ja ganz schachmatt aus!"

„Ich war schon bis zum Karolinensitze, dann auf der Hohenstockwiese und auf der Anhöhe neben der Rettenbachwildniß —"

„Was Teufel," lachte Max auf, „da bist Du jedenfalls mit Siebenmeilenstiefeln marschirt! Und von welcher der Höhen, wenn ich fragen darf, nahm sich beim rosigen Morgenlichte die Villa Starnheim am besten aus?"

Der junge Maler warf einen flüchtigen Blick auf den Burschen und sagte dann unmuthig: „Du scheinst zu vergessen, daß wir nicht allein sind!"

„Ei," warf Max ironisch hin, „seit wann legst denn Du meinen harmlosen Fragen andere Motive unter? Aber lassen wir das! Toni, Du hast jetzt Alles, gieb wohl darauf Acht und warte auf mich unter der Einfahrt — ich werde unterdessen den Herrn holen, der mit uns gehen will!"

Der mit den Utensilien unseres Photographen beladene Bursche verließ das Gemach.

Während er über den Hof hinweg dem Hausthore zuschritt, wandte sich Max an den Freund.

„Wie weit bist Du denn eigentlich mit dem Bilde der Gräfin?" fragte er jetzt ganz ernsthaft und ruhig.

„Ich muß gestehen," antwortete Eduard nach kurzer Pause ein wenig verlegen, „daß ich in der Arbeit noch nicht sehr weit vorgeschritten bin —"

„So, so! Du pflegst doch sonst sehr rasch zu malen —!"

„Ich weiß nicht, wie es kommt — es — es will mir dieses Mal nicht gelingen — obwohl ich denke, daß —"

„Die Gräfin muß ja schon eine ganz leidliche Zahl Sitzungen gehabt haben. Und sie ist nicht ungehalten darüber?"

„Gott sei Dank — nein!"

„Und Du bist es — Gott sei Dank — ebenfalls nicht, wie?" bemerkte Max lächelnd und rasch. Dann setzte er ernst und eindringlich hinzu: „Mein Freund, willst Du mir versprechen, nicht böse auf mich zu werden, wenn ich Dir eine kleine Ermahnung gebe?"

„Was soll das?"

„Versprich erst!"

„Gut — ich verspreche Dir's! Und ich ahne, was Du mir vorhalten willst! Doch, Du bist im Irrthum, Max!"

„Wahrhaftig? Aber ich habe ja noch nichts gesagt!"

„So rede!"

„Nun denn — sei vorsichtig! Du bist kaum erst einem dummen Streiche glücklich entronnen —"

„Welchem Streiche —?"

„Es ist noch nicht lange her, als Du der pikanten Ordon Herz und Hand anbotest!"

Eduard senkte den Blick und spielte verlegen mit seiner Uhrkette.

„Aha, Du widersprichst mir nicht, Du gestehst mir also indirect zu, daß ich Recht habe, wenn ich Dein damaliges Beginnen ein thörichtes nenne. Vor vierzehn Tagen noch würdest Du mir mit ewiger Feindschaft gedroht haben, hätte ich eine solche Aeußerung gethan. Das beweist mir, welche Veränderung inzwischen mit Dir vorgegangen ist —"

„Aber Max," unterbrach ihn der junge Maler, indem er hastig aufstand, „ich wüßte nicht —!"

„Still, mein Freund! Und werde mir nicht ungeduldig und gereizt, Du hast es mir gelobt!"

„So fahre fort!" murmelte Eduard. „Aber ich wiederhole — Du bist im Irrthum!"

„Wohlan, so muß ich zu meinen ersten Worten zurückkehren — Du bist kaum erst einem dummen Streiche entronnen, — lasse Dich nicht zu einem

zweiten hinreißen. Du hast Dich in die Gräfin Starnheim verliebt —"

„Aber wenn ich Dir die Versicherung gebe, daß — mein Gott, ich verehre diese Dame, weil — weil —"

Max lächelte.

„Etwa weil sie kunstsinnig ist und Dich patronisirt?" fragte er.

„Allerdings —!"

„Geh', geh', Du weißt recht gut, was diese Dame bewogen hat, sich Deines Talentes anzunehmen, sich von Dir malen zu lassen —"

„Ich darf mich nicht wundern, dergleichen von Dir zu hören, der Du mißtrauisch gegen die Welt bist! Ich aber —"

„Es sollte mir leid thun, lieber Eduard," schnitt ihm Max das Wort ab, „wenn Du Deine Situation verkennen und Dich noch immer auf dem Standpunkte eines unerfahrenen Schwärmers befinden solltest, denn Du würdest Dich alsdann mehr oder weniger des Vortheils begeben, der Dir jetzt geboten wird. Darum warne ich Dich — nimm die Sache nicht zu ernst, damit Deine Enttäuschung hinterher nicht allzu groß sei. Vergiß keinen Augenblick, daß vornehme Damen, wenn

sie sich mit unsereins befassen, nur eine Caprice befriedigen wollen; benutze das und damit begnüge Dich!"

„Du bist ein materieller Mensch!"

„Und Du hast viel zu viel von einem sentimentalen Schäfer, diesen aber ist unser Zeitalter nicht sonderlich hold. Was übrigens Deine Gräfin anbelangt —"

„Ich bitte Dich, lassen wir diese Dame aus dem Spiele! Hast Du mir noch sonst etwas zu sagen?"

Max zuckte die Achseln und sah den Freund ein wenig spöttisch an.

Dann sagte er: „Willst Du Dich wohl schon wieder auf die Wanderschaft begeben?"

„Nein!" erwiderte Eduard, froh darüber, daß das Gespräch eine andere Wendung nahm. „Ich werde ein wenig ausruhen und mich alsdann umkleiden —"

„Richtig, Du mußt Dich ja in der Villa so schön wie möglich präsentiren — natürlich im Interesse Deines Berufes und der künstlerischen Aufgabe, die Du zu lösen hast!"

Eduard wollte ärgerlich antworten, doch der muntere Max kam ihm zuvor.

„Wenn Du später fortgehst, so gieb den Schlüssel unserer Wohnung der Magd und trage ihr auf, Jedem, der nach mir fragen sollte, zu sagen, daß ich um die Mittagsstunde wieder hier sein werde. Wirst Du heute mit mir speisen?"

„Ich weiß es nicht, vielleicht — läßt mich der Graf nicht fort — übrigens ist es möglich —"

„Ja so, der vortreffliche Graf, der wohl ebenfalls für die Kunst und ihre Jünger nicht unempfänglich ist!"

Zum Glück für das gute Einvernehmen der Freunde ward Max jetzt durch Herrn Pusemann daran verhindert, seiner sarkastischen Laune durch noch einige Anspielungen Luft zu machen.

Der kleine dicke Rentier erschien im Hofe vor einem der beiden Fenster des „Salons", pochte an die Scheibe und drückte seine bemerkenswerthe Nase an dieselbe, indem er trompetete: „Fertig, Liebster, wo stecken Sie denn?"

Max nahm lachend seinen Hut, verabschiedete sich rasch von dem wieder zerstreut blickenden Freunde und begab sich zu dem harrenden Männchen.

„Wahrhaftig," rief er dem kleinen Herrn zu, der nun vom Fenster fortschnellte und dem Photographen mit einer Miene entgegentrat, deren

strahlender Ausdruck sich in der Nase zu einem Alpenglühen concentrirte, „Sie verdienten für Ihren Eifer eine Medaille!"

„Ich bin dafür genug belohnt," grinste Pusemann, „wenn Sie heute Wort halten und mir gestatten, mit Ihrem Apparat auch einmal eine Aufnahme eigenhändig vorzunehmen! Sie haben es mir versprochen, mein Bester!"

„Und Sie werden sich davon überzeugen, daß ich schon daran gedacht, mein Wort zu lösen — Sie sollen heute die kaiserliche Villa unter meiner Leitung höchst eigenhändig aufnehmen, sobald ich meinen Zweck erreicht habe."

„Die kaiserliche Villa! Ah, das ist schön, sehr schön! Und ist das Licht heute günstig?"

„Wir können es uns nicht besser wünschen. Ich hoffe, Sie haben dem Rathe Wurzinger nichts von unserem Vorhaben gesagt?"

„Keine Silbe! Er würde uns nicht nur durch sein Geschwätz und sein ewiges „Puh" stören, sondern uns wohl ein ganzes Rudel neugieriger Kurgäste auf den Hals hetzen — und die brauchen wir nicht, wenn Sie so freundlich sind, mich operiren zu lassen — glauben Sie nicht, daß man mich auslachen würde, wenn man mich so —?"

„Warum nicht gar! Kommen Sie, mein Bursche wartet schon am Hausthore —"

„So, so! Aber was ist es denn mit Ihrem Freunde, dem jungen Maler? Ich sah ihn soeben bei Ihnen — geht er nicht mit uns?"

„O nein, der hat wichtigere Dinge zu thun — er verherrlicht durch seinen Pinsel unsere Aristokratie!"

„Was Sie sagen! Darum sieht man ihn wohl auch so selten. Er trifft wohl ganz besonders gut?"

„Das wollte ich meinen! Sie sollten sich ebenfalls von ihm malen lassen. Aus besonderer Freundschaft für Sie würde er sich wohl dazu bequemen, zur Veränderung auch einmal einen wackeren Bürlichen zu malen."

Herr Pusemann ließ den Kopf hängen und zeigte seine melancholischeste Miene, indem er zugleich den gelben Schattenspender, welchen er unter dem Arme trug, fester an sich drückte.

„Ach," seufzte er, „mich malen lassen? Wie kann ich an dergleichen denken? Ist es nicht mehr als genug, daß ich diese abscheuliche Nase, die mir mein ganzes Dasein verbittert, tagtäglich genöthigt bin, wenigstens einmal im Spiegel anzuschauen? Man

würde über mein Bild noch mehr spötteln, als über mich, glauben Sie mir!"

„Aber mein Freund könnte ja ein wenig idealisiren, schmeicheln, das thun ja ohnehin die Maler so gern —!"

„Was wäre an meinem unglücklichen Gesichtsvorsprunge zu idealisiren, Liebster? Die Aerzte haben es vergeblich versucht, leider zu meinem großen Nachtheile, denn ich habe durch Badereisen, Kuren und Gott weiß was schon mindestens zehntausend Gulden an meine Nase verschwendet, sie allen möglichen Proceduren unterworfen, der Bantingkur, der schwedischen Heilgymnastik, dem Elektro-Magnetismus, habe sie durch einen alten Schäfer besprechen lassen, der Wunderkuren verrichtet —"

„Um Gottes willen, Herr Pusemann, hören Sie auf, Sie bringen sich durch diese Erinnerungen um jene ruhige Stimmung, deren Sie bedürfen, wollen Sie heute auf dem Gebiete meiner Kunst ein Meisterstück ablegen. Ich bedauere lebhaft, Sie auf dieses Thema gebracht zu haben!"

Trotz dieser Erklärung wollte der kleine Rentier fortfahren, sein Herz auszuschütten, doch Max mahnte zum Aufbruch.

So verließen beide Herren denn den Hof und

das Haus, und da sie nicht wollten, daß der Rath Wurzinger, falls er ihnen zufällig in der Stadt begegnen sollte, ihre Absicht erfahre, ließen sie den Burschen in leiblicher Entfernung hinter sich drein schreiten.

Bald hatten sie unangefochten die Traunbrücke und die Häuser des sich anmuthig am rechten Ufer des Flusses ausdehnenden Reiterndorf hinter sich und erstiegen den Syriuskogl. Max gebrauchte die Vorsicht, allen jenen von den Badegästen am häufigsten besuchten Punkten der Anhöhe auszuweichen, und so gelang es den Herren denn, keine lästigen Zuschauer nach sich zu ziehen.

Auf einem kleinen, mit Rasen bewachsenen Plateau, das durch Buschwerk vor dem sich zur Henriettenhöhe hinanschlängelnden vielbetretenen Promenadenpfade versteckt lag und doch eine freie Aussicht auf Ischl und seine Umgebungen gewährte, somit ganz dem Zwecke des Photographen entsprach, machte dieser Halt. Gestell, Objectiv und was sonst noch an Vorrichtungen für eine Aufnahme nöthig ist, ward hergerichtet, so daß Max sich bald an seine Aufgabe machen konnte.

Herr Pusemann schwitzte übermäßig, denn das Bergsteigen war nicht seine starke Seite und die

Sonne setzte ihm schon obendrein ziemlich arg zu; dennoch begab er sich weder unter den Schutz seines Schirmes noch in den Schatten der nahestehenden Gebüsche, sondern entwickelte als „Handlanger aus Liebhaberei" einen großen Eifer, ganz von dem Gedanken entzückt, daß nun auch die Reihe an ihn kommen und er sicher mit einiger Beihülfe seines lustigen jungen Freundes eben so gut wie dieser etwas „Schönes" zu Tage fördern werde. Er richtete daher auch, während Max noch für sein Geschäft manipulirte, unverdrossen allerlei Fragen an ihn, die sich fast sämmtlich auf den vorerwähnten Gedanken bezogen und welche der beschäftigte Photograph meistens durch ein kurzes „Geduld" beantwortete.

Endlich war Max mit seinen Aufnahmen fertig und nun kam der denkwürdige Moment, an dem unser Wiener Hausherr seine Befähigung für die Kunst darthun sollte, was freilich keine Hexerei war, da ihm Max wohl nur zu thun übrig ließ, was allenfalls auch der Unerfahrenste auf Kommando hätte verrichten können.

„So, jetzt werden Sie Ihr Heil versuchen! Ich fürchte nur, daß ich eine Natter an meinem Busen großgezogen, denn Sie verdunkeln ohne

Zweifel meinen Ruhm!" scherzte der muntere Künstler. „Doch gleichviel, machen Sie sich an's Werk, richten Sie gefälligst vorerst das Objectiv auf den Punkt, den Sie aufzunehmen wünschen, bringen Sie den Gegenstand gerade in die Mitte, bedienen Sie sich der Schraube so lange, bis das Bild die nöthige Schärfe hat — ich mische mich in nichts, es soll Ihnen der Triumph zu Theil werden, die Aufnahme ganz allein bewerkstelligt zu haben!"

„Ganz wie ich's wünsche!" schmunzelte der kleine Rentier, indem er den dicken Kopf unter das Tuch brachte, das die Rückseite des Apparates verdeckte, und das matte Glas, auf dem sich der darzustellende Gegenstand verkehrt abspiegelt.

Herr Pusemann zog das Haupt schleunig wieder zurück.

„Ich sehe nichts — Alles stockfinster!" rief er verlegen.

„Das ist sehr natürlich," lachte Max, „Sie haben vergessen, die Kapsel vorn wegzunehmen!"

„Ja so!"

Herr Pusemann beseitigte die Kapsel des Cylinders und kehrte auf seinen vorigen Standpunkt zurück. Er versuchte, dem Apparat diejenige Stel=

lung zu geben, welche er wünschte; er schob ihn hin und her und blickte wieder und wieder auf das Glas. Er fand aber nicht, was er suchte, der Schweiß rann ihm an den Fettpolsterwangen herab, eine nervöse Unruhe bemächtigte sich seiner.

„Genirt Sie Ihre Nase?"

„Ach nein, Liebster! Aber ich sehe da nichts als Luft!"

„Sie haben den Apparat zu hoch geschoben!"

„Jetzt hab' ich's — aber mein Gott — Grün, nichts als Grün, — und weißgelbe große Flecken darin, wie Spinat mit Eiern —! Das ist zum Verzweifeln --! Sie müssen mir doch wohl beistehen, Liebster —"

„Fällt mir nicht ein, Ihr Verdienst zu verkleinern! Schrauben Sie doch!"

„Ja so! Ah, vortrefflich — jetzt ist's gut — aber ich finde die kaiserliche Villa nicht!"

„Ich muß Ihnen sagen, Freund Pusemann, sie nimmt sich, von hier aus gesehen, nicht besonders vortheilhaft aus. Wählen Sie einen andern Gegenstand!"

„Aber ich hätte sie so gern —"

„Das glaub' ich wohl — ich auch!"

„Aufgenommen, meine ich! Wenn Sie doch ein wenig —"

„Ich darf Ihnen nicht helfen, Ihnen nicht die Freude verderben —!"

„Das ist wahr! Aber ich gebe die Hoffnung auf — ah, da hab' ich etwas Anderes — eine Villa, ganz reizend und ganz nahe — sogar einige Personen auf der Veranda des ersten Stockes — ganz deutlich erkennbar — das würde ein hübsches Bild geben, — wenn sich die Leute nur nicht rühren wollten —! Wie lange werde ich — wie das Licht jetzt ist — zählen müssen?"

„Zehn bis zwölf Secunden!"

„Dann gelingt es mir vielleicht, auch jene Personen auf das Bild zu bekommen — ich bleibe bei dieser Villa!"

„Lassen Sie doch sehen, welche Sie gewählt haben!"

Herr Pusemann zog seinen Kopf zurück und machte dem Photographen Platz.

Max hatte kaum die abspiegelnde Glastafel gemustert, als er rief: „Was Teufel, in welche Richtung sind Sie denn gerathen?! Das ist ja die Starnheim'sche Villa —"

„So?"

„Sie liegt zu nahe, füllt das ganze Bild aus — Sie werden ein Haus haben, statt einer Landschaft —!“

„Thut nichts, Liebster! Ich denke mir, jene geschnitzte Veranda muß sich trefflich auf der Photographie ausnehmen — und wenn obendrein Personen darauf wären —!“

„Einen Augenblick Geduld!“

Max trat von dem Apparate fort, zog ein kleines Taschenfernrohr hervor und blickte durch dasselbe nach der Villa Starnheim, die so ziemlich in der Nähe lag und deren Fronte jener Hügelstelle zugekehrt war, von welcher aus unser Photograph seine Aufnahmen bewerkstelligt hatte.

Max mußte lächeln. Er sah zwei Personen in der Veranda der Villa — die Gräfin Starnheim und Eduard. Dieser war damit beschäftigt, das Aquarellportrait seiner Gönnerin zu vollenden; die noch immer schöne Frau saß in koketter Toilette dem jungen Maler gegenüber und lächelte ihn zweifelsohne sehr verführerisch an; aus den Bewegungen Beider aber ließ sich schließen, daß sie während der Sitzung lebhaft mit einander plauderten.

Eduard hatte wahrscheinlich zu dieser Sitzung

die Veranda vorgeschlagen, weil dieselbe ihm ein besseres Licht für seine Arbeit bot, als irgend ein Salon der Villa, die Gräfin aber war wohl bereitwillig darauf eingegangen, da sie und den Künstler die Brüstung der sich hoch an der Villa befindlichen Veranda den Blicken der etwa auf der Straße vorüber Wandelnden entzog, dem Vorgarten gegenüber, jenseits des Fahrweges, keine Häuser standen, die „Aussichten" auf den Syriuskogl und die an demselben emporführenden Spazierpfade ihr denn doch zu entfernt schienen, als daß sie hätte annehmen dürfen, man werde sie von dort aus wahrnehmen oder gar beobachten können. Zudem war es um die übliche Badestunde der Kurgäste, und diese pflegten nur zeitig am Morgen oder nach der Mittagsmahlzeit und der dazu gehörigen „Siesta" die Höhen der Umgegend zu besteigen.

Ein Blick auf den nahen Kogl hatte die Gräfin wohl auch überzeugt, daß der Pavillon am Wirershain und die Henriettenhöhe leer seien. Und wie hätte sie auch argwöhnen können, daß gerade auf der unbeachtetsten, vom Gebüsch halbversteckten kleinen Terrasse der Anhöhe ein ausgelassener und etwas spottsüchtiger Photograph stillverborgen sein

Wesen treibe und mit Allem, was ihn zu einer Indiscretion verleiten konnte, wohl versehen war? Eduard hätte das denken können, denn ihm war ja der Ausflug des Freundes nicht unbekannt geblieben, doch befand sich der gute Eduard nicht durch seine Leidenschaft gewissermaßen in einem Zustande der Unzurechnungsfähigkeit? Er dachte, während Max ihn und die Gräfin betrachtete und durch das Fernrohr ganz nahe vor sich hatte, wohl an nichts weniger, als an seinen sarkastischen Freund.

Diesem aber kam ein lustiger Einfall.-

Er schob rasch das Fernglas zusammen und steckte es ein. Dann trat er zu dem Apparat und richtete — ohne daß Herr Pusemann dies bemerkte — es so ein, daß sich nur die Veranda, also größer als zuvor und jetzt die ganze Tafel einnehmend, auf dieser abspiegelte. Ohne daß er dem kleinen Rentier Zeit ließ, die Veränderung des reflectirten Bildes wahrzunehmen, rief er:

„Jetzt hurtig die Kapsel vor!"

Herr Pusemann leistete der Aufforderung Folge.

„Und nun die Platte eingesetzt! Ziehen Sie vorsichtig den Schieber weg, dann die Kapsel —

zählen Sie zwölf Secunden, dann rasch die Kapsel wieder vor!"

Herr Pusemann that sein Möglichstes, er entwickelte eine bewunderungswürdige Präcision; Alles klappte vortrefflich, Max hatte nicht nöthig, für ihn einzuspringen oder ihn einen zweiten Versuch machen zu lassen. Aber er drängte ihn doch vorsichtshalber zur Seite, selbst die Platte zu sichern, und sie dem bereitgehaltenen Kästchen zu überliefern.

„Bravo!" rief er währenddessen. „Sie haben sich glorios gehalten, Freund Pusemann, sich mit Ruhm bedeckt! Wenn zu Hause die übrige Manipulation gelingt, die Sie aber nur unter meiner Beaufsichtigung und Anleitung vornehmen dürfen, dann bin ich überzeugt, daß Sie ein Bild werden geschaffen haben, wie selbst ich es besser zu liefern nicht im Stande wäre!"

„Sie glauben?" schnofelte das Männchen beseligt, indem es sich die großen Schweißtropfen von Stirn, Weinbeernase und Wangen abwischte. „Ich freue mich schon im Voraus — Sie sind ein herrlicher Mensch, Liebster, daß Sie mir so viel Vergnügen verschafft haben — aber wenn wir noch länger hier bleiben, so — so gehe ich vollständig aus dem Leim — denn diese Hitze —"

„Sehr wahr, mein Verehrter! Helfen Sie mir sorgfältig, unsern „ambulanten Kram" zusammenpacken und dann —"

„Sie glauben also nicht, daß noch eine Aufnahme nöthig sei?"

„Ich halte es für überflüssig!"

„Und sollten jene Personen erkennbar sein, welche —"

„Möglich, obgleich sie auf dem Bilde sehr winzig sein werden!"

„Und läßt es sich nicht vergrößern?"

„Nach Umständen — wenn es sehr scharf ausgefallen ist!"

„Ach Gott, daß ich nicht schon jetzt das Resultat meiner Bemühungen sehen kann!"

„Sie wissen, daß das unmöglich ist! Und jetzt, verehrter Freund, machen wir, daß wir von hier fortkommen, damit wir nicht zu spät zum Mittagsmahle in Ischl eintreffen!"

„Ja, ja!"

Herr Pusemann zeigte sich rührig, obgleich er unter den Sonnenstrahlen zu zerfließen drohte.

Nachdem dem Burschen das Handwerkszeug des Photographen wieder aufgepackt worden war, machten sich die Herren auf den Rückmarsch. Zu=

vor aber nahm Max noch einmal sein kleines Fernrohr zur Hand und richtete es auf die Villa Starnheim.

„Sie sind fort," murmelte er in sich hinein, „aber sie haben uns hier keinesfalls bemerkt! Das wird ein Hauptspaß werden!"

„Lassen Sie doch auch mich einmal sehen!" näselte Pusemann, der das Selbstgespräch Teuffert's nicht vernommen hatte.

Max gab ihm das Rohr, er blickte durch dasselbe und gab es zurück; die Veranda war leer.

„Schade — ich hätte gerne auf dem Bilde einige Personen gehabt — so etwas macht sich lebendiger. Aber sie sind vielleicht doch darauf, meinen Sie nicht?"

„Möglich! Kommen Sie! Und spannen Sie Ihren Schattenspender auf, denn sonst zerschmelzen Sie, wie Butter am Feuer!"

Herr Pusemann that, wie ihm geheißen worden. Die Herren stiegen, wieder von dem belasteten Toni gefolgt, in's Thal hinab. Max war besonders lustig, der kleine dicke Rentier konnte nicht recht begreifen, was seinen Gefährten gar so ausgelassen gestimmt haben mochte.

Er ahnte aber auch nicht, welchen pikanten

Auftritt er aufgenommen und was Max durch sein Fernrohr gesehen hatte, während diese Aufnahme erfolgt war.

Etwa um die vierte Nachmittagsstunde desselben Tages, an welchem Herr Pusemann, ohne es zu wollen, eine eigenthümliche und, wie sich später herausstellen wird, verhängnißvolle Indiscretion begangen hatte, verließ Hermine leise auftretend das — wie sich der Leser erinnern wird — im Erdgeschosse der Villa Starnheim gelegene Wohngemach des Grafen Hermann.

Der „alte Herr" hatte sich etwas leidender als sonst gefühlt und daher nicht mit der Familie, sondern auf seinem Zimmer gespeist, Hermine ihm natürlicherweise dort Gesellschaft geleistet. Nach dem Mittagsmahle, dem Onkel Hermann nur spärlich zugesprochen, hatte sie ihm sodann ein wenig aus der neuesten Zeitung vorgelesen, bis er eingeschlummert war. Und nun wollte sie die Gelegenheit benutzen und sich nach ihrem Cabinet zurückziehen, das sich neben den Zimmern ihres Vaters befand, wie wir wissen.

Als sie vom Vorgemache in den Corridor hinaustrat, kam ihr eine der Zofen entgegen.

Hermine ward von dem Mädchen angeredet.

„Die Frau Gräfin läßt Sie ersuchen, einen Augenblick zu ihr heraufzukommen!"

Hermine blickte die Zofe forschend an, als ob sie aus den Mienen derselben zu errathen hoffte, von welcher Art die Botschaft sei.

Zugleich aber antwortete sie ohne Zögern: „Sehr wohl! Wo finde ich die gnädige Frau?"

„Im Ankleidezimmer!"

Die Zofe ging weiter, nach der Stiege, die zu dem Souterrain der Villa führte.

Hermine schritt durch den Corridor, sich nach dem ersten Stocke zu begeben. Sie sah zur Seite eine Thür offen stehen, es war diejenige eines Gemaches, das nur dazu benutzt ward, irgend einen Gast der gräflichen Familie zu beherbergen.

Hermine sah dort jetzt eine andere Zofe. Diese war damit beschäftigt, das Bett des Gastzimmers frisch zu überziehen.

Die Ordon blieb stehen.

„Was thun Sie dort, Julie? Ah, der Herr Graf erwartet wohl Besuch?"

„Ja, es ist aber noch nicht gewiß, ob er heute eintreffen wird!"

„Von woher?"

„Aus Wien!"

„Eine Dame?"

„Nein, der Herr Graf erwartet seinen Advocaten, den Doctor Schuler — er hat hier im vorigen Jahre auch einige Tage gewohnt."

„So führt der Herr Graf wohl einen langwierigen Proceß?"

„Davon weiß ich nichts. Ich hörte nur vorhin, während die Frau Gräfin mir den Auftrag ertheilte, hier Alles in Ordnung zu bringen, daß sie zu dem gnädigen Herrn sagte: Der Schuler darf nicht eher fort, als bis Alles zu unserer Zufriedenheit arrangirt ist. Nöthigenfalls muß man ihm telegraphiren, falls sich der Zustand Hermann's verschlimmern sollte."

Hermine erschrak; doch ihre Züge verriethen nicht ihre Erregung.

„So, so!" sagte sie trocken. „Da wird es sich wohl um eine testamentarische Verfügung handeln. Zum Glück befindet sich der alte Herr wieder wohler und darf man über seinen Zustand unbesorgt sein. Aber Vorsicht ist zu allen Dingen gut!"

Hermine that weiter keine Frage; sie setzte ihren Weg fort.

Doch während sie sich nach dem ersten Stocke begab, murmelte sie erregt vor sich hin: „Was

ist das? Es scheint, daß mein Vater noch nicht seinen letzten Willen abgefaßt hat — und nun soll das in aller Eile geschehen, und sicher auf das Drängen seines Bruders und der Schwägerin hin. Weiß Gott, ich muß mich beeilen, sollen ihre Pläne durchkreuzt werden! Ich konnte nicht früher handeln, durfte nicht überhastig vorgehen, denn ich bin ja erst seit Kurzem hier und habe mir kaum erst das Vertrauen meiner Umgebung erworben, vor Allem dasjenige meines Vaters. Aber ich besitze es jetzt, und nun gilt es einen raschen Entschluß, ein kühnes Wagniß! Meine Interessen sind plötzlich schlimmer denn je bedroht, und dennoch darf ich von Glück sagen, denn augenscheinlich bin ich noch rechtzeitig genug hier erschienen, die Gefahr abzuwenden. Zudem ist nicht, wie ich aus Allem schließe, ein Testament umzustoßen, sondern die Abfassung eines solchen zu verhindern — der schwache Mann dürfte dazu leichter zu bewegen sein, als zur Zurücknahme einer bereits rechtskräftigen Acte. Und wahrlich, ich muß auch dem Himmel dafür danken, daß ich nicht aus dem Munde der Gräfin die Nachricht von dem baldigen Eintreffen jenes Rechtsanwaltes erfuhr, ich würde ihr doch vielleicht meine Be=

stürzung verrathen, sie mißtrauisch gemacht haben. Jetzt werde ich ihr gegenüber ruhig, auf Alles vorbereitet sein. Was wird sie von mir wollen? Ist sie der Entschließungen ihres Schwagers noch nicht gewiß, dann soll ich vielleicht bei ihm ihren Zwecken dienen. Sollte dem so sein, um so besser — das könnte nur meine Sache fördern! Ich will vorerst nicht weiter denken und mein Handeln von den nächsten Umständen abhängig machen!"

Mit demüthiger Haltung und anscheinend gelassen und unbefangen betrat Hermine das Ankleidezimmer ihrer Gebieterin.

Die Gräfin war allein. Sie lag auf einem Divan und wehte sich Kühlung mit einem Fächer zu. Ihre üppigen Formen umfloß ein leichtes, anmuthiges Negligé, denn noch brauchte sie nicht daran zu denken, sich zur Promenade ankleiden zu lassen.

Sie richtete sich bei dem Erscheinen Hermines zu einer halbsitzenden, nachlässigen Stellung auf.

Die Eingetretene verneigte sich, ohne die Gräfin anzureden.

Diese ließ den Blick über die schlanke Gestalt ihrer neuen Vertrauten hingleiten und lächelte sodann herablassend.

„Ich habe Sie herbeschieden,“ begann sie, „um mich nach dem Befinden meines Schwagers zu erkundigen. Wenn ich bei ihm selbst nachfragen lasse, so erhalte ich stets die gleiche, beruhigende Antwort, die eigentlich nichtssagend ist, denn mein Schwager klagt seiner Familie gegenüber nicht gern, wenn er auch leidet. Sie aber, meine Liebe, sind stets um ihn, ich darf daher erwarten, daß ich genaueren Aufschluß über seinen augenblicklichen Zustand erhalte. Wie steht es mit ihm? Sagen Sie es unverholen!“

„Gnädige Frau, der Herr Graf schlummert jetzt, ich darf versichern, daß seit heute Mittag sein Zustand ein völlig befriedigender ist!“

„Sie erleichtern mein Gemüth! Sie haben aber doch wohl während der letzten Tage eine besondere Aufregung an meinem guten Schwager bemerkt?“

„Aufregung? Nein, gnädige Frau!“

„Auch nicht, wenn — meine Kinder ihn besuchten?“

„Auch dann nicht!“

„Mein, Sohn, der morgen einen Ausflug in’s Gebirge zu machen beabsichtigt, war heute ziemlich lange bei seinem Oheim — Sie wissen, daß ich

es nicht gern sehe, wenn man den hinfälligen armen Mann mit allerlei Familienangelegenheiten behelligt — er bedarf der Ruhe — Sie werden sich meiner Vorschrift erinnert haben?"

„Ich hoffe, Frau Gräfin zweifeln nicht daran. Der junge Herr Graf sprach von gleichgültigen Dingen, doch schien er zu gleicher Zeit anzudeuten, daß ihm meine Gegenwart lästig sei. Ich aber wußte es — getreu dem Befehle der gnädigen Frau — so einzurichten, daß es dem Herrn Grafen unmöglich ward, mich fortzuschicken. Und dann — war es der junge Herr, welcher ging!"

Hermine lächelte verschmitzt.

„Sehr gut!" warf die Gräfin nachlässig hin und setzte dann nach kurzem Zögern hinzu: „Ich bin freilich nicht gewohnt, Anordnungen, die ich treffe, zu motiviren, doch fühle ich mich bewogen, bei Ihnen eine Ausnahme zu machen, da Sie wirklich mein Vertrauen zu verdienen scheinen!"

„Ich bitte, gnädige Frau," bemerkte Hermine rasch und bestimmt, doch mit bescheidener Miene, „sich nicht zu übereilen, wenn Sie nicht die volle Zuversicht hegen, daß ich Ihres gnädigen Vertrauens würdig sei! Frau Gräfin kennen mich noch nicht genug —"

„Ich glaube, Sie hinreichend zu kennen!" unterbrach sie die stolze Dame mit leutseligem Lächeln. „Ihre jetzige Erklärung, die mir Zeugniß von Ihrer Delicatesse giebt, bestätigt meine Meinung von Ihnen! Und da ich Sie nicht als eine gewöhnliche Dienerin betrachte, so vergebe ich mir nichts, wenn ich mich auf eine kurze Erörterung einlasse. Mein Schwager hat seit Jahr und Tag immer dringender den Wunsch geäußert, noch bei Lebzeiten sein Vermögen an meine Kinder zu vertheilen. Aus Gründen, die Sie errathen werden, wenn Sie bedenken, daß die skandalsüchtige Welt aus Allem Kapital zu schlagen pflegt, widersetzten mein Gemahl und ich uns jenem Wunsche, aber er war bei dem armen Kranken zur fixen Idee geworden, unsere Weigerung reizte ihn heftig, verschlimmerte seinen Zustand. Wir mußten schließlich nachgeben, doch nun sind es meine Kinder, die Protest gegen des Oheims Absicht zu erheben trachten, wenigstens vermuthet dies mein Gemahl nach einer Unterredung, die er mit meinem Sohne hatte. Wenn dieser und die Comtesse aber vor einer vollendeten Thatsache stehen, dann müssen sie sich wohl oder übel fügen, darum ist unser Rechtsanwalt hierher beschieden worden, die An=

gelegenheit, dem Wunsche meines Schwagers gemäß, rasch zu ordnen. Sie werden jetzt einsehen, daß mich nur liebevolle Rücksicht auf den Kranken leitet, wenn ich jede geheime Unterredung meiner Kinder mit ihrem Oheim zu hintertreiben suche. Sie haben sehr verständig in meinem Sinne gehandelt! Fahren Sie fort und Sie werden meiner Erkenntlichkeit gewiß sein!"

„Frau Gräfin können versichert sein, daß ich nach der Erklärung, deren Sie mich gewürdigt, um so eifriger meine Pflicht erfüllen werde!"

Die stolze Dame nickte befriedigt.

In demselben Augenblicke erschien die Zofe, welche Hermine zuvor zu ihrer Gebieterin beschieden hatte.

Sie übergab dieser ein Papier und meldete, der Herr Graf habe es soeben erhalten und sende es der gnädigen Frau.

Das Mädchen entfernte sich sofort wieder, Hermine wollte ihrem Beispiele folgen, sie ward durch einen Wink der Gräfin daran verhindert.

Diese überflog den Inhalt des Papiers mit flüchtigem Blick und sagte dann verstimmt: „Wie fatal! Der alte Rechtsanwalt meines Mannes hat telegraphiren lassen, daß er schwerlich vor

fünf bis sechs Tagen eintreffen könne, da er unpäßlich sei!"

„Das wird nichts an der Hauptsache ändern, gnädige Frau," entgegnete Hermine ruhig und fest, „ich werde ein wachsames Auge haben!"

Die Gräfin lächelte beruhigt, sie entließ Hermine durch eine gnädige Handbewegung.

Die Ordon ging. Auf dem Stiegenflur blieb sie stehen; ein höhnischer und zugleich triumphirender Zug umspielte ihre Lippen.

„Ein Vorsprung von wenigstens fünf Tagen ist gewonnen!" hauchte sie. „In dieser Zeit muß Alles gethan sein! Was die Gräfin gesagt, ihre Habsucht zu beschönigen, ist Lüge, ich werde das bald ergründet haben!"

Sie sann nach und fuhr dann flüsternd fort: „Ich brauche doch wohl männlichen Beistand, den Vater von hier fortzuschaffen, sobald ich ihm die Augen geöffnet, und er mir gehört! Wo nehme ich einen Helfershelfer her? Eduard ist in die Gräfin vernarrt, ich frohlockte anfänglich darüber, denn ich gedachte ja, zwei Fliegen mit einer Klatsche zu schlagen — jetzt aber bleibt mir keine Zeit dazu übrig — und nun wird mir der verliebte Maler kein Gehör geben, darf ich nicht wagen, mich ihm

anzuvertrauen. Und doch — er ist unerfahren, ich werde mein Spiel ändern müssen, ihn — doch das will reiflich erwogen sein! Jetzt aber will ich doch sehen, ob ich der Comtesse entlocken kann, was sie und ihr Bruder entschlossen sind, den Anforderungen der Eltern gegenüber zu thun — vielleicht kann ich auch das zu meinem Vortheil ausbeuten!"

Hermine schlich über den Flur nach Leontinens Boudoir, pochte dort an und trat, sich entschuldigend, ein.

Auf den ersten Blick erkannte die schlaue Ordon, daß sie heute nicht ihren Zweck bei der Comtesse verfolgen könne, denn Leontine hatte heftige Kopfschmerzen, war übel gelaunt, ruhte am Fenster im Fauteuil und hatte das Haupt gestützt, die Augen halb geschlossen.

„Was wollen Sie?" fragte sie matt.

„Um Vergebung, Comtesse," antwortete Hermine, „ich möchte Sie bitten, mir ein Buch aus Ihrer Bibliothek anzuvertrauen — der Herr Graf, Ihr Oheim, wünscht, daß ich —"

„Nehmen Sie, was Ihnen beliebt, — nur nicht Shakespeare's: König Lear!"

„Weshalb nicht?" lächelte Hermine.

„Ich weiß es nicht — aber die Mutter hat es mir, bevor Sie in's Haus kamen — strenge untersagt, dieses Buch dem Onkel vorzulesen!"

Die Ordon verzog keine Miene, doch sie errieth sofort den Grund des Verbotes. Geräuschlos trat sie an die Bücheretagere, entnahm dieser irgend ein sicher nach der Ansicht der Gräfin harmloses Buch, entschuldigte nochmals ihr Erscheinen und verschwand.

Während sie sich nach dem Erdgeschosse der Villa zurückbegab, sagte sie sich: „König Lear! Ja, ja — der arme König theilt sein Reich und Vermögen unter seine Kinder und sieht sich dann von diesen verlassen und verstoßen, in Elend und Verzweiflung gestürzt. Natürlich, eine solche Geschichte, dem guten Grafen Hermann, den man zu einem zweiten König Lear machen möchte, wirksam vorgetragen, könnte ihn stutzig machen! Vortrefflich, Comtesse, Sie haben mir das Mittel gezeigt, durch welches ich am unverfänglichsten meinem Vater die Augen öffne. Ich werde mir dieses Buch zu verschaffen wissen!"

Im Erdgeschosse wollte sich Hermine nach ihrem Zimmer begeben, als sie vom sogenannten Arbeitscabinet des Grafen Norbert her dumpfe Laute ver-

nahm, die wie ein ziemlich heftiger Wortwechsel klangen. Hermine erkannte die Stimme des Grafen und diejenige des Bankiers Wolfsohn, der ja fast täglich in's Haus kam.

Hastig sah sich die Ordon nach allen Seiten um — Niemand von der Dienerschaft war in der Nähe.

Behutsam schlüpfte sie zu der Thür des Cabinets und blieb dort lauschend stehen. Obwohl die Herren drinnen nicht mehr laut sprachen, mochten sie doch wohl, in gereizter Stimmung, ihre Unterhaltung nicht so leise führen, als es die Vorsicht würde erfordert haben, denn Hermine wich nicht vom Platze — ein Beweis, daß sie nicht vergeblich horchte. So stand sie wohl mehrere Minuten, völlig regungslos.

Plötzlich aber huschte sie blitzgeschwind von der Thür des Cabinets hinweg — sie hatte ein Geräusch vernommen, das den Aufbruch des Bankiers verkündete.

Lautlos und unbemerkt erreichte sie ihr Zimmer, entschlüpfte sie in dasselbe. Und als sie dort jetzt erregt Athem schöpfte, da blitzten ihre Augen dämonisch, da glitt der Ausdruck einer wilden

Freude über ihre blassen Züge hin. Sie hatte durch das, was sie erlauscht, eine neue Waffe gegen ihre Feinde in Händen.

Zweites Kapitel.

Oberst Leskow.

Nach reiflicher Ueberlegung war Hermine mit sich darüber einig geworden, den jungen Maler aufzusuchen. Sie war überzeugt, daß sie es nur darauf anzulegen brauche, um ihn sofort wieder zu ihrem willenlosen Sklaven zu machen, wie er es vordem gewesen, als sie ihm noch Hoffnung auf ihren Besitz gelassen. Sie hätte es gern gesehen, wenn Eduard das Mittel geworden wäre, die Gräfin in eine Falle zu locken, aber die Zeit drängte jetzt und so meinte denn die Ordon, daß sie den Freund besser verwenden könne, wenn sie ihn bestimmte, ihr bei dem Handstreiche, den sie auszuführen gedachte, behülflich zu sein. Den Unerfahrenen ihr willfährig zu machen, schien ihr

nicht schwer, sie hatte ja nur nöthig, ihm eine jener Comödien vorzuspielen, in denen sie Meisterin war.

Am folgenden Tage fand sie Gelegenheit, die Villa auf ein Stündchen zu verlassen. Die Umstände waren ihr günstig, denn Günther hatte seinen Ausflug nach der Gosau angetreten, die Gräfin und Leontine statteten einen Besuch ab, der Graf Hermann begehrte keine Vorlesung.

So begab sie sich denn nach dem Hause, in welchem Eduard und Max wohnten.

Sie fand dort unter der Einfahrt ein reges Treiben; vor der Hauptstiege hielt eine elegante Kalesche, der Kutscher hatte Mühe, die ungeduldigen, prächtig aufgeschirrten Rosse zur Ruhe zu verhalten; am Wagenschlage lungerte ein betreßter Neger, neugierige Gaffer umstanden das Fuhrwerk und harrten ohne Zweifel der Herrschaft, die auszufahren gedachte.

Hermine wandte diesem Treiben keine besondere Aufmerksamkeit zu, sondern schlüpfte an der Equipage und den Leuten vorüber nach dem Hofe, erkundigte sich dort bei einer Magd nach der Wohnung des Photographen und ward nach jenem

Tracte gewiesen, in dem Max seinen „Salon" etablirt hatte.

Im Begriff, diesen zu betreten, stieß sie fast an Herrn Pusemann, der von Teuffert kam.

Der kleine dicke Rentier sah sehr niedergeschlagen aus, denn Max hatte ihm erklärt, der gestrige Versuch — die Aufnahme der Starnheim'schen Villa — sei total verunglückt. Nicht einmal das mißlungene Bild hatte der kleine Herr zu sehen bekommen, denn es war, nach des Photographen Aussage, von ihm sofort der Vernichtung preisgegeben worden.

Ungeachtet seines Kummers machte Herr Pusemann der interessanten Dame, die er beinahe niedergerannt hätte, höflich und eine Entschuldigung stammelnd Platz. Hermine aber trat rasch in die Behausung der Freunde.

Max war allein. Er kam ihr entgegen, begrüßte sie nicht ohne Herzlichkeit und nöthigte sie, sich zu setzen.

„Wahrhaftig," sagte er, ich glaubte schon die Hoffnung aufgeben zu müssen, Sie hier zu sehen!"

„Ich kann in der That nur äußerst selten aus-

gehen, denn ich bin durch meine jetzige Stellung gebunden!“

„Das mag recht fatal für Sie sein, in einer so reizenden Umgebung, wie sie Ischl bietet. Und dann — Sie waren früher völlig unabhängig, der Unterschied wird Ihnen jetzt um so peinlicher sein —“

„Nicht doch! Ich weiß mich in die Verhältnisse zu schicken und — bin ja nicht zu meinem Vergnügen hier!“

„Aber Sie sind doch nicht mit Ihrer jetzigen Stellung unzufrieden?“

„Durchaus nicht!“

„Das freut mich von ganzem Herzen! Und ich bin nebstbei entzückt, daß Sie meinem Atelier doch auch einmal die Ehre Ihres Besuches gönnen — wenn es auch nur geschehen, weil Sie einen Andern als mich hier zu sehen wünschten!“

Max lachte, auch Hermine mußte lächeln.

„Ei, diesen Andern habe ich ja oft genug Gelegenheit, in der Villa Starnheim zu sehen!“ sagte sie schalkhaft, setzte aber sodann ernst hinzu: „Doch sprechen kann ihn freilich nicht dort — Sie werden begreifen!“

„Und leider heute auch nicht hier — er ist ausgeflogen!“

„Ah, das ist schade — und Sie wissen nicht, wo Neustadt zu finden sein dürfte?“

„Ich weiß es nicht. Ich muß Ihnen zu meinem Leidwesen sagen, daß der gute Eduard für mich ein sehr schlechter Gesellschafter ist, seit er eine gewisse Villa besucht und eine gewisse Dame malt!“

Max blickte bei diesen Worten Hermine forschend an; diese aber zeigte eine keineswegs pikirte Miene, sondern lachte hell auf.

„Er ist also wirklich auf dem Wege zu einer neuen Thorheit?“ sagte sie munter. „Ich ahnte dergleichen!“

„Zu einer neuen?“

„Nun, es war doch schon thöricht von ihm, sich in mich zu verlieben! Sie, als praktischer Mann, haben ihm das jedenfalls längst gesagt — keine Entschuldigung, lieber Teuffert, ich bin weder so empfindlich noch so empfindsam wie unser Freund, und habe ja durch die That bewiesen, daß ich ganz Ihre Ansicht getheilt! Doch lassen wir das — es sollte mir leid thun, wenn der für unsere jetzige nüchterne Welt etwas zu phantastische Eduard

einer vornehmen Kokette zum Opfer fallen, sich in eine Herzensangelegenheit verrennen sollte, die für ihn gefährlich werden könnte!"

„Er hat sich bereits so tief verrannt, wie dies nur irgend möglich ist!"

„Was muß ich hören!?"

„Ich habe den unzweideutigsten Beweis davon in Händen!"

„Wie meinen Sie das?"

Max zog mit geheimnißvollem Lächeln seine Brieftasche hervor und zeigte sie der Ordon.

„Wenn Sie wüßten, was ich hier verborgen halte! Was glauben Sie wohl?"

„Wie kann ich das errathen?"

„Nichts mehr und nichts weniger als einen kleinen Skandal!"

„In Gestalt irgend eines Briefes, den Sie aufgefangen oder den der Zufall Ihnen in die Hände gespielt?"

„Nein! Einen kleinen Skandal in Gestalt einer — Photographie!"

„Ah! — und es handelt sich da um unsern Freund —?"

„Und eine andere, Ihnen wohlbekannte Persönlichkeit, mit einem Wort — die Gräfin Starn=

heim. Wenn die Photographie, von der ich rede, in die Oeffentlichkeit gelangen würde, dann wäre die Gräfin compromittirt und der gute Eduard könnte nur sogleich sein Bündel schnüren und die Hoffnung aufgeben, jemals ein von der aristokratischen Welt gesuchter Künstler zu werden."

„Wollen Sie, daß ich Ihnen Glauben schenke, so — zeigen Sie mir jene Photographie. Oder hegen Sie Mißtrauen gegen mich, die wärmste Freundin Eduard's?"

„Nicht im Geringsten, denn Sie werden ja, gleich mir, niemals fähig sein, eine Indiscretion an ihm zu begehen!"

Max öffnete seine Brieftasche, entnahm derselben eine Photographie und zeigte sie lächelnd der Ordon.

Diese stieß beim Anblicke des Bildes einen Laut der Ueberraschung hervor — auf der Photographie war nur ein geringer Theil der Starnheim'schen Veranda ersichtlich, doch gerade jene Stelle, an der sich zur Zeit der Aufnahme des Bildes die Gräfin und Eduard befunden hatten. Die Gestalten Beider, obwohl nur ziemlich klein wiedergegeben, bildeten scharf und deutlich den Mittelpunkt der Photographie, sogar die Gesichts-

züge des Paares waren unschwer zu erkennen, die Situation aber, in der sich dasselbe befand, ließ sich nicht mißdeuten, denn Eduard hatte seine Arbeit verlassen, kniete vor der Gräfin und drückte eine ihrer Hände an seine Lippen. Die sonst so stolze Aristokratin neigte sich zu ihm und in einer Weise, aus der man mit Sicherheit folgern durfte, daß sie durchaus nicht ungehalten über die Kühnheit des jungen Künstlers sei.

In der That, Max hatte nicht zu viel gesagt, als er behauptet, diese Photographie sei geeignet, einen Skandal zu provociren. Hermine war insgeheim entzückt, und hatte Mühe, ihre Erregung zu verbergen. Sie sagte sich, daß sie dieses Bild, welches ihr die Gräfin gewissermaßen auf Gnade oder Ungnade in die Hände lieferte, unter jeder Bedingung haben müsse.

Sie stellte sich bestürzt und fragte: „Mein Gott, Teuffert, wie sind Sie dazu gekommen?"

Max erzählte lachend den Vorgang, der sich an die Entstehung der verhängnißvollen Photographie knüpfte.

„Und was wollen Sie damit anfangen?" fragte die Ordon weiter.

„Beruhigen Sie sich," versetzte Max, „ich habe

die Matrize bereits vernichtet und werde auch diesen Abzug, den einzigen, welchen ich davon angefertigt, den Flammen preisgeben, sobald mein Zweck erreicht ist!"

„Welcher Zweck?"

„Eduard hat meine Behauptung, daß es mit ihm und der Gräfin nicht ganz richtig sei, entrüstet von sich gewiesen; ich werde ihn daher vorerst ein wenig beschämen, ihm aber dann ernstlich den Rath ertheilen, entweder dergleichen Abenteuer, die unter Umständen gefährlich werden können, ganz aufzugeben oder wenigstens dabei vorsichtiger zu Werke zu gehen!"

„Thun Sie das nicht, mein Freund! Ich fürchte, es würde das zu einem Zerwürfnisse zwischen Eduard und Ihnen führen. Ihr Männer seid zu ungeschickt in Dingen, die mit der äußersten Delicatesse angefaßt werden müssen."

„Aber ich muß doch meinen Spaß haben —"

„Woran liegt Ihnen mehr — sich über Eduard lustig machen oder ihm einen Dienst leisten zu können?"

„Das Letztere ist allerdings die Hauptsache —"

„Nun, so überlassen Sie mir diese gefährliche Photographie, die mir bei Ihnen — obwohl ich

weiß, daß Sie ein Ehrenmann und dem guten Eduard herzlich zugethan sind — nicht so ganz gesichert erscheint, da Ihre Neigung zum Spotte Sie zu irgend einer Uebereilung hinreißen könnte —"

„Ei, was denken Sie von mir —?"

„Oh, ich kenne die Männer! Vertrauen Sie mir dieses Bild an, Teuffert, Sie werden sich überzeugen, daß sicherer erreicht wird, was wir Beide im Interesse unseres gemeinschaftlichen Freundes wünschen müssen, wenn Sie die Sache in meine Hand legen, als wenn —"

„Aber was wird Eduard von mir denken, daß ich Ihnen —"

„Ich werde es schon so anstellen, daß er uns nicht zürnen, sondern nur uns danken kann! Also —?"

„Nun denn, meinetwegen! Aber Sie vereiteln mir einen guten Spaß, der — doch es sei, nehmen Sie!" Zu dumm!

Hermine nahm die Photographie entgegen und steckte sie sorgfältig ein. Dann reichte sie Max anscheinend tief bewegt die Hand.

„Sie sind ein Mann von wahrhaft edlen Grundsätzen," sagte sie, „und mir ist um Eduard

nicht bange, so lange ihm ein solcher Freund zur Seite steht!"

„Sagen Sie lieber — eine Freundin, so uneigennützig und verständig, wie Sie!" antwortete Max nicht ohne Bewunderung.

In demselben Augenblicke entstand ein lebhaftes Geräusch im Hofe, ließ sich Pferdegetrappel vernehmen.

„Was bedeutet das?" fragte Hermine aufhorchend.

„Haben Sie nicht die elegante Equipage unter der Einfahrt gesehen —?"

„Ach ja — wohnt irgend ein ausländischer Fürst in diesem Hause? Ich sah einen betreßten Neger —"

„Ein Fürst nun wohl nicht, aber jedenfalls ein Nabob, nach dem Aufwande zu urtheilen, den er treibt — ein Oberst Leskow aus Amerika — er ist vor einer Stunde aus Wien hier eingetroffen und hat gleich das ganze Haus in Aufruhr versetzt —"

„Wie? Oberst Leskow? Also endlich —!"

„Sie scheinen überrascht —?"

„Der Oberst Leskow gilt für den Verlobten der Comtesse Starnheim; die gräfliche Familie er=

wartet ihn seit etwa acht Tagen — ich habe das von der Dienerschaft erfahren —"

„So, so!"

„Und wahrlich, ich möchte auf diesen Mann, den man mir als einen vollendeten Cavalier geschildert hat, einen flüchtigen Blick werfen —"

„Dann beeilen Sie sich," lächelte Max, „denn er scheint soeben fortzufahren — vermuthlich, seiner Verlobten einen Besuch abzustatten! Wann werden Sie mit Eduard reden?"

„Sobald wie möglich! Er kommt ja täglich zu uns — ich werde ihm dort zu verstehen geben, wann und wo ich ihn zu sprechen wünsche!"

„Ich soll ihm also nicht sagen, daß Sie —?"

„Nein! Leben Sie wohl!"

„Adieu!"

Max geleitete Hermine bis zur Thür seiner Wohnung. Als die Ordon fort war, da schüttelte er nachdenklich das Haupt.

„Ich hätte ihr eigentlich doch nicht das Bild überlassen sollen," dachte er, „sie hat mich entschieden überrumpelt! Aber es ist am Ende thöricht, noch Mißtrauen gegen sie zu hegen, sie hat ja zu verschiedenen Malen schon gezeigt, daß sie nur Eduard's Bestes will!"

Und Max beruhigte sich wieder.

Hermine schritt hastig durch den Hof, der Einfahrt des Hauses zu. Ihr Herz erfüllte eine dämonische Freude, aber ihre Züge verriethen dies nicht. Es lag ihr nichts daran, den Amerikaner jetzt schon zu sehen, bevor er nach der Villa fuhr, sie hatte sich nur so rasch entfernt, weil sie fürchtete, Max könne seinen Entschluß bereuen und die Photographie zurückfordern. Und wie sie jetzt dem Thorwege zuhastete, da dachte sie in ihrem unheilvollen Entzücken an nichts, als an das Uebergewicht, das sie durch den Besitz des verfänglichen Bildes über die Gräfin erlangen werde, und wie dieses Uebergewicht im Nothfalle auszunützen sei. Eduard kam dabei natürlich nicht in Betracht, denn was die falsche Ordon seinem Freunde Max vorgeredet, war ja nur eitle Lüge gewesen.

Als Hermine die Einfahrt erreichte und in diese hineinbog, da war gerade Oberst Leskow von der Treppe des Vorhauses herabgekommen, seinen Wagen zu besteigen.

Er rief dem betreßten Neger, der am geöffneten Schlage stand, einige Worte in englischer Sprache zu.

Hermine blieb stehen, sie konnte doch jetzt nicht

an der Equipage und den Gaffern vorüber, die den Amerikaner anstarrten. In demselben Momente aber, als der Klang der Stimme Leskow's ihr Ohr berührte und sie den, wenn auch nicht mehr jungen, doch bildschönen, vornehm blickenden Mann gewahrte, der wenige Schritte von ihr entfernt nun in den Wagen stieg, ohne von den Umstehenden Notiz zu nehmen, da war es, als ob sie plötzlich eine Ohnmacht befalle, denn sie ward leichenblaß, taumelte gegen die Wand der Einfahrt, und hielt sich, an allen Gliedern zitternd, nur mühsam dort aufrecht.

So sehr auch sonst Hermine sich zu beherrschen vermochte, in diesem Augenblicke hatte sie nicht die Kraft dazu; sie besaß nur noch gerade so viele Gewalt über sich, nicht laut aufzuschreien, im Uebrigen drückte ihr ganzes Wesen eine befremdliche und höchst verdächtige Bestürzung aus.

Aber das fiel Niemandem auf oder, richtiger, ward von keinem der unter der Einfahrt versammelten Neugierigen bemerkt, denn Alle hatten ihre ganze Aufmerksamkeit auf den vornehmen Amerikaner und dessen glänzende Dienerschaft gerichtet, so daß Hermine und ihr Zustand völlig unbeachtet blieben.

Der Letztere hielt übrigens nur ganz kurze Zeit an; während der Neger die Wagenthür schloß, zu dem Sitze des Kutschers hinankletterte, das treffliche Gespann anzog und die Equipage durch das Hausthor auf das Straßenpflaster hinausrasselte, erholte sich die Ordon so weit, daß ihr Anblick nicht mehr Befremden erwecken konnte.

Und nun benutzte sie das Durcheinander, das nach der Abfahrt des Obersten unter dem Thorwege herrschte, sich rasch auf die Gasse hinaus und von dem „Hôtel garni" fortzustehlen.

Die Equipage rollte schon in ziemlicher Entfernung die Straße entlang, dem südlichen Theile des Städtchens und dem Traunflusse zu; die vor heftiger Aufregung keuchende Ordon schlug dieselbe Richtung ein, denn es war diejenige, welche zur Villa Starnheim führte.

Hermine starrte dem jetzt um eine Ecke biegenden Wagen mit fieberhaftem Blick nach; sie sah die Züge des in seine Kalesche zurückgelehnten Amerikaners nicht mehr deutlich, aber das war ja auch nicht nöthig, hatte sie ihn doch vorhin genugsam in's Auge gefaßt, um überzeugt sein zu dürfen, daß sie sich keiner Täuschung hingegeben habe, daß jener Oberst Leskow und — ihr Mann, der

verschollene Abenteurer, eine und dieselbe Person seien.

Diese Entdeckung drängte jetzt natürlich alles Andere, das noch wenige Minuten zuvor ihren ränkevollen Geist beschäftigt hatte, vollständig in den Hintergrund, aber sie war noch zu verstört, zu sehr überrascht, als daß sie sofort hätte überlegen können, was nun zu thun sei.

„Er ist es!" murmelte sie vor sich hin, während sie ihre Schritte beflügelte. „Obwohl er jetzt einen kurzen Vollbart trägt, erkannte ich ihn doch sofort! Er nennt sich Leskow, hat es verstanden, sich mit dem vornehmsten Adel auf einen vertrauten Fuß zu stellen, und umgiebt sich mit einem Aufwande, der ihn geradezu als einen Millionair erscheinen läßt. Woher kommt er? Und wie vermag er die Behörden und alle Welt über sich zu täuschen? Besitzt er wirklich Reichthümer, oder ist auch das nur ein Schwindel? Man hat mir gesagt, daß der Oberst Leskow seit Monaten in Wien lebe — natürlich, Ordon konnte das, ohne mir zu begegnen, er bewegte sich ohne Zweifel nur in den erlesensten Kreisen der Residenz, die mir verschlossen blieben. Der Elende hat sich, wie ich es von ihm voraussetzen darf, wohl niemals Mühe

gegeben, meinen Aufenthalt zu erforschen, hat dies wohl gar geflissentlich vermieden. Ja, ja, so wird es sein — er fand Mittel und Wege, wieder emporzukommen, ohne daß er meiner bedurfte, weshalb sollte er da gewünscht haben, sich wieder mit mir zu vereinigen? Wir hielten ja stets nur zu einander um des gegenseitigen Vortheils willen! Und jetzt wäre ich ihm geradezu im Wege, wenn er die Unverschämtheit hat, sich um die Hand der Comtesse Starnheim zu bewerben. Ob er in die Comtesse verliebt ist? Unmöglich — ein Mann, wie Ordon, kann sich nicht verlieben. So beutet er also wohl sein Schwindlertalent aus, mit der Comtesse ein großes Vermögen zu erlangen, oder ist auch wirklich durch einen Glücksfall reich geworden und hofft nun, durch eine Verbindung mit einer Vornehmen jeden Verdacht abzulenken, der bis auf sein Vorleben znrückführen könnte. Gleichviel — er ist ein Elender, ein Undankbarer, wir haben Alles mit einander durchgemacht, und wenn ich Kerkerluft athmen mußte, wie er, so trägt er wohl noch mehr Schuld daran als ich — er durfte also, wieder in Freiheit und in einer vielleicht günstigen Lage, meine Existenz nicht ignoriren, die Existenz seiner rechtmäßigen Gattin, durfte seine

Rechnung nicht ohne mich machen! Er soll mir dafür büßen, bei Gott, ich werde plötzlich vor ihm auftauchen und alle seine Pläne vernichten! Ah, ich danke dem wundersamen Zufalle, der mir dies zu thun ermöglicht!"

Während Hermine dies vor sich hin flüsterte, nahmen ihre schönen Züge einen düsteren, rachedurstigen Ausdruck an.

So schritt sie sinnend weiter, zuerst eilig, dann immer langsamer, je mehr sie sich in's Grübeln vertiefte.

Ihr Entschluß, den sie im ersten auflodernden Zorn gefaßt hatte, gerieth in's Wanken, nun sie reiflicher zu überlegen, ruhiger und kälter die durch das unerwartete Erscheinen ihres Mannes geschaffenen Umstände zu prüfen begann.

Das Resultat dieses gelasseneren Nachdenkens war, daß sie sich sagte, sie könne wohl Ordon zu einem Rückzuge nöthigen, doch sei es für sie selbst und ihre Absichten auf den Vater zu gefährlich, wenn sie ihren Mann vor den Starnheims entlarve. Zugleich aber drängte sich ihr immer mehr die Ueberzeugung auf, daß sie besser thun werde, einen so verwegenen und zugleich verschmitzten

Menschen, wie Ordon, zu ihrem Bundesgenossen statt zu ihrem erbittertsten Gegner zu machen.

„Vorläufig werde ich gleich nach meiner Ankunft in der Villa — denn dorthin hat er sich doch wohl begeben -- mich ihm in's Gedächtniß bringen," so schloß Hermine höhnisch lächelnd ihr Selbstgespräch; „die Wirkung davon kann nicht ausbleiben, er hat mich immerhin mehr zu fürchten, als ich ihn! Und dann — ich muß noch heute heimlich unter vier Augen mit ihm sein — von dieser Unterredung wird es abhängen, ob ich mich seiner bedienen kann oder nicht, ob ich ihm meine weitreichenden Pläne enthülle und ihn an den Vortheilen derselben unter gewissen Bedingungen theilnehmen lasse, oder meinen Weg allein gehe!"

Nachdem Hermine so ihren anfänglich gefaßten Beschluß umgestaltet hatte, beschleunigte sie wieder ihre Schritte.

Als sie in die Nähe der Villa kam, sah sie dort die Equipage des Mannes halten, der sich Oberst Leskow nannte und der hier nur als solcher gekannt war.

Hermine lächelte einen Augenblick mit spöttischer Ueberlegenheit.

Und doch pochte ihr Herz heftiger als sonst, als sie nun mit der ihr, seit sie in der Villa wohnte, eigenthümlichen anspruchslosen Haltung und bescheidenen Miene den Vorgarten betrat und sich nach dem Hause begab.

Ungeachtet ihrer Zuversicht überkam sie doch jenes gewisse beklemmende Gefühl, dessen sich auch der Kühnste nicht ganz entschlagen kann, wenn er einer entscheidenden Katastrophe entgegensieht.

Während Hermine in die Villa schlich, befand sich der Oberst Leskow bei den vor einer halben Stunde nach der Villa zurückgekehrten Damen im Empfangssalon.

Uns ist das Wesen des Obersten genugsam aus dem Gespräche bekannt, welches einst Günther und Leontine über ihn führten. Seine Erscheinung entsprach in der That vollkommen jener Schilderung, die Günther damals von ihm entwarf. Leskow war ganz der Mann, zu fesseln und zu blenden. Da er erst sechsunddreißig Jahre zählte, so besaß er noch die ganze Elasticität der Jugend. Seine hohe und mannhafte Gestalt zeichnete sich durch Geschmeidigkeit und Grazie aus; in seinen feinen, ausdrucksvollen Zügen und seinen dunklen, blitzenden Augen lag Geist, sein Benehmen zeugte

vom erlesensten weltmännischen Schliff; er war niemals um Worte verlegen, wußte durch seine liebenswürdige Beredsamkeit Jedermann für sich zu gewinnen. Dennoch machte sich in seinem zuversichtlichen Auftreten bisweilen etwas von der Keckheit bemerkbar, welche Glücksrittern eigen zu sein pflegt, doch gab sich diese nicht im Verkehr mit der vornehmen Welt kund, und wäre es auch geschehen, so würde man sie ohne Zweifel, im Hinblick auf das militairische Vorleben Leskow's, von dem dieser manches Abenteuerliche anziehend zu erzählen wußte, sehr erklärlich gefunden und entschuldigt haben.

Leskow war also bei den Damen und plauderte mit ihnen in seiner hinreißenden Manier. Leontine hatte Mühe, eine gewisse Befangenheit vor ihm zu verbergen; sie sprach wenig, desto mehr aber ihre Mutter, die Alles aufzubieten schien, dem Besucher zu zeigen, wie sehr man ihn bisher in Ischl vermißt habe und wie lieb und werth er den Starnheims sei.

Wir müssen hier einschalten, daß weder der Graf noch die Gräfin dem Obersten nach Wien jenen Vorfall gemeldet hatten, der sich während des Ausfluges nach Hallstadt mit der Comtesse

zugetragen. Erst jetzt, nach dem ersten Wiedersehen, war Leskow durch die Mutter Leontinens von jenem Ereignisse in Kenntniß gesetzt worden, und es hatte die Gräfin mit feinem Lächeln die Bemerkung daran geknüpft, daß sie und ihr Gatte jene Meldung unterlassen, dem Obersten unnöthige Sorgen zu ersparen. Es lag zu viele Absichtlichkeit in dieser Bemerkung, als daß Leontine nicht sofort errathen hätte, ihre Mutter bezwecke dadurch, Leskow zu nöthigen, sich über seine Gefühle zu äußern, ihm die Bahn zu einer Erklärung zu ebnen. Der Oberst hatte dann auch seine lebhafte Bestürzung über die Nachricht und seine Freude über den glücklichen Ausgang des Unfalles ausgedrückt und war, als Weltmann den Wink beherzigend, im Begriff gewesen, in der Aeußerung seiner Sympathie für die gräfliche Familie und insbesondere für die reizende Comtesse so weit zu gehen, wie dies nur die Gräfin wünschen konnte, war aber durch Leontine, sehr zu dem Mißbehagen ihrer Mutter, rechtzeitig und gewandt daran verhindert worden, worauf er mit weltmännischem Takt dem Gespräche eine minder verfängliche Wendung gegeben hatte. Und jetzt drückte er sein Bedauern aus, daß der Graf nicht zu

Hause sei und daß Günther, wie man ihm gesagt, wohl erst morgen von seinem Ausfluge heimkehren werde, und ging dann, anmuthig plaudernd, auf allerlei harmlose Dinge über, indem er zugleich die Damen, vor Allem Leontine nöthigte, sich über ihr Leben in Ischl und die Badegesellschaft zu äußern.

Die Gräfin aber schien sich in den Kopf gesetzt zu haben, schon heute eine Verständigung zwischen ihrer Tochter und dem Obersten herbeizuführen. Und da sie annahm, daß ihre Gegenwart die Ursache von Leontinens Scheu und Zurückhaltung sei, so suchte und fand sie bald einen Vorwand, den Salon auf ein Viertelstündchen zu verlassen.

Der verstohlene Blick, den sie bei dieser Gelegenheit mit dem Obersten austauschte, schien anzudeuten, daß in Bezug auf dieses Manöver so etwas wie eine stillschweigende Verständigung zwischen ihnen erfolgt sei.

Leontine fühlte das. Sie wäre jetzt so gern einem Alleinsein mit Leskow ausgewichen, doch sie durfte sich nicht taktlos zeigen, ihn nicht kränken, um so weniger, als sie überzeugt war, daß er ihre volle Achtung verdiene.

Aber auch eine andere Ueberzeugung drängte sich ihr jetzt auf. Worüber sie sich früher nicht klar gewesen war, das hatte jetzt eine Entscheidung in ihrem Gemüthe gefunden, die Frage, welche sie sich noch vor Kurzem gestellt, war gelöst, nun sie sich Leskow wieder gegenüber sah — sie liebte ihn nicht, sie sagte sich, daß sie ihn niemals lieben werde, ihm nicht angehören könne. Ob sie in diesem Augenblicke noch weiter ging, ob sie sich klar bewußt war, wohin ihr Herz neige? Ob sie sich nicht verhehlte, daß ein Anderer an dieser für den Obersten nachtheiligen Lösung ihrer Herzensfrage die eigentliche Schuld trage, und daß es eine Thorheit sei, in Gedanken und Träumen an diesem Anderen zu hängen, den sie fast so gut wie gar nicht kannte, dessen hohen Sinn und Adel des Gemüthes sie nur aus seiner Erscheinung errieth und der kühnen, entschlossenen That, die er um ihretwillen vollbracht hatte? Ob sie sich gestand, daß der stolze, weltverachtende Waldmensch das Ideal ihrer Träume sei? Wer kann das sagen?

Die Absicht ihrer Mutter verstimmte sie, und sie gab sich keine Mühe, diese Verstimmung zu verbergen. Und sie war unschlüssig, wie sie sich

verhalten solle, wenn Leskow jetzt sich erklären, auf eine Entscheidung bringen würde. Sollte sie ihm eine ausweichende Antwort gegeben, die ihn nicht verletzen konnte, oder ihn ein- für allemal abweisen? Wie sehr bedauerte sie jetzt, nicht Günther's Rath einholen zu können! Und hätte sie denn dem Bruder Alles mittheilen können, was sie empfand — Alles?

Nach der Entfernung der Gräfin trat eine kleine Pause in der Unterhaltung ein. Leontine war entschlossen, das Schweigen nicht zuerst zu brechen.

Der glänzende Leskow aber nahm nun eine melancholische Miene an.

„Es scheint, Comtesse,“ sagte er, „daß das hiesige Badeleben nicht gerade vortheilhaft auf Ihre Stimmung eingewirkt hat!“

„Woraus schließen Sie das, Herr Oberst?“ fragte Leontine, ohne daß ihre Lippen jenes liebliche Lächeln umspielte, welches sonst so selten von denselben verschwand.

„Ich fand Sie in der Residenz heiterer und — unbefangener. Wäre Ihr Aussehen nicht so blühend, so rosig frisch, ich würde befürchten, jenes unselige Ereigniß, das Ihr Leben bedrohte,

doch, dem Himmel sei Dank, glücklich verlief, sei denn doch nicht ohne nachtheiligen Einfluß auf Ihre Gesundheit geblieben, habe wenigstens einen Schatten auf Ihr Gemüth geworfen!"

Leontine erröthete.

„Das ist nicht der Fall! Ich —" antwortete sie rasch und stockte dann plötzlich.

„So muß ich den Grund Ihrer Veränderung wo anders suchen!" bemerkte Leskow lächelnd, während er verstohlen einen forschenden Blick über Leontinens Züge hingleiten ließ. „Wäre ich eitel und anmaßend, so würde ich vermuthen, daß Sie ungehalten auf mich seien!"

„Ich? Weshalb?"

„Ich würde mir sagen: Die Comtesse schmollt, weil ich es über mich vermochte, mich so lange aus ihrer Nähe zu verbannen! — Aber ich bin nicht eitel, ich weiß gar wohl, daß man annimmt, eine Dame könne nur mit Demjenigen schmollen, der ihr nicht gleichgültig sei. Ach, in diesem Sinne wünschte ich, Sie ungehalten auf mich zu sehen, wie würde ich mich glücklich preisen, wenn Sie auch nur einen Augenblick mich vermißt hätten!"

„Wir haben Sie in der That vermißt, Herr Oberst!"

„Wir! Dieses „Wir" ist eine Grausamkeit, Comtesse!"

„Ich wüßte nicht —"

„Es sagt mir, daß ich vergebens gehofft habe, über alle Jene, die Ihrer Anmuth, Ihren Reizen huldigen, auch nur den allerkleinsten Vortheil davon zu tragen!"

„Herr Oberst —!"

„Verzeihen Sie meinen Ungestüm — ich habe ohnehin allzu lange gezögert, die Entscheidung über mein Schicksal freimüthig von Ihnen zu begehren — ich —"

Hier ward Leskow, welcher sich der Comtesse genähert hatte, in leidenschaftlicher Bewegung ihre Hand zu ergreifen, durch ein Geräusch unterbrochen, das sich aus nächster Nähe vernehmen ließ.

Es war das leise Knarren einer Seitenthür des Salons. Sie ward aufgethan.

Unwillkürlich wandten Leontine und der Oberst — die Erstere erleichtert aufathmend, Leskow voll Unwillen — den Blick nach jener Richtung, aus der die Unterbrechung seines Gespräches erfolgte, das für die Comtesse, wie sie es vorausgesehen, peinlich zu werden begonnen hatte.

Auf der Schwelle der geöffneten Thür stand Hermine, bleich, doch mit eisigem Gesichtsausdrucke und regungslos, wie aus Stein gemeißelt.

Sie starrte den Amerikaner an, ihr glühender Blick zuckte mit der Schärfe eines Dolches zu ihm hinüber, drohend, gebieterisch.

Leskow's Antlitz entfärbte sich, er war einen Moment wie vernichtet; er stand sprachlos da, augenscheinlich schreckerfüllt auf die Erscheinung blickend, die etwas Gespensterhaftes, Unheimliches an sich hatte.

Auch Leontine war überrascht, doch in ihrer Arglosigkeit legte sie der Haltung Herminens und dem Blicke derselben nicht jene Bedeutung bei, die darin lag.

Erstaunt fragte sie: „Was wünschen Sie?"

Hermine hatte ihren Zweck erreicht — der Eindruck, den ihr Erscheinen auf den Obersten hervorbrachte, war ein überwältigender, das genügte ihr; sie hütete sich wohl, noch weiter zu gehen.

Vermuthlich hatte sie das Paar belauscht; wenn nicht, so wußte sie jedenfalls die Situation zu deuten, in der sie die Comtesse und den Amerikaner gefunden. Aber sie war, nach der Wirkung, die sie erzielt, auch überzeugt, daß Leonti=

nens eigenthümlicher Verehrer nun nicht mehr wagen werde, dort wieder anzuknüpfen, wo er unterbrochen worden.

Blitzschnell änderte sie ihr Wesen, um nicht den Verdacht der Comtesse wachzurufen.

„Verzeihen Sie,“ sagte sie demüthig, „ich wußte nicht, daß Comtesse nicht allein seien!“

Und sich ehrerbietig verneigend, zog sie sich zurück.

Doch bevor die Thür sich hinter ihr schloß, sah der Oberst — aber nur dieser — die dunklen Augen Herminens secundenlang durch den Thürspalt auf sich mit einem Ausdruck gerichtet, der nicht mißzuverstehen war.

Hermine war wieder verschwunden. Und nun erst wandte die Comtesse ihren Blick von Neuem dem Obersten zu. Seine Bestürzung war ihr entgangen, er hatte inzwischen Zeit gewonnen, sich zu fassen; er mußte ein Mann von bedeutender Willenskraft sein, denn obwohl er noch ein wenig bleich aussah, zeigte er sich doch völlig gelassen.

„Wer ist jene Person?“ fragte er in gleichgültigem Tone.

„Die neue Vorleserin meines Oheims!“ antwortete Leontine und setzte ein wenig befangen

hinzu: „Ihr Erscheinen deutet mir an, daß der gute Onkel Hermann erwacht ist —"

„Ah, und dann pflegt er wohl nach seiner liebenswürdigen Nichte zu verlangen?" fiel ihr der Oberst ruhig und ernst in's Wort.

„In der That — doch — wenn ich Sie bitten dürfte, Herr Oberst, unser Gespräch —"

Leskow verzog den Mund zu einem schmerzlichen Lächeln.

„Ich bin weit davon entfernt, Sie an der Erfüllung einer Pflicht hindern zu wollen, welche Ihrem Herzen Ehre macht!" sagte er langsam und mit Resignation. „Ich ziehe mich daher zurück, auch dürfte es wohl heute das Beste sein, was ich thun kann, Comtesse, denn ich fürchte, daß ich nicht den richtigen Augenblick wählte, Ihnen von — meinen Angelegenheiten zu sprechen!"

Leontine antwortete nicht und senkte erröthend und verlegen den Blick.

Der Oberst hätte leicht die Befangenheit und Unschlüssigkeit der Comtesse ausbeuten und bleiben können, aber es mochte ihm wohl der Boden unter den Füßen brennen.

So fuhr er denn melancholisch fort: „Ich verabschiede mich also für heute, doch hoffe ich, Sie

werden mir nicht verweigern, den Gegenstand unserer Unterhaltung, der so sehr mein Herz berührt, bald — recht bald wieder aufnehmen zu dürfen!"

Bevor noch Leontine antworten konnte, zog der Oberst ihre Hand an seine Lippen und verließ dann hastig den Salon.

Drittes Kapitel.

Mann und Frau.

Während sich Leskow vom Empfangszimmer nach dem mit Glasthüren versehenen Vorbau und der Freitreppe der Villa begab, spähte er, sichtlich erregt, nach allen Seiten, wie ein Dieb, der mit heiler Haut und ohne Aufsehen zu verursachen, sich einer gefährlichen Situation zu entziehen trachtet, machte er den Eindruck eines Menschen, der auf einen plötzlichen Ueberfall gefaßt ist.

Er fühlte sich ohne Zweifel sehr erleichtert, als er Niemanden auf seinem Wege traf, nicht einmal

einen der sonst im Corridor und in der Vorhalle des Erdgeschosses umherlungernden Lakaien.

Er kehrte nach seiner Equipage zurück. Auch im Vorgarten blinzelte er verstohlen umher und in die Gebüschgruppen hinein, als fürchte er, daß ihm dort ein Hinterhalt gelegt worden sei. Nichtsdestoweniger war seine Haltung so ungezwungen und zuversichtlich wie sonst.

Als er an seinen Wagen trat, überreichte ihm der Neger ein kleines Billet und sagte ihm einige Worte in englischer Sprache.

Leskow verzog keine Miene, aber er warf einen flüchtigen Blick nach der Villa; als er dort Niemanden an den Fenstern und auf der Veranda sah, steckte er hastig das Briefchen ein, ohne von dem Inhalte desselben Kenntniß genommen zu haben.

Er bestieg seine Equipage, sie rasselte mit ihm von dannen.

Erst nach einer Biegung der Fahrstraße, und nachdem die Villa seinem Blicke entzogen war, brachte der Oberst das erwähnte Billet wieder zum Vorschein, öffnete und überflog dasselbe.

Es enthielt die wenigen Worte:

„Du wirst mich in einer Stunde in Deiner

Wohnung erwarten. Finde ich Dich nicht dort, so mache Dich auf das Aergste gefaßt! Hermine."

„Es war also doch keine Täuschung, keine zufällige Aehnlichkeit!" murmelte der Oberst finster brütend in sich hinein, während er das Briefchen zerknitterte und einsteckte. „Hölle und Tod, was wird daraus entstehen?!"

Er hatte an der Promenade aussteigen wollen, er befahl jetzt seinem Kutscher, ihn nach Hause zu fahren.

In der Villa hatte indessen eine kurze, doch keineswegs angenehme Erörterung zwischen der Gräfin und ihrer Tochter stattgefunden.

Die Erstere war bald nach der Entfernung des Obersten in den Salon zurückgekehrt, hatte mit Befremden den schleunigen Rückzug Leskow's durch Leontine erfahren, dieser die Schuld daran beigemessen und dann ziemlich leidenschaftlich ihren Unwillen an der Tochter ausgelassen. Leontine konnte nicht in Abrede stellen, den Obersten an seiner Eigenliebe verletzt zu haben, doch ging sie nicht so weit, der Mutter deutlich zu verstehen zu geben, daß Leskow nichts zu hoffen habe.

So hatte denn die Gräfin Leontinens Betragen für eine kindische Launenhaftigkeit erklärt, die bei

nächster Gelegenheit wieder gut gemacht werden müsse, und erzürnt die Comtesse auf ihr Zimmer geschickt; sie selbst aber hatte sich, zur Beruhigung ihrer Nerven, ein Bad richten lassen.

Beides — der sogenannte Stubenarrest der Comtesse und das Baden der Gräfin — kam der Ordon sehr gelegen. Da die Gräfin nie unter einer Stunde das Bad verließ und sodann ihre Toilette mindestens eben so viel Zeit in Anspruch nahm, der Graf Hermann noch schlief und Leontine an ihr Boudoir gebannt war, so durfte Hermine getrost die Villa verlassen, ohne einen Verweis befürchten zu müssen. Sie ertheilte dem Diener Franz Verhaltungsmaßregeln für den Fall, daß der „alte Herr" vor ihrer Nachhausekunft erwachen sollte, und machte sich sodann in aller Stille aus dem Staube.

Um nicht zufällig dem Grafen zu begegnen, entfernte sie sich durch ein Seitenpförtchen, welches sich in dem südlichen Theile der Gartenmauer befand und zu einer Abzweigung der an der Villa hinlaufenden Fahrstraße führte. Sie schlug diesen Seitenweg ein und gelangte so unbeachtet an die Traun, nach der Stadt.

Dort galt es wieder, wo möglich Eduard oder dem Photographen auszuweichen.

Ohne daß sie der Freunde ansichtig geworden wäre, erreichte sie das uns wohlbekannte Hôtel garni, schlüpfte in die Einfahrt desselben hinein, und begab sich dort rasch die breite Stiege des Vordergebäudes hinan.

Auf dem Flure des ersten Stockes traf sie den Neger, dem sie, während der Oberst in der Villa noch bei den Damen verweilte, das bewußte Billet zuzustecken Gelegenheit gefunden hatte.

Der betreßte Bursche schien sie auf Befehl seines Gebieters erwartet zu haben; als Zeichen des Wiedererkennens wies er verschmitzt schmunzelnd seine weißen Zähne.

Hermine redete ihn in englischer Sprache ziemlich gebieterisch an, worauf er sich beeilte, ihr ein Vorzimmer zu öffnen.

Dort empfing sie ein schwarzgekleideter Kammerdiener und wies sie, ohne sie um ihren Namen oder ihr Begehr zu befragen, nach dem anstoßenden Gemache.

Sie trat in einen eleganten, geräumigen Salon ein. Am jenseitigen Ende desselben stand die

Verbindungsthür offen, welche zu einem zweiten, ähnlichen Salon führte.

Der Oberst kam ihr aus demselben entgegen, begrüßte sie lächelnd, ohne die geringste Verlegenheit zu zeigen, und ersuchte sie, sich in das andere Gemach zu verfügen.

Blaß, doch ohne sonst die geringste Aufregung zu verrathen, begab sich Hermine dort hin.

Leskow folgte ihr und schloß die Thür hinter sich. Hermine blieb in der Mitte des Gemaches stehen, verfolgte mit mißtrauischem und lauerndem Blicke jede Bewegung des Obersten.

Dieser hatte, seit er von der Villa Starnheim nach Hause zurückgekehrt war, gerade hinreichend Zeit gehabt zu überlegen, was der Schreiberin des fatalen Billets gegenüber wohl zu thun für ihn das Klügste sei. Und er hatte sich dahin entschieden, unter vier Augen mit ihr nicht etwa den Versuch zu wagen, sie zu verleugnen, sondern sofort in aller Bereitwilligkeit den „Leskow" abzuwerfen, sich als „Ordon" zu entpuppen und auf gütlichem Wege mit der so unliebsam Aufgetauchten ein Abkommen zu treffen.

Er näherte sich ihr daher, nachdem er die

Thüre geschlossen, mit ausgebreiteten Armen und zärtlicher Miene.

„Welch' unverhofftes Wiedersehen!" rief er, indem er ganz vortrefflich den Entzückten spielte.

Hermine wich einen Schritt zurück, runzelte die Stirn, machte eine abwehrende Handbewegung, und setzte seiner zärtlichen Miene eine finstere entgegen.

„Laß diese Comödie," antwortete sie gereizt, „sie ist vollständig überflüssig!"

Der Abenteurer ließ sich nicht durch diesen Empfang irre machen; er zeigte sich erstaunt.

„Aber, liebes Kind — was ist natürlicher, als daß man seine Frau umarmt, wenn man sie nach langer Trennung so unerwartet wiedersieht?!"

Er machte einen neuen Versuch, Hermine in seine Arme zu schließen, ward aber wiederum zurückgewiesen, kälter und zugleich energischer als zuvor.

„Ich verbitte mir diese Possen!" sagte sie nachdrücklich und trocken.

Ordon zuckte die Achseln.

„Wie Du willst, liebes Herz! Ich bedauere lebhaft, daß Du meine Gefühle nicht theilst, die ganz aufrichtig sind, wie Du mir glauben darfst. Nach den Zeilen, welche Du mir sandtest, durfte

ich freilich keinen andern Empfang erwarten — sah ich Deine Gereiztheit voraus, die — weiß Gott, Hermine, — durch nichts gerechtfertigt ist —"

„Ah, durch nichts —?"

„Ei, Du zürnst mir doch nicht etwa deshalb, weil ich Dir nicht gleich, in Gegenwart der Comtesse, um den Hals gefallen bin —?"

Hermine lachte höhnisch auf.

„Aber ich bitte Dich," fuhr Ordon lächelnd fort, „es wäre ja alsdann um den Oberst Leskow geschehen gewesen —"

„Und die Speculation, welche Du auf ein ganz allerliebstes Verbrechen gebaut hast — das der Bigamie —!" fiel ihm Hermine scharf in's Wort.

„Entschuldige, diese Angelegenheit bedarf einer Erläuterung —"

„Ich bin überhaupt hier, Rechenschaft von Dir zu verlangen —"

„Doch hoffentlich nicht in feindseliger Absicht —?"

„Das kommt darauf an!"

„Setzen wir uns zu einander, liebe Hermine, und reden wir verständig und mit kaltem Blute über unsere beiderseitige Lage. Es versteht sich

doch wohl von selbst, daß ich mir ganz gut der Verpflichtungen bewußt bin, die ich gegen Dich habe, und daß ich nicht daran denke, mich denselben zu entziehen. Es handelt sich nur darum, mit einander zu berathen, wie ich Dir gerecht werden könne, ohne mich der Mittel, durch welche dies zu erlangen wäre, beraubt zu sehen!"

Hermine nahm auf einem Divan Platz; ihr Gatte rollte einen Fauteuil heran und setzte sich ihr gegenüber. „Wie soll ich Dir Glauben schenken," sagte sie eisig, „da Du Dich jetzt erst, nun Du meinen Verrath fürchtest, daran erinnerst, daß Du eine Frau hast?!"

„Du bist im Irrthum, Hermine. Nachdem ich aus dem Kerker entsprungen war, blieb mir nichts Anderes übrig, als mich nach Amerika zu flüchten. Dort führte ich lange Zeit hindurch ein unstetes, elendes Leben, es wollte mit dem Glücksritterthum nicht gehen. Und als sich endlich dann mein Schicksal zu meinem Vortheil wendete, ich Erkundigungen über Dich einzog, da erfuhr ich, Du seiest gestorben, und auch Deine Mutter sei todt."

„Du lügst —!"

„Ich könnte Dir die Wahrheit meiner Worte

durch Briefe bestätigen, wären diese nicht längst verbrannt!" erwiderte Ordon.

„Gleichviel! Du kamst aber dann nach Europa, hättest sodann erfahren können, daß —"

„Verzeih', ich kehrte als ein reicher Mann, als Oberst Leskow nach dort zurück und hatte darum gute Gründe, die Schauplätze unserer ehemaligen Thätigkeit und alle unsere früheren Bekannten zu meiden — und da ich die Nachricht von Deinem Ableben aus glaubwürdiger Quelle erfahren hatte —"

„Du bist reich?" unterbrach ihn Hermine erstaunt. „Du streust also in dieser Beziehung den Leuten nicht Sand in die Augen?"

„Leider doch, mein Herz!" entgegnete Ordon mit wehmüthigem Lächeln. „Damit Du Dich überzeugst, daß ich ehrlich gegen Dich bin, mich Dir ohne Zögern überliefere, sollst Du Alles wissen. Als ich nach der Union kam, war dort der Bürgerkrieg noch im vollen Gange. Ohne Zweck und Ziel und, was das Schlimmste, ohne Geld trieb ich mich umher, und bestand allerlei verwegene Abenteuer, mein Dasein zu fristen — erlasse mir das Weitere über diese unglücklichste Periode meines Lebens, die mich nöthigte, mit

dem abscheulichsten Gesindel zu verkehren. Ich sehnte mich fast nach meinem Londoner Kerker zurück, brach schließlich mit meiner Umgebung, und begab mich von Newyork nach Washington, der Bundeshauptstadt. Dort nahm sich meiner ein Oberst Leskow an, der einen hohen Posten bei der Armeeverwaltung bekleidete. Ich ward der Secretär dieses Mannes und bald sein Vertrauter. Leskow galt für sehr reich, er war es in der That. Man munkelte, er habe sein Vermögen dadurch erlangt, daß er mit betrügerischen Lieferanten gemeinschaftliche Sache gemacht; dem war so, in meiner Stellung konnte mir das nicht verborgen bleiben. Leskow benutzte mich als Agenten, ich ward ihm unentbehrlich, aber er hätte mich nun auch nicht mehr entlassen können, denn ich wußte zu viel von seinen Geheimnissen. Und als er es endlich gerathen fand, seine Stelle niederzulegen, — der Krieg war ohnehin beendet und der Staat ließ sich nicht mehr im Großen betrügen — da blieb ich bei dem Obersten, der sich als vorsichtiger Mann entschloß, mit seinem Gelde Amerika den Rücken zu kehren. Ich begleitete ihn —"

„Ah," zischelte Hermine, indem sie ihren Gatten scharf in's Auge faßte, „ich errathe! Unglücklicher,

Du hast den Obersten während der Reise getödtet, Dich seiner Papiere und Schätze bemächtigt, um dann —"

„Halt!" fiel ihr Ordon kühl lächelnd in's Wort. „Deine Combinationen sind denn doch ein wenig zu kühn. Beruhige Dich, meine theure Gattin, bis zu der Sphäre gemeiner Mörder herab zu steigen, dazu habe ich denn doch niemals Lust verspürt!"

Hermine erröthete.

„Aber wie —?"

„Geduld, meine Theure! Leskow erzeigte mir die Gefälligkeit, in Brasilien in einem elenden Küstenneste am gelben Fieber zu sterben. Ich machte dann allerdings seine Papiere zu den meinen, und da Leskow einige Aehnlichkeit mit mir gehabt hatte, so gab ich mich hinfort für den Obersten aus, hütete mich aber wohl, nach den Vereinigten Staaten zurückzukehren. Ich ging nach Havana, zu meinem Unglücke, denn ich verlor dort große Summen im Spiele gegen Leute, die schlauer waren als ich —"

„Wie? Jener Oberst, dessen Namen Du jetzt trägst, war so unvorsichtig gewesen, sein ganzes Vermögen mit sich zu nehmen?"

„Oh nein, er hatte den größten Theil desselben Londoner Bankhäusern anvertraut; ich behob die Gelder vermittelst der Documente, die ich darüber besaß, ohne daß ich nöthig hatte, mich nach dem für mich gefährlichen London zu wagen. Dann wandte ich mich nach Europa, vermied aber sowohl die Hauptstadt Englands, wie diejenige Frankreichs, und ließ mich in Petersburg nieder. Der Henker weiß, wie mir dort das Geld durch die Finger gelaufen sein mag — ich wollte nicht zu meiner früheren Profession zurückgreifen, und das war wohl der Fehler — genug, ich mußte eines Tages doch schließlich wieder meine Zuflucht zu den alten Mitteln nehmen, die Du kennst. Ich reiste von Petersburg nach Wien, verschaffte mir dort durch den Rest des einst so leicht annectirten Vermögens ein glänzendes Debut in der vornehmen Welt und einen namhaften Credit, der aber jetzt schon nach allen Richtungen bis zum Uebermaße ausgebeutet ist, dann —"

„Dann sagtest Du Dir," unterbrach ihn Hermine spöttisch, „daß Dir vollständig geholfen sei, wenn eine reiche Erbin von vornehmer Familie sich entschließen würde, Dir ihre Hand zu reichen!"

„Liebe Hermine, ich hatte ja damals keine Ahnung, daß Du — ich glaubte mich frei —"

„Wenn ich mir nun erlaube, das Gegentheil zu behaupten, wie?" fiel Hermine schneidend ein, indem sie ihrem Gegenüber einen vernichtenden Blick zuschleuderte. „Wenn ich nun vermuthe, daß dieser Oberst Leskow, den ich da vor mir habe, zu hoffen wagte, der Gattin des verschollenen Ordon nicht mehr zu begegnen, oder sollte dieses dennoch geschehen, sie durch eine Abfindungssumme zum Schweigen bewegen zu können?"

Der Abenteurer sah seine Frau lauernd und listig an.

„Ich weiß nicht, ob ich Dich recht verstehe?!" begann er zögernd, vorsichtig, und setzte dann sanft hinzu: „Bevor wir weiter gehen, Hermine, gebe ich Dir Eins zu bedenken — wenn Du auf Deine Rechte bestehst, so erreichst Du nur, daß ich vom Schauplatze verschwinde, wenn Du Leskow nicht die Freiheit einräumst, alle jene günstigen Chancen zu benützen, die auch Dir zugute kommen würden, sagen wir — vertragsmäßig zugute kommen würden, dann — wäre auch Ordon für Dich verloren!"

„Das fragt sich!" entgegnete Hermine gelassen und zuversichtlich.

„So?"

„Ohne Zweifel verstehst Du unter günstigen Chancen eine Speculation auf die Comtesse Starnheim — diese Dame aber hat kein Vermögen, wird kein solches von ihren Eltern erben, denn diese sind tief verschuldet und spielen nur auf Kosten des Grafen Hermann eine Rolle in der Gesellschaft. Dieser Oheim der Comtesse ist allerdings reich, doch sie wird ihn nicht beerben — sie so wenig, wie ihr Bruder —!"

„Du bist falsch berichtet, mein Herz —"

„Im Gegentheil! Es hat sich ein Wesen gefunden, welches dem Grafen Hermann näher steht, als seine Nichte und sein Neffe — eine natürliche Tochter —"

„Eine Tochter des Onkel Hermann —?"

„So ist es! Und diese Tochter ist auf dem Wege, ihren Vater für sich in Beschlag zu nehmen — sie besitzt bereits sein Vertrauen, seine Neigung, sie hat Entschlossenheit genug, ihn seinen habgierigen Verwandten zu entreißen, ist in der Lage, diese Verwandten in schmählicher Weise compromittiren zu können, falls es, wie zu erwarten

steht, nöthig sein sollte — sie wird den schwachen, willenlosen Vater zu einer Anerkennung seines Kindes zu bestimmen wissen — dann ist sie die alleinige Erbin, und die Starnheims gehen leer aus!“

„Was Du sagst!“ rief Ordon, indem er verwundert Hermine betrachtete, deren Züge einen energischen Ausdruck angenommen hatten, und deren Augen eigenthümlich funkelten. „Es ist das Erste, was ich von einer solchen Tochter höre. Hat sie denn Ansprüche geltend gemacht? Und wo ist sie?“

„Hier!“ versetzte Hermine, stolz das Haupt erhebend.

„Hier?“

„Du siehst sie vor Dir — ich bin die natürliche Tochter des Grafen Hermann Starnheim!“

Ordon riß die Augen weit auf.

„Du?“ stieß er hervor. „Du wärest —? Und Deine Mutter —?“

„War einst die Geliebte jenes Mannes, den ich nöthigen werde, seinem Kinde Gerechtigkeit widerfahren zu lassen!“

„Du scherzest —!“

„Ich rede in vollem Ernst — meine Miene muß Dir das doch verkünden!“

„Aber, mein Gott, Du hast mir doch niemals früher auch nur die leiseste Andeutung davon gegeben, daß —"

„Meine Mutter wollte nicht, daß Du davon wissest — ich will aufrichtig sein — sie fürchtete, Du werdest eines Tages meine Abkunft zu Deinem eigenen Vortheile ausbeuten, und darum mußte ich ihr geloben, Dir sie zu verheimlichen."

„Ah — diese vortreffliche Mutter!" höhnte Ordon. „Und sie befindet sich wohl ebenfalls hier in Ischl, in Deiner Nähe?"

„Sie ist todt. Ich handle für mich allein, aus eigenem Antriebe."

„Und Du gehörst zu der unmittelbaren Umgebung des kranken Mannes, bist dessen Vorleserin und Pflegerin, wie ich erfahren habe —? Es ist unglaublich, daß die Starnheims Dir den Zutritt zu Deinem Vater gestattet haben sollten —" bemerkte Ordon.

„Sie ahnen nicht, wer ich bin, und kennen meine Abkunft so wenig, wie Du sie kanntest, — sie werden diese erst erfahren, sobald sie ihre Macht über den Grafen Hermann verloren haben; dann aber bin ich mit dem Vater in Wien, wird meine

Anerkennung eine vollendete Thatsache sein!" entgegnete Hermine.

„Ah — Du beabsichtigst den Kranken heimlich zu entführen —?"

„Ja! Und willst Du mit mir gemeinschaftliche Sache machen, meine Flucht mit dem Vater, der mir willig folgen wird, da er sich unter der Tyrannei seiner Schwägerin höchst unglücklich fühlt, wie Du längst bemerkt haben mußt, — bewerkstelligen helfen, dann — will ich Deine Treulosigkeit vergessen, Emil, und in Gottes Namen das große, mir zufallende Vermögen mit Dir theilen, doch nur unter der Bedingung, daß Du der Oberst Leskow bleibst und dem Abenteurerthum für immer entsagst — denn ich will weder unser Geld noch unsere Freiheit einem ungewissen Schicksale opfern!"

Hermine erhob sich.

Ordon fuhr vom Fauteuil auf und umhalste seine Frau. Er war sich, nach seiner ersten Ueberraschung, sofort darüber klar geworden, wo sein Vortheil zu finden sei.

„Du bist ein herrliches, ein bewunderungswürdiges Weib!" rief er leidenschaftlich. „Nimm mich hin, mit Leib und Seele! Und damit meiner Verbindung mit der Erbin des Grafen Her-

mann vor den Augen der Welt nicht die gesetzliche Weihe fehle, — nun so wird sich, wenn Dein Anschlag gelungen, Dein Emil — als Oberst Leskow — meinetwegen nochmals mit Dir trauen lassen."

Hermine lächelte. Ordon zog sie wieder auf den Divan nieder, nahm neben ihr Platz und flüsterte: „Jetzt aber sag', wie wollen wir's vollbringen?"

Das einander würdige Paar begann nun eifrig zu berathen.

Was Beide vereinbarten, wird der Verlauf dieser Erzählung zeigen.

Nach einer halben Stunde mußte Hermine aufbrechen, denn ein längeres Ausbleiben würde den Bewohnern der Villa aufgefallen sein.

Sie schied von ihrem Gatten im besten Einverständnisse.

Als sie die Stiege herabkam und die Einfahrt betrat, da begegnete sie dem jungen Maler.

Er blickte sie erstaunt an. Sie erschrak, doch wußte sie eine unbefangene Miene zu erheucheln.

„Wie?" rief er. „Ich finde Sie hier? Sie kommen von dem Obersten?"

Hermine lächelte.

„Darf Sie das Wunder nehmen?" antwortete sie schalkhaft. „Vornehme Damen bedienen sich zu Botschaften, bei denen es sich um Herzensangelegenheiten handelt, vorzugsweise einer Vertrauten — Sie werden mich verstehen, wenn ich Ihnen sage, daß ich bei dem Obersten im Auftrage der Comtesse war!"

„Ah so!" entgegnete Eduard, nun ebenfalls lächelnd.

Er machte Miene, der Freundin das Geleite geben zu wollen, sie aber verabschiedete sich eilig von ihm.

Als die Ordon sich glücklich von ihm losgemacht hatte und den Heimweg zur Villa antrat, da murmelte sie befriedigt vor sich hin: „Ich bedarf dieses sentimentalen Schäfers nicht mehr, mein Mann ersetzt ihn mir hundertfach. Ordon ist in meiner Hand, denn Habsucht und Furcht werden ihn für immer von mir abhängig machen. Mein Erfolg ist gesichert."

Viertes Kapitel.

Das Geheimniß des Waldmenschen.

Günther hatte sich einen Miethwagen genommen und sich nach der Gosau begeben. Bei dem Gosauzwange war er ausgestiegen und hatte das Fuhrwerk weiter zur Mühle geschickt, wo ihn der Kutscher erwarten sollte.

Dann hatte er zu Fuß seinen Weg fortgesetzt, durch dieselbe Felsschlucht, in der wir einst den jüngeren Sohn Sigl's und den Rundsprung=Jackl während ihrer Heimkehr vom Hallstädter Frohnleichnamsfeste belauschten.

Nach einem tüchtigen Marsche erreichte der junge Graf das anmuthig gelegene Dorf. Er rastete kurze Zeit vor dem Wirthshause, in welchem wir Jackl und den alten Sigl heftig aneinander gerathen sahen. Dort erkundigte er sich nach der Behausung des Waldmenschen. Man gab, über diese Nachfrage einigermaßen erstaunt, dem vornehm aussehenden, eleganten jungen Herrn die Richtung an, in der das Häuschen Robert's lag, bezeichnete ihm aber auch die Hütte Rucken=

bauer's, indem man hinzufügte, der Alte sei der rechte Mann, ihm, wenn er es wünsche, nähere Aufschlüsse über den Waldmenschen zu geben.

Diese Nachricht kam dem Bruder Leontinens sehr gelegen; es mußte ihm ja wünschenswerth sein, einige Kenntniß über den Charakter und die Umstände des seltsamen Mannes zu erlangen, es konnte ihm das doch als Richtschnur für sein Verhalten bei dem Zusammentreffen mit dem befremdlichen Einsiedler dienen.

So verfügte sich Günther denn vorerst nach der Hütte des ehemaligen Sudarbeiters.

Der alte Mann wirthschaftete jetzt mit einer Magd, welche ihm Sigl als Ersatz für die bereits auf der Zwieselalp weilende Vroni gesendet hatte.

Ruckenbauer empfing den jungen Fremden mit jenem Mißtrauen, das den Bauern in von Reisenden vielbesuchten Gegenden eigen zu sein pflegt. Er mochte hinter den Fragen, die ihm Günther über den „Herrn Robert" vorlegte, allerlei ungeheuerliche Dinge vermuthen, und glaubte daher ganz in dem Sinne seiner Vroni zu handeln, als er sich den Anschein gab, über ihren und seinen Wohlthäter nur blutwenig zu wissen. Zugleich

bedauerte er, daß er dem jungen Herrn nicht die Magd als Wegweiserin mitgeben könne, da die Dirne ihren gewöhnlichen Gang zum Herrn Robert schon abgethan habe und nun in's Dorf sei, allerlei kleine Einkäufe zu machen.

Als Günther einsah, daß er durch den Alten nicht erfahren werde, was er zu wissen wünsche, ließ er sich die Lage der Hütte des Waldmenschen genau beschreiben und machte sich dann unverdrossen auf den Weg dorthin.

Nachdenklich schlenderte er über die üppigen Wiesen nach dem kühlen, düstern Fichtengrunde. Der Tag war so heiter und schön, so friedenvoll und erquickend wie jener, an dem die arme Vroni mit schmerzerfülltem Gemüthe denselben Weg gegangen war, sich von dem Manne, an dem ihre ganze Seele hing, für ewig zu verabschieden.

Auch Günther fühlte sich nicht gerade froh und sorglos gestimmt; er gedachte seiner Familienverhältnisse und kam daher nicht so recht zum Vollgenusse dessen, was ihn hier auf seiner einsamen Wanderung mit lieblichem Prangen umgab.

Aber als ihn nun die Ruhe des harzduftigen Waldes umfing, da ward auch er ruhig und in sich geklärt, da schüttelte er ab, was sein Herz

bedrückte, und stieg rüstig und wohlgemuth den Berghang hinan.

Ohne lange suchen zu müssen, fand er den rechten Weg bis zu dem kleinen, auf vorspringender Felsenstaffel anmuthig gelegenen Wiesenplan. Er gelangte zu diesem, ließ das Tannendickicht hinter sich, umging die Felswand, welche die Mündung der kleinen Hochwiese verengerte, und schritt rasch auf das armselige, von steiler, kahler Klippe überragte Bretterhäuschen los.

Niemand zeigte sich vor der Hütte, die Thür derselben stand offen.

Günther blieb an der Schwelle stehen, blickte forschend auf das Innere des Häuschens und dann wieder nach allen Seiten — er sah den Mann nicht, den er suchte.

Nur einen Moment zögerte er, dann trat er in die Stube, die wir während der letzten Begegnung Vroni's und des Waldmenschen Gelegenheit hatten, sammt ihrer ganzen absonderlichen Einrichtung zu schildern.

Günther schritt fast bis an den Herd vor und ließ erstaunt den Blick umherschweifen.

Was er sah — die Bücher, die Mineralien,

das Feldbett, die eleganten Waffen, alle diese Dinge, die einen so auffallenden Contrast zu der sonst so bäuerisch primitiven Behausung bildeten — bestätigte ihm Leontinens Vermuthung.

Günther hatte sich kaum von seiner Ueberraschung erholt, als er einen festen Tritt hinter sich vernahm.

Hastig wandte er sich um — und erblickte einen hochgewachsenen stattlichen Mann, dessen aristokratisch feingeformte Züge und vornehme Haltung im sonderbarsten Gegensatze zu dem derben Lodenrocke und der sonstigen unansehnlichen Kleidung standen, die er trug.

Günther war keinen Augenblick darüber im Zweifel, daß er den Waldmenschen vor sich habe.

Dieser kam von der Schwelle der Hütte in die Stube, blieb etwa zwei Schritte vor dem Bruder Leontinens stehen und starrte ihn anfänglich sichtlich betroffen, doch dann mit finsterer, geradezu feindseliger Miene an, ohne eine Frage an ihn zu richten.

Günther sah sich dadurch genöthigt, das Wort zu ergreifen.

Er lächelte flüchtig und verlegen und sagte dann mit vollendeter Höflichkeit: „Entschuldigen Sie,

mein Herr, daß ich hier eingedrungen bin — ich sah mich vergebens vor Ihrer Wohnung nach Ihnen um und durfte daher erwarten, Sie in derselben zu finden. Der Zweck meines Besuches aber ist —"

„Sie können sich jede weitere Erklärung ersparen, mein Herr!" unterbrach ihn Robert beinahe barsch. „Ich weiß, wer Sie sind und was Sie hierher geführt hat!"

„Ah!"

„Ihre Züge künden mir an, daß ich einen Bruder der Comtesse Starnheim vor mir sehe!"

„Sie haben es errathen! Ich komme —"

„Mir den Dank jener Dame für ihre durch mich vollbrachte Lebensrettung abzustatten —"

„Lassen Sie mich hinzusetzen, den innigsten Dank einer Familie, die Sie durch Ihre edle That für ewig sich verpflichtet haben, meinen heißesten Dank, da ich meine einzige Schwester über Alles liebe!" versetzte Günther lebhaft, indem er trachtete, die Hand des Waldmenschen zu ergreifen und herzlich zu drücken.

Robert aber nahm die dargebotene Rechte des jungen Grafen nicht an und trat einen Schritt zurück.

„Sehr gut, mein Herr!" sagte er abweisend

mit vornehmer Kälte. „Ich bedauere, daß Sie um solcher Kleinigkeit willen einen so weiten Weg zurückgelegt haben!"

„Sie zürnen, weil dieser Dank verspätet kommt. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß weder meine Schwester noch ich schuld daran sind, und daß —"

„Auf den Dank der Menschen rechne ich nie, auch hasse ich schöne Worte. Ich muß Sie ersuchen, kein Gewicht auf das zu legen, was ich gethan, denn für mich selbst hat es keinen Werth. Ich habe Ihre Schwester gerettet, sagen wir — in einem Anflug mitleidiger Laune, etwa wie man einen ermatteten Schmetterling vom Wege auflies't und auf eine Blume setzt, damit er nicht zertreten werde. Entnehmen Sie aus dieser Bemerkung, Herr Graf, daß es für Sie völlig überflüssig ist, sich weiter in der Angelegenheit, die Sie hierher geführt, zu bemühen!"

„Mit anderen Worten — Sie weisen mir die Thür!" entgegnete Günther bewegt. „Ihre Erklärung, mein Herr, ist stolz, hart und ungerecht, — selbst ein Gott verschmäht nicht den Dank, der ihm von ganzem Herzen dargebracht wird. Sie können nicht so grausam sein, es mir und meiner Schwester zu versagen, wenn wir uns gedrungen,

ja verpflichtet fühlen, Ihnen unsere Erkenntlichkeit thatsächlich zu beweisen —"

„Wie?" fiel ihm Robert aufbrausend in's Wort. „Sie wagen es, mir eine Belohnung, eine — Unterstützung anzubieten?"

„Sie verkennen meine Absicht, mein Herr!" antwortete Günther ruhig und mit edlem Freimuth. „Ich wäre wenig welterfahren, wenn ich mir nicht gleich nach den ersten Worten, die wir mit einander ausgetauscht, gesagt hätte, daß ich mich einem Manne gegenüber befinde, der über dem Niveau gewöhnlicher Menschen steht. Ihre Erscheinung sowohl, wie jene Dinge, mit denen Sie sich in dieser Hütte umgeben haben, sagen mir, daß Sie einer Sphäre angehören, in der ich zu leben gewohnt bin. Ich denke nicht daran, Ihr Zartgefühl zu verletzen, ich wage nicht, Sie zu fragen, warum Sie sich jener Sphäre entzogen haben, aber ich bin so vermessen, Ihnen meine Freundschaft anzutragen, die Freundschaft eines jungen Menschen, der Gott sei Dank noch nicht dem Egoismus einer blasirten Gesellschaft huldigt, bin so kühn, Sie inständigst zu bitten, mir einen Weg anzugeben, auf dem es mir möglich werden könnte, Ihnen die Rückkehr zu einer Existenz zu

erleichtern, die Ihrer ohne Zweifel würdiger ist, als dieses Vegetiren in einförmiger Abgeschiedenheit. Zwang Sie die Nothwendigkeit, dieser sich zu überlassen, dann dürfte sich doch wohl ein Mittel finden, solchen Zwang zu beseitigen, hat Sie aber Menschenhaß bewogen, sich der Welt zu entfremden, oh, dann vergönnen Sie uns doch, einen Theil unserer Dankbarkeit dadurch an Sie abzutragen, daß wir es versuchen, Sie die Menschen wieder achten und lieben zu lernen!"

Günther hatte voll Wärme gesprochen, mit dem höchsten Aufgebote liebenswürdiger, offenherziger Beredsamkeit.

Der Waldmensch schien davon tief ergriffen. Aus seinen dunklen Augen zuckte ein milder Blick auf den Sprecher und über seine noch soeben finsteren Züge stahl sich ein wehmüthiger Ausdruck hin.

Doch dieser verschwand so rasch, wie er aufgetaucht war. Und nun hatte Robert seine frühere unbeugsame Starrheit wieder.

„Herr Graf," antwortete er gelassen, doch so schroff wie zuvor, „Ihre Freundschaft mag für sonst Jeden wünschenswerth sein, denn Sie sind zweifelsohne ein ehrenwerther junger Mann, ich

aber muß dieselbe zurückweisen — um Ihres Namens, um der Familie willen, der Sie entsprossen sind!"

„Um der Familie willen, meines Namens?" rief Günther, im höchsten Grade überrascht.

„Ja, mein Herr! Sie haben mir Gesinnungen offenbart, die mich lebhaft bedauern lassen, daß ich Ihnen eine solche ablehnende Antwort ertheilen muß, daß ich aber auch zugleich genöthigt bin, Ihnen eine Aufklärung zu geben, die peinlich für Sie sein wird und die ich Ihnen nicht ersparen kann, weil ich in Ihren Augen nicht als ein Tollhäusler erscheinen mag. So wissen Sie denn — mein Name ist Graf Robert Friedau —"

„Ah! Mir ist der Name Friedau nicht fremd," bemerkte Günther. „So viel ich weiß, war mein verstorbener Großvater einst der Vormund eines jungen Grafen Friedau und der Curator seiner Mutter —"

„Meiner seligen Mutter!" entgegnete Robert.

„Wirklich?"

„Hören Sie weiter — Ihr Großvater kam als unbemittelter Mann nach Oesterreich. Mein Vater, reich und beim Hofe angesehen, war es, der ihm zu einer einflußreichen Stellung verhalf

— zum Dank dafür brachte mich Ihr Großvater um mein Erbtheil!"

„Unmöglich!" stammelte Günther erschrocken.

„Mein Vater hielt diesen Mann für seinen treuesten Freund und ernannte ihn daher zum Testamentsvollstrecker. Mein Vater starb, Graf Starnheim verwaltete für meine Mutter und mich das beträchtliche Vermögen, ganz uneingeschränkt. Meine Mutter war leider zur Verschwendung geneigt und zu sorglos, als daß sie daran gedacht hätte, das Gebaren Ihres Großvaters zu beargwöhnen und zu controliren. Sie starb kurze Zeit bevor ich mündig ward, dann aber stellte es sich heraus, daß der größte Theil des Vermögens, das mein Vater nachgelassen, in den Besitz des Grafen Starnheim übergegangen sei."

„Wie konnte das stattfinden?" stieß Günther bestürzt und erregt hervor.

„Ihr Großvater legte mir, dem ziemlich Unerfahrenen, auf eine seltsame Weise Rechnung ab — er behauptete, meiner Mutter jahrelang enorme Vorschüsse gemacht und dadurch ein Anrecht auf unsere Besitzungen erlangt zu haben; er wies mir auch allerlei Briefe und Papiere vor, die seine Behauptungen bestätigen sollten, doch trotz meiner

Unerfahrenheit erkannte ich klar, daß ich das Opfer eines gewissenlosen Vormunds geworden sei. Sollte ich gegen diesen einen Proceß anstrengen, das Andenken meiner armen Mutter verunglimpfen? Ich leistete darauf Verzicht, verwünschte den unehrlichen Mann, nahm die geringe Summe, die mir als Erbtheil verblieben war, und verließ mein Vaterland —"

„Mein Gott!" murmelte Günther verstört. „Mein Vater sagte mir einst, die Friedaus seien ausgestorben!"

„Er konnte es füglich nicht anders wissen. Ich durchzog ferne Länder, oft in leidlichen, doch öfter noch in traurigen Verhältnissen, stets aber meine Ehre als höchstes Gut bewahrend. Bei Allem, was ich unternahm, ward ich von falschen, heuchlerischen Menschen betrogen. Ich suchte Ruhe jenseits des Oceans — der Bürgerkrieg der Vereinigten Staaten riß mich mit sich fort. Nach Beendigung desselben ward ich Farmer im fernen Westen der Union; dort ging es mir lange gut, doch auch aus jenem Asyl vertrieben mich böse Nachbarn und — das Heimweh. Ich kehrte nach Oesterreich zurück. Meine Mittel gestatteten mir nicht, in der Heimath standesgemäß aufzutreten,

mein Stolz verbot mir, bei der Armee eine nothdürftige Versorgung zu suchen. So floh ich denn die aristokratische Gesellschaft, schlug mich in diese Berge, ward ich — der Waldmensch, wie man mich heißt. Sie kennen jetzt meine Schicksale, junger Mann, und die Ursache derselben, Sie werden begreifen, daß ich mit einem Starnheim keine Gemeinschaft haben kann. Freilich sind Ihr Vater und auch Ihr Oheim schuldlos an dem Verbrechen, das einst an mir begangen ward, aber ziehen sie nicht den Nutzen daraus, ist nicht ein ansehnlicher Theil dessen, was sie besitzen, von Rechtswegen mein Eigenthum? Ich werde nicht suchen, es jemals zu reclamiren, ich will nicht einen Skandal auf das Grab meiner Mutter herabbeschwören, ich will aber auch eben so wenig etwas von einem Geschlechte wissen, dessen Name genügt, mir herbe Prüfungen in's Gedächtniß zurückzurufen. Der höhnische Zufall wollte es, daß ich gerade diesem Geschlechte einen Dienst leistete — ich beklage nicht, was ich that, mein Herr, aber ich verwahre mich entschieden gegen jeden Act der Dankbarkeit, die Sie oder Ihre Familie mir schuldig zu sein glauben!"

Günther war wie vernichtet; alles Blut wich aus seinen Wangen.

„Herr Graf,“ sagte er nach kurzer Pause, „ich habe keine Ursache, an Ihren Worten zu zweifeln. Der Ursprung des Vermögens, das mein Großvater seinen Kindern hinterließ, war mir immer ein Räthsel; Sie haben es mir in schmerzlicher Weise gelöst. Ihr Vertrauen fordert das meinige — mein Vater hat sein Erbtheil verausgabt, er würde Ihnen, selbst wenn er wollte — doch das liegt leider nicht in seiner Natur — keinen Ersatz für die Ihnen widerfahrene Unbill leisten können. Aber mein Oheim ist im vollen Besitze seiner Reichthümer geblieben und — meine Schwester Leontine und ich werden seine Erben sein. Sie waren vorhin so gerecht, Herr Graf, meine ehrenhaften Grundsätze anzuerkennen — diese Grundsätze aber verbieten mir, eine Erbschaft anzutreten, auf welcher der Makel eines unrechtmäßigen Erwerbes haftet. Ich kann Ihnen im Voraus die Versicherung geben, daß meine Schwester so denkt wie ich, auch muß ich hinzufügen, daß mein Oheim, ein kranker Mann, der nie große Ansprüche an die Welt gemacht hat und dessen einzige Freude nur noch darin besteht, seine Nichte und seinen Neffen

glücklich und zufrieden zu sehen, viel zu ehrlich ist und zu sehr an uns hängt, als daß er gegen meine und Leontinens Gesinnungen und gerechten Wünsche sich auflehnen würde. Machen Sie daher Ihre Ansprüche bei meinem Oheim geltend, Herr Graf, und sind diese begründet, so stehe ich Ihnen mit meiner Ehre dafür ein, daß das einst an Ihnen begangene Unrecht wieder gut gemacht werden wird, ohne Groll und Neid, und so viel es in unseren Kräften steht, müßten wir auch Alles hergeben, das Vorgehen unseres Großvaters zu sühnen — und dann, so hoffe ich zu Gott, Herr Graf, werden Sie, der Lebensretter meiner geliebten Schwester, mir Ihre Freundschaft nicht mehr versagen und die Anerkennung meines — trotz Allem — guten Namens!"

Der Waldmensch war einen Augenblick wie erstarrt. Was er da von Günther vernommen, lief so schnurstracks allen Erfahrungen zuwider, die er bisher über den Egoismus der Menschen gemacht hatte, daß er es im ersten Moment kaum zu fassen vermochte und den ehrlichen Günther wie ungläubig anblickte.

Aus den Zügen des jungen Mannes aber leuchtete ihm eine offene Redlichkeit entgegen, es

lag ein so unverfälschter Adel der Gesinnung in dem ganzen liebenswerthen Wesen Günther's, daß Robert dadurch entwaffnet ward.

Er fühlte die Eisrinde schmelzen, die sich seit langer Zeit um sein schwergeprüftes Herz gelegt hatte, er war nahe daran, die Arme auszubreiten, den jungen Mann an seine heftig wogende Brust zu drücken und ihm tief bewegt zuzurufen: „Hab' Dank, Dein hochherziger Entschluß versöhnt mich mit der Menschheit, wiegt tausendfach die bitteren Erinnerungen auf, die ich aus der Welt mit mir in diese Einsamkeit schleppte. Ja, sei mein Freund, wenngleich ich Dein und Deiner Schwester Opfer verwerfe!"

So erklang tiefinnerlichst die Stimme seines Herzens. Aber auch diejenige seines Stolzes ließ sich jetzt hören. Und sie trug für den Moment den Sieg davon. Doch dieser Stolz war ein edler, ein entsagender.

Der Waldmensch richtete sich hoch auf.

„Mein Herr," sagte er anscheinend ruhig und entschieden, „ich darf von Ihrem Edelmuthe nichts annehmen, mein Selbstgefühl verbietet mir das. Aber auch mein Recht verfolgen will und kann ich nicht, das Andenken an meine Mutter und Ihre

Erklärung machen mir das unmöglich. Sie haben mir Achtung und Theilnahme abgenöthigt, Sie sagen mir, Ihr Oheim sei ein rechtschaffener Mann, Ihre Schwester denke wie Sie — wohlan, so möge vergessen sein, was wir hier gesprochen haben, was ich Ihnen anvertraut — ich will kein Unheil über Jene bringen, die schuldlos sind, denn was hätte ich davon —? — Das Dasein bietet mir nichts Verlockendes mehr, Glanz und Wohlleben lassen mich gleichgültig, ich tauge nur noch für die abgeschiedene Existenz, die ich freiwillig gewählt habe — ich bringe Ihnen kein Opfer, indem ich an ihr festhalte. Kehren Sie daher zu den Ihrigen zurück und" — (hier bebte seine Stimme kaum merklich) — „sagen Sie Ihrer Schwester und dem Oheim nichts von dem, was zwischen uns zur Sprache gekommen. Gehen Sie mit Gott und — und wenn Ihnen der Wunsch eines Mannes etwas gilt, der Sie schätzt, doch Sie unwiderruflich meiden muß, so setzen Sie niemals wieder den Fuß hierher!"

Hastig wandte sich der Waldmensch ab.

Mit raschen Schritten war er zur Thür der Hütte hinaus, bevor noch der erschütterte Günther sich zu fassen vermochte.

Aber dieser besann sich doch rasch.

Und nun stürmte er dem Waldmenschen nach.

„Herr Graf,“ rief er, „unmöglich — ich kann, ich darf nicht zugeben —“

Er hielt inne, denn der Graf Friedau war verschwunden.

Vergebens suchte ihn Günther, im Schuppen, auf der Wiese, im nahen Dickicht.

Ernst und traurig trat er endlich den Heimweg an, fest entschlossen, der Schwester nichts zu verschweigen, seiner Ehrenpflicht zu genügen, was auch für ihn, die geliebte Leontine und die Anderen daraus entstehen möge.

Fünftes Kapitel.

Hermine und ihr Vater.

Günther kehrte von seinem Ausfluge so spät Abends nach Ischl zurück, daß er die Schwester nicht mehr sprechen konnte.

Am folgenden Morgen suchte er sie verstoh=

len auf und hatte mit ihr eine lange heimliche Unterredung.

Er machte der Schwester die ausführlichsten Mittheilungen von Allem, was zwischen ihm und dem Grafen Friedau vorgefallen war.

Leontine ward durch diese überraschenden Neuigkeiten in die höchste Aufregung versetzt; die wechselvollsten Empfindungen stürmten auf sie ein. Sie theilte lebhaft den Schmerz des Bruders, der untröstlich darüber war, daß ein Starnheim die ehrenvollen Traditionen des altadeligen Geschlechtes so sehr hatte vergessen, den ritterlichen Sinn seiner Vorfahren so sehr hatte verleugnen können, der schnöden Sucht nach Reichthümern willen zum Verbrecher zu werden, seine Nachkommen, indem sie ahnungslos Nutzen aus seinem verabscheuungswürdigen Betruge gezogen, zu unfreiwilligen oder richtiger unwissentlichen Hehlern und Genossen zu stempeln und so einen Schimpf auf sie zu vererben, den sie nur mit dem Aufgebote aller sittlichen Kraft und ungewöhnlicher Selbstverleugnung im Stande sein konnten, von sich abzuwälzen.

War aber auch Leontine im Hinblick auf diese betrübende Enthüllung in Bestürzung und Trauer

versetzt worden, so empfand sie doch auch wieder bei dem Gedanken, daß der Waldmensch ihr ebenbürtig sei, eine heiß auflodernde Freude, die jene Sympathie, welche sie für den ihr bisher räthselhaft gewesenen Mann hegte, verdoppelte, ja zu unbezwingbarer Leidenschaft steigerte.

Und weshalb sollte sie jetzt noch die in ihrem Herzen so schüchtern erkeimte Neigung, die dort gegen ihren Willen mehr und mehr platzgegriffen hatte, als eine thörichte Träumerei, ein unerfüllbares Sehnen von sich weisen? Hatte sich nicht aus dem problematischen Waldmenschen eine hohe, ritterliche Erscheinung entpuppt, ein Mann, dessen Vorleben stets ein ehrenhaftes gewesen war und der sich nur aus leicht erklärlichem Stolz eine dunkle Existenz auferlegt hatte? Wie edel, wie groß, wie liebenswerth erschien ihr dieser Mann, als ihr Günther des Grafen Friedau hochherziges Entsagen schilderte und die Worte wiederholte, welche dieser gesprochen hatte. Dieser Mann verdiente die Verehrung, welche Leontine jetzt in schwärmerischer Begeisterung für ihn empfand, in vollstem Maße, sie fühlte sich still beglückt, als Günther mit Enthusiasmus von ihm sprach. Und so rein, so selbstsuchtsfrei war dieses Gefühl, daß

sie nicht einmal in diesem Augenblicke erwog, ob der Graf auch jemals ihre Neigung theilen werde.

Aber etwas glitt wie ein düsterer Schatten über ihr freudig bewegtes Gemüth. War nicht durch die unselige That des Großvaters eine unausfüllbare Kluft zwischen den Starnheims und dem Grafen Friedau gezogen worden? Und hatte dieser nicht erklärt, daß er mit keinem Abkömmlinge jenes Geschlechtes jemals Gemeinschaft pflegen könne?

Günther verscheuchte diesen Schatten, indem er lebhaft erklärte, er werde nicht eher rasten noch ruhen, als bis die Schuld seines Vorfahren gesühnt, der Graf Friedau der Welt zurückgegeben sei, Friede und Freundschaft ihn mit Jenen verbinde, die ihm ewig Dankbarkeit schuldig seien und denen er jetzt großmüthig auszuweichen trachtete. Günther fügte hinzu, er rechne dabei auf den Beistand der Schwester und erwarte von ihr, sie werde ihn, wenn es sein müsse, zu der Hütte ihres Lebensretters begleiten und diesen zu einem Entschlusse bestimmen zu helfen, der für ihn wie für die Starnheims gleich annehmbar und ehrenhaft sei.

Leontine gerieth ob dieses Vorschlages in Ver=

legenheit, sie stammelte erröthend, daß sie unmöglich dem Wunsche des Bruders nachkommen könne, sie warf sich schließlich verwirrt und schluchzend an seine Brust und jetzt erst errieth der bisher Arglose, was mit dem Herzen der Schwester vorgegangen.

Er war anfänglich betroffen, dann drang er zärtlich in sie — und sie gestand ihre Gefühle.

Günther ward von diesem Geständnisse schmerzlich berührt. Er wagte nicht, der Schwester zu verhehlen, wie hoffnungslos ihre seltsame phantastische Neigung zu einem Manne sei, mit dem das Schicksal, ein verhängnißvolles Ereigniß in ihrem Leben sie wohl in nächste Berührung gebracht habe, der ihr aber doch noch immer als ein Fremder, ja gewissermaßen als ein Feind, wenn auch ein großmüthiger, gegenüberstehe und der — vor Allem — zu viel von der Bitterkeit des Lebens gekostet, zu herbe Enttäuschungen erlitten haben möge, als daß er noch für die Liebe empfänglich sein könne.

Leontine hatte, wie zuvor angedeutet, ganz nach Mädchenart zu hoffen gewagt, als sich ihr die Abkunft des Waldmenschen und seine Ehrenhaftigkeit enthüllten; sie sah jetzt wieder Alles schwinden, was in erster freudiger Regung ihr Herz an jene

Enthüllung geknüpft. Sie mußte dem Bruder Recht geben, aber sie beschwor ihn, nicht von ihr zu begehren, daß sie einem Gefühle entsage, welches ihr nicht zum Vorwurfe gereiche. Erhaben über alle irdischen Wünsche wolle sie es in ihrem Herzen tragen, und Graf Friedau solle nie darum erfahren. Und deshalb könne und wolle sie ihn auch nicht sehen, so lange sie noch nicht jene Herrschaft über sich gewonnen habe, die ihr eines Tages, will's Gott, gestatten werde, dem Grafen sich als Freundin zu nähern.

Günther stimmte diesem Entschlusse bei und umarmte gerührt die Schwester.

Er hoffte im Stillen, diese romantische Neigung Leontinens werde mit der Zeit durch andere Eindrücke verwischt werden, aber er sprach das nicht aus.

Dagegen erklärte er, daß er sofort mit dem guten Onkel Hermann reden wolle und seinen Vorsatz in Bezug auf die Rehabilitirung der Ehre seiner Familie durchzusetzen gedenke, selbst wenn die Eltern, wie er es erwarte, sich dagegen auflehnen würden.

Somit verließ Günther denn die Schwester und begab sich zum Erdgeschosse hinab, nach der Wohnung des Oheims.

Er fand die Thür des nach dem Salon Onkel Hermann's führenden Vorzimmers verschlossen und pochte dort an.

Eine Minute wohl verging, bevor Jemand öffnen kam. Es war Hermine.

Sie zeigte sich sehr ernst und fragte beinahe traurig nach dem Begehr des jungen Herrn Grafen, ihm sichtlich, indem sie vor ihm auf der Schwelle stehen blieb, den Eintritt in das Gemach verwehrend.

„Ich wünsche meinen Oheim zu sprechen!" sagte Günther mit einiger Ungeduld.

„Das ist jetzt ganz unmöglich, gnädiger Herr!" versetzte Hermine ehrerbietig.

„Weshalb? Mein Onkel schläft also?"

„Das nun wohl nicht, aber der Herr Graf hat eine schlaflose Nacht gehabt und ist sehr erregt, er bedarf der Ruhe —"

„So will ich ihm nur einen guten Morgen wünschen!" bemerkte Günther, während er die Pflegerin des „alten Herrn" forschend und mißtrauisch anblickte.

„Ich bedauere, Herr Graf, daß ich sogar das nicht gestatten kann," erwiderte Hermine so bescheiden wie zuvor, „denn —"

„Sie? Gestatten?“ unterbrach sie Günther gereizt. „Mir scheint, Sie legen es darauf an, Ihre Befugnisse zu überschreiten!“

„Ich leiste nur dem ausdrücklichen Befehle der Frau Gräfin Folge, die gnädige Frau aber hat mir aufgetragen, nach meinem Ermessen Jedem den Zutritt zu dem Kranken zu verweigern, falls derselbe sich leidender als sonst fühlen sollte.“

„Auch dem Sohne des Hauses?“

„Auch diesem, Herr Graf!“

„Ich werde mich aber doch wohl durch den Augenschein von dem Befinden meines Oheims überzeugen dürfen? Machen Sie mir Platz!“

„Ich darf nicht, Herr Graf — meine Pflicht —!“

„Nun denn, so werde ich mich nicht an Ihre Weigerung kehren!“

„Das würde Ihnen nichts nützen! Der Kranke befindet sich in seinem Schlafzimmer, es ist verschlossen, ich trage den Schlüssel dazu in meiner Tasche und — gebe ihn nicht her!“

„Sie sind unverschämt —!“

„Herr Graf —!“

„Sie wenden eine Vorsicht an, die mir ver=

dächtig erscheint! Ich werde Sie bei meinen Eltern verklagen!"

„Das steht Ihnen frei!"

Günther schleuderte der gelassen, doch entschieden sich verhaltenden Hermine einen zornigen Blick zu und entfernte sich rasch.

Günther hatte seinen Willen nicht mit Gewalt durchsetzen wollen, denn das würde den guten Onkel, der doch wohl heute recht leidend sein mußte, sicherlich erschreckt haben. An die Mutter konnte sich übrigens Günther nicht sofort wenden, denn diese war ausgefahren. Zu dem Vater aber, der in seinem Arbeitscabinete war, konnte er nicht gehen, denn dieser hätte sicher einer Entscheidung seiner Gemahlin nicht vorgegriffen. Auch bedachte Leontinens Bruder, daß er mit den Eltern über Friedau's Angelegenheiten nicht eher reden könne, als bis er sicher sei, den Onkel Hermann auf seiner Seite zu haben.

So mußte sich Günther denn entschließen, sein Vorhaben noch zu verschieben, vielleicht bis auf den Nachmittag oder den folgenden Morgen.

Hermine sandte dem sich Entfernenden einen triumphirenden Blick nach, trat dann in das Vorzimmer zurück und schloß es wieder ab.

Mit höhnischem Lächeln begab sie sich nach dem Salon und von dort nach dem Schlafgemache des Grafen Hermann.

Sie hatte es in der That verschlossen. War das ohne Zustimmung des „alten Herrn" geschehen? Doch wohl schwerlich.

Was mochte den Onkel Hermann bewogen haben, eine solche Vorsicht gebrauchen zu lassen? Wir werden das sogleich sehen.

Hermine zog den Schlüssel hervor und öffnete das Schlafgemach.

Als sie dort eintrat, befand sich der Graf Hermann keineswegs im Bette, sondern saß auf seinem Sammtlehnsessel, die in breiten Filzschuhen steckenden gichtischen Füße wie gewöhnlich auf einem Schemel ausgestreckt, den grünen Augenschirm über die Stirn herabgezogen. Er war also wohl nicht so leidend, als ihn Hermine geschildert hatte.

Aber auf seinen sonst aschfarbenen Wangen machte sich ein schwaches Roth bemerkbar und seine sonst so schlaffen Züge drückten eine heftige innere Erregung aus.

In seiner Nähe stand ein Tischchen, daneben ein Fauteuil, auf dem Hermine gesessen haben

mochte, bevor sie das Zimmer verlassen hatte. Auf dem kleinen Tische aber lag ein geöffnetes Buch — Hermine hatte eben dem Grafen Hermann vorgelesen.

Dieser blickte jetzt unruhig, beinahe ängstlich nach der Eintretenden, aus deren blassem Antlitze bereits das höhnische Lächeln verschwunden war.

„Wer wollte zu mir?" fragte Graf Hermann schüchtern.

„Ihr Neffe!" antwortete Hermine sanft. „Ich habe ihm gesagt, daß Sie nach einer schlaflosen Nacht ein wenig eingeschlummert seien — und dann ist er bereitwillig gegangen!"

„Es ist gut," hauchte das Männchen und ließ den Kopf sinken — „ach, Günther hätte gewiß meine Aufregung bemerkt — und dann —"

„Mein Gott," unterbrach ihn Hermine in einschmeichelndem Tone und voll zärtlicher Besorgniß, „ich will nicht hoffen, daß Sie sich ernstlich unwohl fühlen —?!"

„Nein!"

„Der Himmel sei dafür gepriesen!" lispelte Hermine, indem sie sich über den „alten Herrn" hinneigte.

Dieser hob das Haupt und sah sie aus seinen

getrübten Augen so dankbar an, wie er die Kinder seines Bruders anzublicken pflegte, dann aber schaute er unruhig nach dem Tischchen, auf welchem das Buch lag.

„Es war doch wohl nicht gut," sagte er mit bebender Stimme, „daß ich mir — das dort von Ihnen vorlesen ließ!"

„Warum nicht, Herr Graf?"

„Diese Leidensgeschichte des armen Königs Lear hat mich angegriffen — mich verwirrt gemacht —! Entfernen Sie jenes Buch, ich bitte Sie — ich will lieber den Schluß ein anderes Mal hörcn — oder auch gar nicht! Shakespeare hat das Schicksal des unglücklichen, verblendeten Lear furchtbar tragisch geschildert —"

„Aber wahr, Herr Graf, entsetzlich wahr! Es ist eine erschütternde Warnung für Alle, welche unvorsichtig genug sein sollten, so handeln zu wollen, wie es der gutherzige, aber unbedachtsame Lear gethan!"

„Wie —? Sie meinen, dergleichen könne im wirklichen Leben vorkommen?"

„Warum nicht? Sind die finsteren Leidenschaften der Menschen unserer Tage weniger abschreckend und häufig, als es jene eines Zeitalters

waren, das Shakespeare darstellte? Sind Habsucht und Herzlosigkeit aus der Welt verschwunden? Ich fürchte, Herr Graf, daß sie im Gegentheil stärker und grausamer denn je bei unserer modernen Gesellschaft zu finden sind! Und wenn, wie dies heutzutage täglich geschieht, die Mutter um des Goldes willen die eigene Tochter verkauft, der Sohn den Vater verleugnet, die Bande des Blutes nicht mehr vor dem habgierigen Taumel schützen, der die ganze Menschheit unseres vielgepriesenen civilisirten Jahrhunderts erfaßt hat — was kann man da von Verwandten erwarten, die Einem nicht so nahe stehen, wie Kinder den Eltern?"

„Mein Gott, Sie können Recht haben! Aber ich wollte, Sie — Sie hätten mir jene Geschichte nicht gelesen!"

„Und ich — danke dem Himmel, daß die Vorsehung mir den guten Gedanken eingab, dies zu thun!"

„Was — was wollen Sie damit sagen?"

„Verzeihen Sie, Herr Graf — ich wußte kein anderes Mittel, Sie auf das vorzubereiten, was ich Ihnen zu enthüllen habe!"

„Enthüllen? Sie — mir?"

Das Männchen starrte seine Vorleserin betroffen, mit scheuer Geberde an.

„So erfahren Sie denn, Herr Graf, — Sie sind auf dem Wege, das Loos des armen Lear zu theilen! Sie haben den Entschluß gefaßt, — oder richtiger, Sie sind zu diesem gedrängt worden — Alles, was Sie besitzen, an die Kinder Ihres Bruders abzutreten —"

Der Graf Hermann war einen Moment sprachlos vor Ueberraschung.

„Woher — wissen Sie das?" stammelte er sodann.

„Ich habe es aus dem Munde Ihrer Schwägerin — der Frau Gräfin!"

„Und welchen Grund konnte sie gehabt haben, Ihnen —?" erwiderte Graf Hermann, plötzlich innehaltend.

Herminens Züge wurden ernst und feierlich, der Situation angemessen, welche sie herbeizuführen gedachte und auf die sie schlau hingearbeitet hatte.

„Ich bin überzeugt," begann sie, „daß nicht meine bescheidenen, geringen Eigenschaften das Vertrauen der Frau Gräfin auf mich lenkten, sondern daß die ewig waltende Gerechtigkeit es wollte,

daß jene Dame ihre gewöhnliche Klugheit verleugne, damit gerade mir das Glück zu Theil werde, die Gefahr abzuwenden, welche Ihnen droht, Herr Graf, die Schlinge zu zerreißen, die Ihre Schwägerin im Begriff steht, Ihnen über das Haupt zu werfen!"

Obwohl Hermine das „gerade mir" betont hatte, war es doch dem Grafen Hermann über der Anklage entgangen, die sie so entschieden ausgesprochen hatte.

„Mein Gott!" murmelte er hastig, „wie können Sie eine solche Aeußerung wagen —?"

„Ich wage Alles, denn sonst ist Alles für Sie verloren! So wissen Sie denn, Herr Graf, — und dies mag die Kühnheit meiner Worte entschuldigen, meine Anklage rechtfertigen — die Gräfin Starnheim hat mich nicht nur zu Ihrer Vorleserin und Pflegerin bestellt, sondern vor Allem zu Ihrer — Wächterin!"

„Ah!"

„Sie trug mir auf, jede Ihrer Aeußerungen aufzufangen und ihr zu berichten, jeglichen Verkehr Ihres Neffen und Ihrer Nichte mit Ihnen entweder zu hintertreiben oder doch vertraulichere Besprechungen durch meine Gegenwart unmöglich

zu machen. Und der Grund dafür? Die Gräfin deutete ihn mir an — sie sagte, ihre Kinder seien der Absicht des Oheims, sein Gesammtvermögen auf sie zu übertragen, aus überspannter Delicatesse abhold und möchten einen solchen Act verhindern, dem aber müsse insgeheim und offen entgegengearbeitet werden. Und warum diese Hast der Gräfin, sich Ihres Geldes zu versichern, Sie überflüssig, willenstodt zu machen, Herr Graf?"

„Sie sagen — sich? Jene Schenkung, welche ich in der That — freilich auf dringendes Anrathen meiner Schwägerin — beabsichtige, fällt ja nicht dieser oder meinem Bruder zu, sondern deren Kindern, und diese sind gut, sie werden den kranken Oheim lieben und ehren, auch wenn er ihnen nichts mehr zu bieten hat — und gerade jene Delicatesse, von der Ihnen die Gräfin sagte, beweist mir, daß —"

„Und wenn nun diese Delicatesse weiter nichts wäre, Herr Graf, als eine schwache Abwehr, eine Weigerung jener allerdings guten Kinder, sich zum Deckmantel der habsüchtigen Pläne ihrer Eltern herzugeben?"

„Hermine, vergessen Sie nicht —!"

„Verzeihung, Herr Graf — ich muß Ihnen

die Augen öffnen! Ihre Schwägerin hat Sie getäuscht — Ihr Vermögen soll nur der Form nach auf die Kinder übergehen, in Wahrheit aber werden sich der Graf und die Gräfin desselben bemächtigen, ihre zerrütteten Verhältnisse zu ordnen, einer neuen maßlosen Verschwendung Thür und Thor zu öffnen — hinter den Kindern stehen die Eltern, die einen Druck auf jene ausüben, der Rechtsanwalt, der die Schenkungsacte abfassen soll, ist bestochen — Sie aber werden das Opfer sein, ein moderner König Lear, der hülflos und verlassen ist, sobald er Alles hergegeben hat. Der Graf, Ihr Bruder, ist ruinirt, wenn —"

„Das hätte Ihnen meine Schwägerin eingestanden?" lallte das Männchen betroffen, indem es den Kopf schüttelte.

„Nein, doch ich habe erlauscht, wie es um den Herrn Grafen steht, ich will es bekennen — ich heuchelte nicht nur, ich ward auch zur Horcherin, zur Spionin, ich hätte, seit ich ahnte, welche Gefahr Ihnen droht, Alles gethan, auch das Verwerflichste, mir Gewißheit zu verschaffen, Sie warnen zu können!"

Der schwächliche Graf Hermann, der sich in heftiger Erregung im Fauteuil aufgerichtet hatte,

sank matt wieder auf die Lehne desselben zurück. Seine jetzt fahlen Züge zuckten schmerzlich.

„Der junge Graf," fuhr Hermine mit scharfer Betonung fort, „wird wieder in's Ausland gehen, denn es duldet ihn sein Ehrgefühl nicht in der Nähe der Eltern, die er durchschaut, die Comtesse wird einen Mann heirathen, der sie in die Fremde entführt — Sie aber sind dann auf Ihren Bruder und die Gräfin angewiesen — auf Verwandte, die nichts mehr von Ihnen zu erwarten haben, die schon jetzt, nun Sie noch ein reicher Mann sind, der jeden Augenblick von ihnen unabhängig sein könnte, wenn er wollte, — verzeihen Sie mir, Herr Graf — Sie in rücksichtslosester Weise behandeln!"

„Halten Sie ein!" stöhnte Graf Hermann ängstlich und eingeschüchtert. „Oh, mein Gott, was soll ich thun? Und wenn ich mich — nach Allem, was ich mit Entsetzen erfahren — weigere, die Schenkungsacte zu unterschreiben, welchen Auftritten gehe ich entgegen — sie würden meinen Tod verursachen — und — so elend mein Dasein auch ist — ich möchte doch noch nicht sterben, noch nicht! Wäre ich doch fort von hier — allein, lieber allein! Was kann ich thun? — Ich werde

mich mit meinem Bruder, meiner Schwägerin abfinden, ihre Schulden bezahlen — was Günther und Leontine nach meinem Tode noch für sie thun wollen, und wenn sie ihnen das ganze Vermögen überlassen — ist ihre Sache —"

„Und Sie glauben, Herr Graf, die unersättliche Dame werde sich mit der Schuldentilgung und solcher Aussicht auf die Zukunft zufrieden geben? Haben Sie nicht längst geahnt, daß Sie der Gräfin Starnheim schon zu lange Ihr trübseliges Dasein fristen? Man wird Sie nicht tödten, aber — sterben machen!"

Der kleine, völlig energielose Graf Hermann keuchte; Schweißperlen befeuchteten seine bleiche Stirn und rannen unter dem Augenschirme, an seinen eingefallenen Schläfen herab, über die krankhaft schwammigen Wangen.

„Mein Gott," hauchte er nach kurzer Pause, „Sie hätten doch vorhin meinen Neffen nicht abweisen sollen, liebes Kind, wenngleich ich es Ihnen geboten hatte — Sie wußten doch, daß er es ehrlich mit seinem Oheim meint — warum führten Sie nicht vorhin eine Verständigung zwischen mir und ihm herbei?"

„Sein reges Pflichtgefühl als Sohn würde

ihn abgehalten haben," antwortete Hermine zuversichtlich, „Ihnen die ganze Wahrheit zu sagen, wie ich es gethan — ich fürchte überhaupt, Herr Graf, daß Sie auf Ihren Neffen nicht rechnen dürfen, wenn seine Mutter ihren Willen energisch gegen ihn geltend macht!"

Graf Hermann's Blick irrte trostlos umher und blieb zuletzt kläglich an den feinen Zügen Herminens haften, welche Sorge und regste Theilnahme ausdrückten.

„So hätte ich denn Niemanden in meiner ganzen Umgebung," wimmerte er, „bei dem ich Trost und Hülfe finden könnte?! — Sie, Hermine, haben sich mir ehrlich, treu, aufopfernd bewiesen, Sie haben den Muth gehabt, mich zu warnen — oh" — fuhr er tief bewegt fort — „Sie würden sicher den kranken, schwachen Mann in Schutz nehmen, wenn es in Ihrer Macht stünde — doch was vermögen Sie?!"

„Alles!" rief Hermine, in Thränen ausbrechend, indem sie plötzlich neben dem Fauteuil des Grafen auf die Knie niedersank und die gefalteten Hände mit flehender Geberde zu dem betroffen sie Anstarrenden emporstreckte. „Alles, Herr Graf, wenn Sie mir vergönnen würden, Ihnen das zu

sein, wonach sich mein Herz so lange vergeblich gesehnt hat — Ihr Kind!"

„Mein Gott," stieß Graf Hermann bestürzt hervor, „was soll das bedeuten? Stehen Sie auf!"

„Nicht eher, als bis Sie mir gesagt haben, daß Sie einem armen schuldlosen Wesen verzeihen, sich heimlich und jeder Gefahr trotzend in die Nähe des Vaters geschlichen zu haben, ihn sehen, seine liebe Stimme vernehmen, seine Leiden mildern, seine ihm von unwürdigen Verwandten schmählich auferlegte Gefangenschaft theilen zu können! Ich bin Ihre Tochter, Herr Graf — Therese Hilling war meine Mutter!"

„Sie — war —?" brachte das Männchen mühsam über die Lippen, während sein Körper zitterte und seine Gesichtszüge abwechselnd Erstaunen und Scheu abspiegelten.

„Sie wandelt nicht mehr unter den Lebenden," antwortete Hermine mit gepreßter Stimme; „sie hat mich auf dem Sterbebette beschworen, Sie anzuflehen, ihr nicht über's Grab hinaus zu zürnen, ihr Alles zu vergeben, was sie Ihnen angethan!"

Graf Hermann ließ das Haupt auf die heftig arbeitende Brust sinken. Sein Gemüth beschäftigte

sich augenscheinlich im ersten Moment mit der Vergangenheit.

„Therese todt —!“ hauchte er. „Sie bereitete mir einst schöne Stunden — und dann — böse, bitterböse Tage —! Ich glaubte einen Engel an ihr zu besitzen und hatte doch nur einen schlimmen Dämon geliebt — doch nein, sie war gut, edel, aufopfernd, so lange sie auf mich, meine Beständigkeit, mein ihr verpfändetes Wort bauen konnte — und erst als ich — ja, dann erst verfolgte sie mich mit dem glühenden Hasse eines in seinen Erwartungen betrogenen Mädchens, ward sie unweiblich, habgierig, entsetzlich!“

„Oh, sie hat es in ihrer letzten Stunde schmerzlich bereut!“ schluchzte Hermine.

„Hat sie?“ stammelte der Graf schwer aufathmend und fügte dann hastig hinzu: „Aber auch ich habe zu bereuen — ich gab den Anstoß zu der unseligen Wandlung ihres Charakters! Und Sie —“ (fuhr er erschüttert fort, indem er wieder aufschaute und ängstlich in Herminens Zügen forschte) — „Sie sind Theresens Tochter? Und Sie sind hier —? Ihre Mutter hat Sie nicht dazu angehalten, mich — zu hassen?“

„Nie, niemals, Herr Graf!“ betheuerte die

gleißnerische Hermine eifrig. „So weit konnte die Hartherzigkeit meiner Mutter nicht gehen. Sie ließ mich in Unkenntniß über meinen Vater aufwachsen, sie sprach mir erst von Ihnen, als sie sich dem Tode nahe fühlte, und dann waren es nur Worte der Reue, die ich vernahm. Zugleich aber auch ward mir schmerzliche Kunde von dem Loose, das Ihnen durch Ihre Verwandten zu Theil geworden, machte mir die bereuende Mutter es zur Pflicht, mich Ihnen zu nähern, Ihnen unerkannt eine treue Pflegerin zu sein, mir Ihre Achtung und Theilnahme zu erwerben, um eines Tages den Versuch wagen zu können, Sie mit dem Andenken an die Verblichene auszusöhnen. Und dann — die Mutter sendet Ihnen durch mich dieses Bild, das Sie ihr einst zurückstellen ließen — es mag mir als Beglaubigung dienen — und nehmen Sie es wieder, Herr Graf, so darf ich hoffen, daß Sie vergeben und vergessen können! Oh, ich hätte Ihnen noch lange nicht mein Geheimniß enthüllt, wäre nicht eine drohende Gefahr an Sie herangetreten, würde diese mich nicht dazu gezwungen haben, Ihnen Alles zu gestehen. Und nun Sie es wissen, kann ich nur noch ein Wort stammeln — Verzeihung!"

Während Hermine so sprach, hatte sie hastig ein in Gold gefaßtes Miniaturportrait an goldener Kette hervorgezogen; sie hielt es nun dem Grafen hin.

Das Bild gab die Züge eines schönen jungen Mädchens wieder — so hatte einst die Mutter Herminens ausgesehen.

Graf Hermann nahm es, er blickte es an; Thränen entstürzten seinen gerötheten Augen.

Die schlaue Ordon hatte Alles wohl berechnet, sie war stufenweise weiter gegangen, den gebrechlichen, nervenschwachen, wenig welterfahrenen Mann zu ängstigen, zu erschüttern und schließlich zu rühren.

Und wie sie nun mit dem Ausdrucke kindlicher Demuth, mit thränenumflortem Blick flehend zu ihm aufschaute, da breitete das Männchen überwältigt die Arme aus, neigte sich zu der Tochter und schluchzte: „Ich habe Theresen längst vergeben! Mein Kind — oh, mein Kind!"

„Mein Vater!" jubelte Hermine, küßte die Hände des greisenhaften Mannes und umschlang ihn zärtlich.

Ob sie in diesem Augenblicke wirklich etwas wie ein menschliches Rühren fühlte?

„Steh' auf, mein Kind!" lallte der Graf.

Hermine erhob sich.

„Ach," fuhr er wehmüthig fort, „und ich hatte keine Ahnung, ein so vortreffliches Kind zu besitzen. Mit Beschämung muß ich gestehen, daß ich niemals nach Deinem Schicksale forschte. Du wurdest Frau — Witwe — ohne daß Dein Vater etwas davon erfuhr."

„Berühren wir jetzt die Vergangenheit nicht mehr!" entgegnete Hermine sanft und setzte entschieden hinzu: „Wir haben vor Allem die nächste Zukunft in's Auge zu fassen. Wollen Sie mir jetzt gestatten, für Sie zu handeln, mein Vater?"

„In Gottes Namen — doch was kannst Du thun, Kind?"

„Sie müssen fort von hier — Sie dürfen nicht unter der Botmäßigkeit Ihrer Verwandten bleiben!"

„Man wird uns nicht fortlassen — das heißt — mich nicht —!"

„Ich habe einen Plan. Sie stellen sich krank — natürlich wird dann die Gräfin um den Rechtsanwalt telegraphiren lassen, doch das thut nichts zur Sache —"

„Ah, der Rechtsanwalt!"

„Sie hüten Ihr Zimmer, sind für Niemanden

sichtbar — das kann Keinem auffallen, geschah schon oft. Indessen treffe ich alle Anstalten zu einer heimlichen Abreise nach Wien. Und morgen Abend, wenn Alles schläft, verlassen Sie unter meiner Beihülfe die Villa — sind Sie frei!"

„Hermine — theures Kind — das könntest Du bewerkstelligen?"

„Gott wird mir beistehen, es glücklich zu vollbringen! Und ist es gelungen, dann — mein Vater — wird Ihre treue Tochter Alles, ja Alles aufbieten, Ihnen den Abend Ihres Lebens zu verschönen!"

„Und Dein Vater wird nicht zögern, Dir jene Rechte einzuräumen, welche Dir gebühren — nur, verzeih', mein Kind — die schuldlosen Kinder meines Bruders darf ich doch wohl dermaleinst nicht ganz leer ausgehen lassen —"

„Oh, mein Vater, denken wir doch vorerst nur an Sie, Ihr Wohl! Sie sind angegriffen, bedürfen der Ruhe!"

„Ach ja!"

„Wohlan, suchen Sie ein wenig zu schlummern. Und beruhigen Sie sich, von nun an wird meine ganze Thätigkeit unserem Plane gewidmet sein. Ich habe einen zuverlässigen Freund, der

gegenwärtig in Ischl weilt — er wird mir beistehen. Es muß gelingen!"

Hermine umarmte den Vater; dann nahm sie von dem Tischchen jenes Buch, aus dem sie vorgelesen hatte, verbarg es und verabschiedete sich zärtlich von dem durch seine Gemüthserregung beherrschten Grafen Hermann.

Draußen im Corridor verschloß sie sorgfältig das Vorzimmer,

Es geschah nicht zufällig, daß sie alsdann durch eine Seitenthür der Villa nach dem Vorgarten hinausging. Sie hatte mit Ordon verabredet, er solle um die zehnte Vormittagsstunde in der Villa erscheinen und der gräflichen Familie einen Besuch abstatten.

Er hatte Wort gehalten; seine Equipage hielt am Gitter des Gartens.

Und jetzt kam Ordon vom Hause daher.

Er hatte ein Viertelstündchen mit dem Grafen Norbert geplaudert, aber die Damen nicht sprechen können.

Als er im Vorgarten an Hermine vorüberschritt, da verneigte diese sich ehrerbietig.

Während ihres Grußes aber flüsterte sie:

„Alles in Ordnung — morgen Abend, zur bestimmten Stunde!"

„Gut!" murmelte Ordon, indem er den Gruß herablassend erwiderte.

Der Graf Norbert, der an einem Fenster der Villa stand, konnte nicht ahnen, daß direct unter seinen Augen eine Verabredung stattgefunden hatte, deren Zweck sehr verhängnißvoll für ihn und die Seinen war.

Sechstes Kapitel.

Die Entführung.

Jener Tag und der nächstfolgende waren verstrichen.

Eine reizende Mondnacht hauchte ihr magisch traumhaftes Dämmerlicht über das Ischler Thal hin.

Die elfte Nachtstunde war gekommen. Kein Fenster der Villa Starnheim zeigte sich erhellt; man hatte sich dort ungewöhnlich zeitig zur Ruhe begeben, Alles schien dort bereits zu schlafen.

In demselben Augenblicke, als von der nahen

Pfarrkirche der Stadt die Glocke ertönte und ihr fast melancholisch zitternder Klang die friedliche Stille unterbrach, schritt eine hohe, stattliche Gestalt auf der an der Starnheim'schen Besitzung sich vorüberziehenden Straße langsam einher, die Villa stets im Auge behaltend.

Dem Gitterthore gegenüber, jenseits der Straße, trat diese Gestalt in den Schatten der Bäume, blieb stehen, kreuzte die Arme vor der Brust und blickte, in schwermüthige Träumerei versinkend, nach dem vom Mondlichte beglänzten anmuthigen Landsitze hinüber.

Der nächtliche Wanderer ist uns bekannt — er ist der Graf Friedau, der Waldmensch.

Als er so, regungslos und nachdenklich, eine Zeit lang gestanden hatte, da entrang sich seiner Brust ein schwerer Seufzer.

Und dieser Seufzer verrieth, welche Seelenpein Graf Friedau seit Günther's Besuch erduldet, was ihn aus den Bergen hierher gezogen hatte, was ihn jetzt an diese Stätte bannte, von der aus er in Schmerz und namenloser Sehnsucht nach dem Hause starrte, unter dessen Dach die Abkömmlinge eines Mannes lebten, der sich einst so schwer an ihm vergangen.

Er seufzte.

Und nun flüsterte er auch dumpfe Laute vor sich hin.

„Ich wußte es," murmelte er fast tonlos und traurig, „daß ich sie nicht vergessen werde! Ich ahnte es von dem Augenblicke an, da ich sie das erste Mal sah, der milde Glanz ihrer schönen Augen mir ihre Theilnahme verkündete, mein gramumnachtetes Gemüth erhellte, sich in mein Herz stahl! Und nun — ich stehe hier gleich einem Verbrecher, fürchtend, entdeckt zu werden, glücklich, in ihrer Nähe athmen zu können, und wieder doch so elend! Ich hätte sie wiedersehen können, ihr eigener Bruder würde mir den Weg dazu geebnet haben — ich stieß ihn von mir, ergriff die Flucht vor ihm, mich nicht schwach zu zeigen, meinem Stolze nichts zu vergeben. Und jetzt —? Oh, meine stolze Mannheit ist gebrochen — wenn er noch einmal zu mir treten würde, dieser edle, hochherzige junge Mann mit dem Blicke seiner Schwester und ihren Zügen, wenn er zu mir treten und sagen würde: „Komm, ich führe Dich zu ihr, lass' allen Groll vergessen sein!" — könnte ich noch mich weigern? — Und doch darf ich dieser Schwäche nicht nachgeben, mir bleibt keine Wahl, soll ich mich nicht

selbst verachten, meinen Vorsätzen untreu werden! Ich habe mit der Welt abgeschlossen, ich will nichts von alledem wissen, was das Dasein für Andere schön und beneidenswerth macht — Liebe, Freundschaft, Glück — sie kommen zu spät für mich! Und darum will ich fliehen, muß ich fliehen, was sie mir vorzaubern als ein holdes, mir erreichbares Paradies, zu dem es mich mit namenloser Gewalt hinzieht und das ich doch nicht betreten darf! Ja, fliehen — oh, mein Gott, wie weit ist es mit mir gekommen, nur in der Feigheit noch liegt meine Stärke! Und wie soll ich fortan jene Ruhe finden, jene Ruhe des Friedhofes, die mein Herz umfing und die ich mir in düsterer Abgeschiedenheit mühselig erkämpft hatte? Wo werde ich sie wiederfinden? Gleichviel — fort muß ich, fort von jener Zufluchtsstätte, wo man mich ein zweites Mal überraschen, mir den Vorschlag wiederholen würde, sie dessen zu berauben, was ihr mehr frommt als mir. Ja, verbannen muß ich mich, damit Bruder und Schwester nicht ausführen können, wozu sie ihr Ehrgefühl, ihre Dankbarkeit treibt. Verschollen war ich — ich will es wieder werden, mag mein nutzloses Dasein jenseits des Oceans erlöschen. Nur noch

einmal will ich in ihrer Nähe weilen, will ihr meine letzten Grüße senden, ohne daß sie es ahnt, unter ihrem Fenster ein Lebewohl hauchen, von dem sie nie erfahren wird. Und dann fort, zu meiner Hütte, die mir jetzt verhaßt ist, fort, meine wenigen Habseligkeiten zu ordnen — der morgige Tag darf mich dort nicht mehr sehen."

Graf Friedau ließ die Arme sinken und setzte langsam seinen Weg fort, die Gartenmauer der Villa umschleichend. Sein Blick überflog schwermüthig die Fensterreihen des Hauses.

Wo mochte dort die Comtesse ruhen, wohl schon von süßem Schlummer umfangen? Hätte er es gewußt, wie würde es ihn beglückt haben! Und doch wie wenig war es, denn er konnte ihr ja nicht seine Nähe verkünden. Aber die Nacht war so himmlisch milde und klar — wenn doch Jene, die er liebte, noch nicht zur Ruhe gegangen wäre, vom geöffneten Fenster noch einen Blick hinauswerfen würde auf das Traumleben der Natur, die liebliche mondbeglänzte Umgegend, dann könnte er doch noch einmal das reizende Mädchen sehen!

So dachte Robert, während er im Schatten der Gartenmauer hinschlich und nun den in die

Hauptstraße mündenden schmalen Fahrweg betrat, auch von dort aus nach der Villa zu spähen.

Plötzlich hemmte er seinen Schritt, denn er vernahm ein Geräusch.

Es ward dasselbe durch das leise Stampfen von Pferdehufen und das nur schwach vernehmbare Rollen eines Wagens verursacht, und kam aus der Richtung her, welche Graf Friedau eingeschlagen hatte.

Die an der südlichen Gartenmauer der Villa hinlaufende schmale, sich von der Hauptstraße abzweigende Gasse war eigentlich in der Nähe des genannten Landhauses nichts weiter als ein Feldweg, da sie an jenem Punkte nur auf einer Seite durch die Starnheim'sche Besitzung begrenzt ward, während auf der andern sanft ansteigendes unbebautes Land lag, das erst eine ziemliche Strecke weiter aufwärts an den Gartenzaun der nächsten Villa stieß. Weiter nach der Thalsohle und dem Traunflusse zu bildete dieser Feldweg erst eine eigentliche von Häusern und Gärten zur Rechten und Linken eingefaßte Gasse der Vorstadt Reiterndorf.

Und von diesem Theile aus näherte sich das Fuhrwerk dem lauschenden Friedau. Er sah es

noch nicht, denn eine Krümmung des Weges entzog es noch seinem Blicke, doch nach dem Geräusche zu urtheilen, das es verursachte, mußte es schon ganz in der Nähe sein.

Die Pferde gingen jedenfalls im Schritt, ihr Hufschlag deutete das an, der bis zur Gartenmauer der Villa etwas bergan strebende Weg machte überdies das Langsamfahren zur Nothwendigkeit.

Graf Robert überlegte, ob er an der Mauer stehen bleiben oder sich in den Schatten der Gestrüppe zurückziehen solle, welche ihm zur Rechten den engen Fahrweg von dem hügeligen brachliegenden Felde trennten.

Er entschied sich für das Letztere; es war ihm doch darum zu thun, hier jeder Begegnung auszuweichen.

So schlüpfte er denn zu dem nächsten Gebüsche hinüber und kauerte hinter demselben am Fuße der Böschung des Feldes nieder.

Der dunkle Strauch, dessen Gezweige und Laub ihm trefflich gestatteten, den vom Monde zum größten Theil beleuchteten Fahrweg zu überblicken, verbarg ihn völlig.

Und nun harrte er ungeduldig des Fuhrwerkes.

Das Gespann ward jetzt an der Krümmung des Weges sichtbar, und nun auch der Wagen, eine geschlossene Kalesche, deren Laternen nicht angezündet waren.

Auf dem Kutschersitze der Equipage, die etwa zwanzig Schritte von dem Spähenden entfernt um die Ecke der Gartenmauer bog, befanden sich zwei Männer.

Derjenige, welcher kutschirte, sah gar nicht so recht wie ein herrschaftlicher Kutscher aus, er trug keine Livrée, sondern einen grauen Sommeranzug. Er hatte den Hut tief in's Gesicht gedrückt und einen Shawl derart um den Hals gewunden, daß die untere Hälfte seines Gesichtes völlig davon verdeckt war.

Graf Robert konnte sich des Argwohnes nicht erwehren, dieser Mann sei bestrebt, sein Antlitz zu verbergen.

Neben dem Rosselenker saß ein Neger, der ebenfalls mit einem grauen Anzuge bekleidet war. Dieser Bursche schien sich auf dem Bocke, so viel dies möglich, in ehrerbietiger Entfernung von dem Kutscher zu halten, indem er zu gleicher Zeit die großen schwarzen Augen wie ein Mensch umher-rollen ließ, der von irgendwoher eine Gefahr be-

fürchtet. Auch der Kutscher spähte hier- und dorthin und über die Gartenmauer hinweg, als ob er nöthig habe, Vorsicht zu gebrauchen.

Nachdem die Kalesche sich bis auf wenige Schritte dem Verstecke des Waldmenschen genähert hatte, bemerkte dieser, daß sie leer sei.

Er wußte sich selbst nicht zu sagen, warum in ihm der Gedanke aufgestiegen war, daß es mit diesem Wagen und den so befremdlich sich benehmenden Leuten, die kein Wort mit einander redeten, eine eigene Bewandtniß haben müsse.

Diese Vermuthung ward ihm plötzlich zur Gewißheit, als der Kutscher nun die Pferde plötzlich da anhielt, wo sich in der Gartenmauer eine kleine Thür befand.

Graf Robert hatte diese Thür schon zuvor flüchtig gewahrt, während er über den Weg nach dem Gebüsche geschlüpft war; sie befand sich dem Gestrüppe, hinter dem er kauerte, gerade gegenüber, er hatte also jetzt den haltenden Wagen zwischen sich und dem Pförtchen.

Er verdoppelte seine Aufmerksamkeit auf die beiden Männer, die ihm immer verdächtiger wurden.

Der Kutscher reichte dem Neger die Zügel, ohne ein Wort zu sprechen, und schwang sich leicht

und gewandt von dem Sitze auf den Erdboden nieder.

Der Waldmensch aber kroch zu gleicher Zeit geräuschlos hinter den Gestrüppen bis zu einer Stelle, von welcher aus er das Mauerpförtchen und den Mann, der abgestiegen war, bequem beobachten konnte.

Der Letztere war an die kleine Thür getreten, versuchte sie zu öffnen. Es gelang ihm nicht, sie mußte fest verschlossen sein.

Er ließ davon ab, machte eine ungeduldige Bewegung und schüttelte das Haupt.

„Was mag das zu bedeuten haben?" sagte sich Graf Friedau, dessen Adleraugen nichts entging. „Solte irgend ein Bewohner der Villa eine nächtliche, wohl gar geheimnißvolle Ausfahrt beabsichtigen? — Gehört diese Equipage dem Grafen Starnheim oder nicht?"

Er konnte nicht weiter darüber nachgrübeln, denn es galt jetzt, nun sein Argwohn angeregt war, auf Alles, was vorging, ein wachsames Auge zu haben.

Der Mann, welcher einen Versuch gemacht hatte, das Pförtchen zu öffnen, verließ nun dasselbe, schritt bis hinter den Wagen, blieb mitten

auf dem Wege stehen und schaute über die ziemlich hohe Gartenmauer hinweg nach den dunklen Fenstern der Villa.

Dann schüttelte er nochmals das Haupt und begann langsam auf einer geringen Strecke der mondbeglänzten Fahrstraße hin und her zu schreiten.

Der Shawl ward ihm ohne Zweifel zu warm — es war ja eine laue, liebliche Nacht — er löste ihn, ließ ihn über die Brust herabhängen. Und nun lüftete er auch den Hut und strich sich mit einer Hand durch das dunkle, volle Haar.

Während er dieses that, wandte er sein nun unverhülltes Antlitz dem klaren Mondlichte zu, hatte Graf Friedau Gelegenheit, die Züge des Mannes bis in ihre kleinsten Details zu prüfen.

„Wo habe ich nur dieses Gesicht sonst schon gesehen?" fragte sich der Lauscher betroffen.

Während er noch vergeblich darüber nachsann, hörte er, wie im Schlosse des Pförtchens ein Schlüssel behutsam gedreht ward.

Auch der Mann, dessen Züge dem Grafen Robert bekannt schienen, ward auf dieses Geräusch ^ ıfmerksam.

Aber er blieb regungslos stehen, nach der Thür 'end.

Diese ward jetzt langsam und vorsichtig geöffnet.

Eine weibliche, dunkel gekleidete Gestalt erschien.

Graf Robert's Herz zuckte einen Moment krampfhaft zusammen — er glaubte die Comtesse Starnheim zu erblicken.

Aber als die schlanke und graziöse Erscheinung nun hastig auf den vom Mondlichte überflutheten Weg hinaustrat und sich leichtfüßig dem Manne näherte, der dicht neben dem Gebüsche stand, hinter welchem der wohlverborgene Späher lauschte, da sah dieser seinen Irrthum ein.

Die Züge der jungen Dame waren ihm völlig unbekannt.

Diese schritt, wie gesagt, eilig auf den sie Erwartenden zu und blieb vor ihm stehen, ihn mit triumphirendem Lächeln begrüßend.

Das Gespräch, welches jetzt stattfand, ward in so unmittelbarer Nähe des gespannt horchenden Waldmenschen geführt, daß dieser, obwohl Alles nur geflüstert wurde, doch jedes Wort deutlich vernehmen konnte.

„Du bist pünktlich, Ordon!“ begann die Dame, die Hut und Plaid trug, also ohne Zweifel, wie

sich Graf Robert sofort sagte, eine nächtliche Excursion beabsichtigte.

Als unser Lauscher den Namen „Ordon" aussprechen hörte, da machte er eine unwillkürliche Bewegung lebhaften Erstaunens, so daß die Zweige des Gestrüppes einen Augenblick knisterten.

„Was war das?" hauchte die Dame erschrocken und starrte zur Seite auf das dunkle Gesträuch.

Zum Glück für den Waldmenschen flog in demselben Augenblicke von dem nächsten Busche ein Nachtvogel auf und schwirrte über die Köpfe der Beiden hinweg, die auf dem Fahrwege bei einander standen.

Ordon deutete lächelnd auf den Vogel.

„Aber mir schien das Geräusch aus diesem Busche hier zu kommen!" fuhr die Dame fort. „Sieh doch nach, ob —"

„Ueberflüssig, liebe Hermine, ich bin schon fast fünf Minuten hier und habe nichts bemerkt, wir sind ganz sicher. Und wie steht's in der Villa? Aus Deiner Toilette ersehe ich, daß der Handstreich ausgeführt werden kann!"

Hermine hatte sich wieder beruhigt. Sie lächelte so schlau und siegesgewiß wie zuvor.

„Wir sind zur Flucht bereit, der „alte Herr"

und ich!" antwortete sie. „Unsere Zeit ist kostbar, Ordon, ich kann mich daher jetzt nicht damit aufhalten, Dir ausführlich mitzutheilen, auf welche Weise es mir gelang, mich der Zustimmung des Grafen Hermann zu versichern — in Kürze — ich enthüllte ihm die habsüchtigen Pläne seiner Schwägerin, machte ihm Angst, indem ich ihm sagte, der Graf Robert und die Gräfin würden ihn nöthigenfalls zwingen, sein Vermögen an den Neffen und die Nichte abzutreten, und diese müßten es dann den leichtsinnigen Eltern überlassen, die darauf rechneten, ihre Schulden zu decken und verschwenderischer denn je leben zu können — wie ich dann den schwachen, willenlosen Mann recht mürbe gemacht hatte, da rückte ich mit meinem Geheimnisse heraus, enthüllte ihm, daß ich die Tochter seiner ehemaligen Geliebten, sein Kind sei, wußte ihm die Erpressungen, die sich meine verstorbene Mutter gegen ihn hatte zu Schulden kommen lassen, durch allerlei rührende Lügen vergessen zu machen, und stellte mich ihm als zärtliche Tochter hin, die nur uneigennützige Kindesliebe bewogen, sich in die Villa unerkannt einzuführen, um ihn aus den Händen des Bruders und der tyrannischen Schwägerin zu befreien —

und so brachte ich ihn glücklich dahin, in die Flucht mit mir zu willigen. Du siehst, Alles ist vortrefflich gegangen, ganz nach Wunsch. Es war die höchste Zeit, denn der Rechtsanwalt, der mir einen Strich durch die Rechnung machen konnte, ist bereits auf dem Wege nach hier. Haben wir aber erst meinen Vater in Wien, dann werden alle Anstrengungen der Starnheims, den „theuren" Verwandten sich wieder zu erobern, fruchtlos sein, dann muß es mir ein Leichtes werden, uns durch meine schleunig zu betreibende Adoptirung das ganze Vermögen des Alten zu sichern. Hast auch Du Alles vorbereitet?"

„Wie Du siehst!" lächelte Ordon. „Es handelt sich ja nur um eine Spazierfahrt, denn wir können uns ja nur davon machen, so wie wir gehen und stehen! Ich bin übrigens hinreichend für die ersten Auslagen mit Geld versehen, das Andere mag bis auf Weiteres in Ischl zurückbleiben. Ich werde selbst kutschiren und habe nur den Schwarzen mitgenommen, weil er der zuverlässigste meiner Leute ist. Spätestens in vier Stunden sind wir in Gmunden, der nächste Eisenbahntrain führt uns wohlbehalten nach Wien. Schläft

Alles in der Villa — die Herrschaft, die Dienstleute?"

„Ja!"

„Hat Niemand Verdacht?"

„Niemand! Du hättest Dich aber besser verkleiden sollen! Der Oberst Leskow ist ja meinem Vater bekannt — ich konnte diesem doch nicht sagen, daß der Freund, der unsere Flucht unterstützen werde, derselbe Oberst sei, der sich um die Hand der Comtesse Leontine beworben hat! Es würde den Alten stutzig machen, wenn er Dich jetzt hier erkennen sollte —"

„Ei, ich vermumme mich mit diesem Shawl, wie ich es schon zuvor gethan, und der Graf Hermann erkennt mich nicht, verlasse Dich darauf! Ich kutschire Euch bis Gmunden und verschwinde dann, Du fährst mit dem Alten allein nach Wien, ich werde in einem andern Coupé sein — so hast Du Zeit, ihm die Fabel aufzutischen, welche es ihm glaubwürdig machen soll, daß der Oberst Leskow sich bewogen gefunden hat, auf die Comtesse zu verzichten und Dir seinen Beistand zu gewähren. Und wenn sich dann später in Wien der Oberst Leskow um Deine Hand bewirbt — was nebstbei höchst drollig ist, mein Schatz, da

uns die süßen Bande der Ehe ja schon so lange verbinden" — (fuhr Ordon lächelnd fort) — „dann wird es der Alte und alle Welt ganz natürlich finden! Ah, und dann werden wir ein schmuckes Pärchen sein, dem man den Londoner Kerker noch weniger ansehen wird, als jetzt! — Doch nun an's Werk, liebes Weib! Der Graf Hermann kennt meinen Hannibal nicht — soll der Neger ihn bis an den Wagen tragen?"

„Nicht doch! Von dem Zimmer des Grafen bis zur Seitenthür der Villa und von dort hierher sind es kaum fünfzig Schritte — er wird so weit gehen können, wenn er sich auf mich stützt."

„Also beeile Dich, mein Schatz! Und sei vorsichtig!"

Das rasch geführte Gespräch des Paares war hiermit zu Ende.

Hermine nickte ihrem Gatten zu, entfernte sich hastig, schlüpfte in den Garten zurück und ließ das Pförtchen offen stehen.

Ordon verließ ebenfalls seinen Platz, schlenderte nach jener Seite des Wagens, welche der Gartenmauer zunächst war, und flüsterte dem Neger, der inzwischen vom Kutschersitze aus scharf das Terrain rings und namentlich die Villa und

den Garten beobachtet hatte, einige Worte in englischer Sprache zu.

Dann wickelte sich der Abenteurer wieder in seinen Shawl, zog ihn über Mund und Nase, bis fast zu den Ohren hinauf, drückte sich den Hut tief über die Augen, öffnete den Schlag der Kalesche und blieb neben derselben gelassen harrend stehen.

Ein Anderer aber war in diesem Momente nicht so ruhig und kaltblütig, wie der falsche Oberst Leskow. Und dieser Andere war der Waldmensch.

Obwohl nicht mit den Familienverhältnissen der Starnheims vertraut, konnte er sich doch jetzt aus den Andeutungen, welche Hermine darüber gegen ihren Spießgesellen fallen gelassen, ein ganz klares Bild davon entwerfen.

Er durfte gar nicht daran zweifeln, daß die Eltern des jungen Grafen, für den er wider seinen Willen eine lebhafte Sympathie gefaßt und den er alle Ursache hatte zu achten und als einen edlen jungen Mann anzusehen, niedrigdenkende, egoistische Menschen seien, welche nur auf das Vermögen ihres Verwandten und den Gehorsam ihrer uneigennützigen Kinder spekulirten,

aber diese Person, diese Hermine, die, wie aus ihren Reden zu schließen, wirklich eine natürliche Tochter des von seinen nächsten Angehörigen bedrängten Grafen Hermann sein mußte, erschien unserem Waldmenschen nicht minder verabscheuungswürdig.

War nicht aus allen ihren Worten hervorgegangen, daß ihr nicht um den Vater, die Rehabilitirung ihrer Abkunft, sondern nur um den Reichthum des siechen Mannes zu thun sei? Hatte sie darum nicht kindliches Gefühl erheuchelt, dem hinfälligen, trotz seines Reichthums ohnehin so unglücklichen Vater gegenüber eine frevelhafte Komödie gespielt, ihn einzuschüchtern, zu rühren, ihn schließlich in ihre Arme zu treiben?

Und was mußte das Schicksal des armen reichen Mannes sein, wenn diese wölfisch beutegierige Tochter seiner verstorbenen Geliebten — die wohl nicht um ein Haar besser gewesen, als ihr Kind jetzt war, denn was jene Hermine von Erpressungen gesagt hatte, deutete darauf genugsam hin — sich seiner wirklich bemächtigte? Kam er nicht aus dem Regen in die Traufe? War er früher vom Bruder und der Schwägerin wie ein Unmündiger behandelt, vielleicht sogar auch gepeinigt worden,

so hatte er doch wohl immer noch an den Kindern derselben einen gewissen Rückhalt gefunden, der ihn die abhängige Lage leichter ertragen ließ. Was aber war für ihn zu gewärtigen, wenn ein herzloses Schwindlerpaar der raffinirtesten Sorte ihn für sich in Beschlag nahm? War er da nicht ganz und gar verloren, ein unglücklicher Leibeigener sittlich völlig verkommener Menschen, eines Gesindels, das es zweifelsohne, da Gesindel keine Dankbarkeit kennt, darauf anlegen werde, sich so oder so, nachdem es Alles erlangt, des Opfers zu entledigen?

Das sagte sich Graf Friedau, und er war um so mehr überzeugt, daß es so kommen müsse, als ihm plötzlich über den Abenteurer, dessen Züge ihm schon zuvor bekannt erschienen, ein Licht aufgegangen war. Die Namen Ordon und Leskow, mit einander in Verbindung gebracht, hatten Erinnerungen in ihm geweckt, die ihn mit einem Schlage auf die richtige Fährte brachten, Erinnerungen, die sich an seinen Aufenthalt in den Vereinigten Staaten von Amerika knüpften.

Mit unumstößlicher Gewißheit erkannte er jetzt, wen er in jenem Abenteurer vor sich habe. Und die natürliche Tochter des Grafen Hermann war die Gattin

dieses Menschen, und sie betrog, im Verein mit diesem, nicht nur die Welt, sondern auch ihren arglosen Vater — es reichte das wahrlich hin, Friedau zu überzeugen, daß sie schon lange die Genossin und Helfershelferin Ordon's sei, worauf ja auch die sarkastische Anspielung desselben auf den Londoner Kerker mehr als genügend hingedeutet hatte.

Und nun gedachte Friedau nicht nur des jungen liebenswürdigen Grafen Starnheim, sondern auch — Leontinens.

Hatte er — Friedau — nicht eigentlich nur um der Comtesse willen sich entschlossen, auf die ihm großmüthig von ihrem Bruder angetragene Rückerstattung des einst durch den Großvater veruntreuten Vermögens Verzicht zu leisten? Und konnte er es geschehen lassen, daß die Comtesse, deren liebliche Erscheinung ihm unvergeßlich war, an der sein Herz mit aller Gluth einer stillen, verzehrenden Leidenschaft hing, von elenden Betrügern dessen beraubt werde, was er ihr bereitwillig entsagend zum Opfer brachte? Das durfte nicht sein!

Doch wie es hindern, ohne daß sein Einschreiten wieder eine Begegnung mit dem Bruder der Com=

tesse oder gar mit dieser selbst herbeiführte? Es war das fast unvermeidlich — und dann? Legte er den Geschwistern nicht durch das, was er für sie zu thun sich gedrängt fühlte, neue Verpflichtungen zur Dankbarkeit auf? Und wie sollte er sich dann von ihnen losmachen, der Versuchung widerstehen, die zu fliehen er entschlossen war?

Er wußte das nicht, er bebte, während er an solche Eventualität dachte — nichtsdestoweniger durfte er nicht davor zurückschrecken, Jene, die er mit blutendem Herzen meiden wollte, vor dem sie bedrohenden Schicksalsschlage zu schützen.

Seine Entrüstung über die cynische Frechheit der Elenden, die im Begriff standen, ihren Raubzug auszuführen, brachte vollends jegliches Bedenken zum Schweigen.

Wäre er jünger und somit weniger welterfahren gewesen, diese Entrüstung würde ihn mit sich fortgerissen, ihn verleitet haben, sofort, also vor der Rückkunft Herminens, plötzlich vor den ihrer harrenden Abenteurer zu treten und diesen zu schleunigem Rückzuge zu nöthigen. So aber überlegte er, daß er weit gründlicher seinen Zweck erreiche, wenn er den Gatten jener Hermine, und sie selbst, in Gegenwart des getäuschten Grafen

Hermann entlarve und dann erst, kaltblütig und energisch, ein weiteres Vorgehen des gefährlichen Paares unmöglich mache.

Er blieb bei diesem Vorsatze und verließ daher nicht seinen Versteck, ruhig der Katastrophe entgegensehend, die unvermeidlich war.

Sie sollte nicht lange auf sich warten lassen, doch in anderer Weise eintreten, als es sich Graf Friedau gedacht hatte.

Nur wenige Minuten waren seit dem Verschwinden Herminens vergangen, als sich vom Garten her schlurfende Tritte vernehmen ließen.

Jedenfalls nahte jetzt die Frau des Abenteurers, den Grafen Hermann, der sich ja nur mit großer Anstrengung von der Stelle bewegen konnte, mit sich schleppend.

Plötzlich aber und ganz unerwartet ertönte ein leiser ängstlicher Aufschrei, ebenfalls vom Garten her und unzweifelhaft aus der Kehle Herminens, an das Ohr des lauernden Friedau.

Der neben dem Wagen harrende Ordon hatte natürlich diesen halbunterdrückten Schreckensruf eben so deutlich vernommen.

Hastig verließ er seinen Posten und schlüpfte durch die offenstehende Thür in den Garten hinein.

Als Friedau den falschen Oberst verschwinden sah, da sagte er sich: „Vielleicht ist der Alte, der wohl sehr schwächlich sein muß, auf dem Wege zum Ausgange des Gartens umgesunken, hat die Abenteurerin jenen Laut ausgestoßen, ihren Mann herbeizurufen!"

Im nächsten Augenblicke aber gewann er die Ueberzeugung, daß die Sache sich ganz anders verhalte.

Denn nun hörte er die laute Stimme eines Mannes, und diese Stimme schien ihm diejenige des jungen Grafen Starnheim zu sein.

War Jener, welcher der Entführung des Grafen Hermann so unerwartet ein Hinderniß entgegensetzte, auch nicht der Neffe des alten Herrn, sondern nur ein Diener des Hauses, so durfte Friedau jetzt nicht länger zögern, seinen Schlupfwinkel zu verlassen.

Er that es, doch so geräuschlos, daß der auf dem Kutschersitze der Kalesche hockende Neger, der Friedau den Rücken gewendet hatte und in höchster Spannung über die Gartenmauer hinweg nach der Richtung stierte, aus welcher die gefahrdrohenden Töne erklangen, nicht vernehmen konnte, was hinter ihm vorging.

Und Friedau war ja der Waldmensch, der es verstand, mit Blitzesschnelle aufzutauchen und zu verschwinden, gleich einem gespensterhaften Wesen überall und nirgends zu sein.

So war es denn auch für ihn eine Kleinigkeit, hinter dem Wagen hinweg quer über die schmale Fahrstraße nach dem Pförtchen und durch dasselbe in den Garten zu huschen, ohne daß ihn der Hannibal des falschen Leskow bemerkte und eine Ahnung davon bekam, daß noch eine andere Gefahr für seinen Gebieter im Anzuge sei.

Der Waldmensch tastete nach dem Schlüssel des Pförtchens, wohl in der Absicht, dem abenteuerlichen Paare den Ausgang zu versperren; die vorsichtige Hermine aber hatte diesen Schlüssel abgezogen.

Ohne Zögern schlüpfte Friedau weiter in den Garten hinein.

Von dem Pförtchen bis zur östlichen Seitenfronte der Villa, wo die Zimmer des Grafen Hermann im Erdgeschosse lagen und sich jene Nebenthür befand, durch welche sich am leichtesten für den alten Herrn eine Flucht aus dem Landhause bewerkstelligen ließ, lief ein Kiespfad hin. Des hohen Gebüsches wegen, welches ihn an beiden Seiten

umsäumte und ihn theilweise überschattete, konnte man ihn von den Fenstern und der Terrasse der Villa aus nicht überblicken.

Diesen Pfad hatten natürlich die Flüchtenden eingeschlagen, dort mußte Friedau sie sowohl, wie die Person, deren Stimme er vernommen, und den ihm vorausgeeilten Ordon finden.

Geräuschlos schlich er am Rande des Kiespfades hin, doch was er jetzt ziemlich in der Nähe vor sich erblickte, bestimmte ihn, sich hinter das Gebüsch zu ducken und von dort aus behutsam und mit der Gewandtheit eines den Feind belauschenden Indianers unmittelbar bis dicht an die Menschengruppe heranzuschleichen, die nämlich sein Adlerauge gerade dort gewahrt hatte, wo das Mondlicht zwischen den Gesträuchwipfeln hindurch einen Theil des Pfades scharf beglänzte.

Drei Personen dieser Gruppe standen ganz nahe beisammen — Hermine, der Graf Hermann, der gebückt und schlotternd an ihrem Arm hing, und der Gatte der Abenteurerin, der eine drohende Haltung angenommen hatte, sich aber etwas seitwärts im Schatten der Hollunderstauden hielt und noch immer durch Shawl und Hut sein Antlitz unkenntlich machte.

Diesen Personen gegenüber, nur einige Schritte von ihnen entfernt, und wie Hermine und ihr Vater im vollen Mondlichte, stand Günther.

Er war den Flüchtlingen nicht auf dem Pfade entgegengekommen, sondern ihnen von der Villa aus nachgeeilt; sie mußten also überzeugt sein, daß sie es nur mit Günther zu thun hätten und ihnen keine eigentliche Falle gelegt sei.

Der junge Graf, dessen Schlafgemach nicht an der Rückseite der Villa lag, hatte nicht schlafen können; er war daher wieder aufgestanden, hatte ein Hauskleid übergeworfen und sich nach der Veranda des Vorbaues begeben, dort im Anschauen der reizenden Mondscheinlandschaft sich seinen ernsten Betrachtungen zu überlassen. Dann war er, zufällig um dieselbe Zeit, als Hermine sich auf dem Fahrwege bei ihrem Gatten befand, in den Vorgarten hinabgegangen, von dort aber, etwa zehn Minuten später, eben so zufällig nach dem vorerwähnten Kiespfade geschlendert, und zwar in demselben Augenblicke, als die Ordon und ihr Vater die Villa verlassen und den Pfad betreten hatten. Er war ihnen rasch gefolgt und hatte im ersten Moment die vor ihm im Schatten Dahinschleichenden nicht erkannt, sie daher angerufen.

Und nun er sie an der lichten, mondbeglänzten Stelle des Pfades eingeholt, war es ihm sofort klar geworden, daß von Seite des Oheims und dessen Begleiterin, der Günther nie recht getraut hatte, etwas Anderes beabsichtigt sei, als ein harmloser Spaziergang durch den Garten.

Er starrte das Paar, das sich genöthigt gesehen, gegen ihn Front zu machen, betroffen an.

Der keuchende Onkel Hermann, der fast zusammenknickte, zeigte eine verlegene, ja bestürzte Miene und wagte es kaum, den Neffen anzuschauen, Hermine hingegen stand hochaufgerichtet da und schleuderte dem jungen Grafen aus ihren großen, dunklen, blitzenden Augen einen trotzigen, herausfordernden Blick zu.

„Du hier im Garten, Onkel, zu so später Stunde?" begann Günther. „Mein Gott, Du mußtest gestern und heute das Bett hüten, und jetzt finde ich Dich hier und — sehe ich recht — völlig wie zu einem Ausfluge gerüstet?!"

Onkel Hermann stieß einige unverständliche Worte hervor und blinzelte seine Begleiterin beinahe kläglich an, indem er sich fester an sie klammerte.

Günther wandte sich jetzt in gebieterischem Ton an die Letztere.

„Sie werden so gefällig sein, mir Aufschluß darüber zu geben, was all' dies Befremdliche zu bedeuten hat, und warum Sie eine Handtasche tragen, als handle es sich um eine Reise?"

„Und wenn dem wirklich so wäre, Herr Graf?" antwortete Hermine, höhnisch lächelnd. „Wenn —"

„Sie werden hoffentlich überzeugt sein," unterbrach sie Günther strenge, „daß ich durchaus nicht zum Scherzen aufgelegt bin, am wenigsten mit Ihnen! Wie kommen Sie dazu, meinen kranken Oheim in die Nachtluft hinaus zu schleppen, die ihm sicher schädlich ist? Wenn mein Oheim es gewünscht hat, was ja möglich sein kann, so wäre es Ihre Pflicht gewesen, ihm eine solche Unvorsichtigkeit auszureden — in keinem Falle aber hätten Sie die Hand dazu bieten sollen!"

„Warum nicht, mein Herr? Könnte es sich nicht herausgestellt haben, daß ein längerer Aufenthalt Ihres Oheims in der Villa und in seiner bisherigen Umgebung ihm verderblicher sein würde, als das, was Sie für schädlich zu halten belieben?"

Günther stutzte.

„Was soll das heißen?" fuhr er auf.

Und ohne eine Antwort abzuwarten, trat er an den Oheim heran und sagte sanft: „Lieber Onkel, erlaube, daß ich Dich nach Deiner Wohnung zurückgeleite!“

Bei diesen Worten bot er dem völlig eingeschüchterten und verwirrten Männchen den Arm.

Onkel Hermann wußte augenscheinlich nicht, was er thun solle, jedenfalls machte er keine Miene, den Beistand des Neffen anzunehmen. Er öffnete den Mund zu einer Entgegnung, brachte aber nur einige unartikulirte Laute hervor.

Hermine jedoch ergriff sofort die Initiative.

„Geben Sie sich keine Mühe, Herr Graf,“ sagte sie mit auffallender Zuversichtlichkeit, „Ihr Oheim wird die Villa nicht betreten, heute nicht, überhaupt nicht eher wieder, als bis sich die Verhältnisse, welche dort noch obwalten, ganz und gar werden geändert haben!“

Günther schaute die Sprecherin an, als dürfe er seinen Ohren nicht trauen. Und wie er den Blick überrascht und fragend dem Oheim zuwandte, da gewahrte er hinter diesem den sich im Schatten der Hollunderbüsche für den Moment noch unthätig und zuwartend verhaltenden Helfershelfer Herminens.

„Ah," rief er aufgeregt, „wer ist jener Mann? Er gehört nicht in die Villa! Wie kommen Sie hierher? Was wollen Sie hier?"

Der vermummte Abenteurer blieb regungslos und stumm.

Hermine dagegen nahm neuerdings rasch das Wort.

„Dieser Mann," erwiderte sie entschieden, „ist ein zuverlässiger Freund und — wenn Sie es denn doch wissen wollen — ein Mann, der Sie nöthigenfalls hindern wird, Ihren Oheim gegen seinen Wunsch und Willen hier zurückzuhalten!"

„Wie?" rief Günther. „Es handelt sich also um eine förmliche Entführung, und nach allen Anzeichen unter Umständen um eine gewaltsame obendrein? Und mein Oheim sollte unbegreiflicherweise damit einverstanden sein? Das ist ja ganz unmöglich! Onkel, ich bitte Dich, rede — wie verhält sich die Sache? Wie soll ich mir Dein passives Verhalten jenen Leuten gegenüber erklären, die mir so verdächtig erscheinen, wie ihr Vorhaben?"

Hermine wollte nochmals einschreiten, der kleine Graf Starnheim aber machte eine abwehrende Handbewegung.

„Ich beschwöre Dich, mein theurer Günther," stammelte er jetzt vernehmlich, „hindere mich und meine Begleiterin nicht daran, uns von hier zu entfernen — sei versichert, liebster Neffe, daß mich die dringendste Nothwendigkeit dazu zwingt."

„Aber Onkel —!"

„Deine Eltern," fuhr der Graf in peinlicher Verwirrung fort, „nöthigen mich zu diesem Schritte — ach, Günther, wie soll ich es Dir sagen, ohne Dein Zartgefühl, Dein kindliches Gemüth zu verletzen —? — ich weiß Alles — Du und Leontine, Ihr seid gut und uneigenützig, aber Ihr müßt Euch den Forderungen Eures Vaters und Eurer Mutter fügen, und diese gehen darauf aus, sich alles dessen zu bemächtigen, was ich noch mein nenne, indem sie mich beredeten, Dir und Deiner Schwester durch eine Schenkungsacte Alles zu vermachen — ich weiß, daß man mich wehrlosen, kranken Mann nöthigenfalls zwingen würde, eine Acte zu unterzeichnen, durch welche Deine Eltern —"

„Halt ein, Oheim," unterbrach ihn Günther hastig, „bringe nicht in Gegenwart Anderer zur Sprache, was mein Ehrgefühl auf's Tiefste verletzen muß! Auch mir ist ja bekannt, was leider

in der Absicht meiner Eltern gelegen, und ich habe längst mit Dir darüber sprechen, Dir meine und Leontinens Willensmeinung darüber kundgeben wollen, doch jene Person" — (und er deutete auf Hermine) — „die sich, wie ich bemerke, die Kenntniß unserer Familienverhältnisse und leider Dein volles Vertrauen erschlichen hat, wußte stets ein Gespräch unter vier Augen mit Dir zu verhindern. Wie, Onkel" — (fuhr er traurig und im Tone des Vorwurfes fort) — „Du hast Deinen Neffen und Deine Nichte zuvor gut und uneigennützig genannt und doch konntest Du von uns glauben, wir würden unsere Hand jemals zu einer Abmachung bieten, die unsere Ehre verunglimpfen und die sorglose Zukunft unseres geliebten Oheims in Frage stellen müßte, wenn sie zu Stande käme? Auch der kindliche Gehorsam hat seine Grenzen, das hättest Du Dir doch sagen sollen, Onkel, und überzeugt sein dürfen, Du werdest an Deinem Neffen den zuverlässigsten Beschützer finden! Nun denn, was ich Dir früher entschieden und zu Deiner Beruhigung erklärt hätte, sage ich Dir jetzt — und es kommt, Gott sei Dank, noch nicht zu spät — ich und Leontine legen gegen jene Schenkung energische Verwah=

rung ein und werden nicht eher ruhen, als bis unsere Eltern von ihren Wünschen gänzlich abstehen — ich aber, Onkel, verbürge Dir mit meiner Ehre, daß die Folgen dieser Erklärung nicht auf Dich, sondern nur auf mich zurückfallen werden! Und nun, hoffe ich, wirst Du mir nicht länger Deinen Arm verweigern!"

Das Männchen stand erschüttert da und wußte sich nicht zu helfen.

Doch Hermine trat für ihn ein.

„Wie?" rief sie mit der Miene edler Entrüstung. „Können Sie nur einen Augenblick glauben, Ihr Oheim werde sich nach der Gefangenschaft zurücksehnen, in der ihn seine habsüchtigen Verwandten bisher gehalten haben? Niemals —! Wenn Sie ehrenhaft denken, mein Herr, wenn Sie Ihren vortrefflichen Oheim bemitleiden, ihn lieben, so machen Sie sich nicht zum Mitschuldigen Ihrer Eltern, indem Sie diesen unglücklichen Mann hindern, die seiner unwürdigen Ketten abzuschütteln, welche er schon leider Gottes zu lange getragen und —"

„Schweigen Sie!" fiel ihr Günther heftig in's Wort. „Was berechtigt Sie, sich in die Angelegenheiten meines Oheims zu mischen?"

„Meine kindliche Liebe!"

„Ihre —"

„Ich bin die Tochter Ihres Oheims, Herr Graf — freilich nur die natürliche Tochter, doch immer sein Kind! Ich habe es gewagt, mich ihm unerkannt zu nähern, mir die Achtung und Zuneigung des Vaters zu erringen, ihm sein Loos zu erleichtern; meine Kühnheit und das ehemalige tadelnswerthe Vorgehen meiner seligen Mutter haben Verzeihung gefunden, meine kindliche Liebe hat das Herz des edlen Vaters gerührt. Und jetzt — setze ich mein Leben für seine Freiheit daran, Herr Graf! Halten Sie uns nicht auf!"

Günther stand einen Moment wie erstarrt da. Dann aber bemächtigte sich seiner eine heftige Erregung.

„Ah," sagte er lebhaft, „Sie sind die Tochter jenes Wesens, das nur Unheil über meinen armen Oheim brachte? Und Sie, die Sie sich hier unter einer Maske eingeschlichen, sich in die Gunst meiner Mutter eingedrängt, nach jeder Richtung hin die Heuchlerin gezeigt, meinen Onkel umgarnt, eine Verständigung zwischen ihm und mir vereitelt haben, Sie könnten es ehrlich mit Ihrem Vater meinen? Spricht diese Doppelrolle, die

Sie gespielt, für einen redlichen Charakter? Ist jene heimliche Flucht nicht weit eher ein heimlicher Raubzug, zu dem Sie sich vermummter Helfershelfer bedienen? Onkel, Sie kennen diese Frau kaum vierzehn Tage, mich aber von Kindesbeinen an —"

„Hören Sie nicht auf ihn, mein Vater — auch aus ihm spricht Eigennutz!"

„Mein Gott — mein Gott!" lallte Graf Hermann rathlos. „Guter Günther — ich werde ja Dich und Leontine reichlich bedenken —"

„Oh, Onkel," unterbrach ihn Günther, „es handelt sich nicht darum, sondern um den voreiligen Schritt, den Du thun willst! Du bist gutmüthig, schwach, leichtgläubig — ich kann nicht zugeben, daß Du Dich Personen anvertraust, die Dir sicher so wenig bekannt sind, wie mir. Wohlan! Lerne sie kennen, Deine Tochter, und dann entscheide. Bis sie nicht uns, Dir und mir, ihr ganzes Vorleben klar dargelegt, uns bewiesen hat, daß sie Deine Liebe, Dein Vertrauen verdient, kannst und darfst Du ihr nicht folgen, ist es meine Pflicht, Dich daran zu verhindern. Vermag sie jenen Beweis zu liefern, dann bin ich der Erste, der Dir sagen wird: ‚Ziehe mit Deiner

Tochter!' — Eine Flucht aber, zu der sie Dich beredet hat, ist Deiner unwürdig, ist compromittirend für Dich, für die ganze Familie! Wird eine solche Compromittirung von gewisser Seite beabsichtigt, dann verrechnet man sich, denn ich stehe hier für unsere Familienehre, die Ehre unseres Geschlechtes ein, werde solche Absicht vereiteln! Und wozu eine Flucht, Onkel? Du bist auf Deinem eigenen Grund und Boden, bist hier Herr — Du brauchst uns nicht zu weichen, Du kannst in Ruhe und mit voller Ueberlegung entscheiden — und ich werde inzwischen Deine Unabhängigkeit zu wahren wissen — kannst entscheiden, ob —"

Hermine ließ ihn nicht weiter reden.

„Ah, das sind glatte Worte, mein Herr!" schnitt sie ihm hohnlächelnd das Wort ab. Dann fügte sie, sich an den Grafen wendend, lebhaft und dringend hinzu: „Sie werden sich nicht dadurch bestechen, sich nicht wieder wehrlos machen lassen, mein Vater! Kommen Sie, der Wagen steht bereit!"

Und sie machte Miene, den schlotternden, willensschwachen Mann mit sich fortzuziehen.

„Sie lassen von Ihrem Vorhaben ab," rief

ihr Günther jetzt drohend zu, „oder ich sehe mich genöthigt —“

„Die Dienerschaft zu rufen?“ spottete Hermine. „Thun Sie das, und die Verunglimpfung Ihrer Familienehre, um die Sie so besorgt sind, wird desto rascher vor sich gehen — Sie haben dann nicht mehr nöthig, für die Verbreitung derselben sich weitere Mühe zu geben!“

„Ich — ich selbst werde Sie, wenn es nicht anders sein kann, mit Gewalt davon abhalten, meinen Oheim von hier fortzuschleppen!“ stieß Günther erbittert hervor.

„Sie?“ entgegnete Hermine, verächtlich auflachend, indem in ihren bleichen, haßerfüllten Zügen der Ausdruck eines grausamen Triumphes erschien und ihre dunklen Augen unheimlich funkelten. „Sie werden das nicht wagen! Wir sind, Gott sei Dank, mit Beistand versehen!“

Ohne daß sie nöthig hatte, ihrem vermummten Spießgesellen einen Wink zu geben, trat dieser hastig aus dem Schatten hervor und pflanzte sich schweigend, doch in nicht mißzuverstehender Haltung zwischen Günther und dem Paare auf, dessen Entweichen der junge Graf hindern wollte.

„Und noch Eins, mein Herr!“ fuhr Hermine

in schneidendem Hohne fort. „Lassen Sie es nicht bis zum Aeußersten kommen! Ich habe etwas in Händen, das vollständig geeignet ist, den Ruf Ihrer Mutter zu vernichten — hier, diese Photographie! Einer meiner vertrautesten Freunde, ein indiscreter Photograph, fand Gelegenheit, von einem Verstecke aus ein Pärchen aufzunehmen, das sich in der Veranda der Starnheim'schen Villa unbeobachtet glaubte. Das Pärchen ist auf dem Bilde deutlich zu erkennen, die Situation, in der es sich befindet, läßt keinen Zweifel übrig, der junge Mann ist jener Künstler, der den Auftrag erhalten hat, die Frau Gräfin Starnheim zu malen — soll ich Ihnen auch die Dame näher bezeichnen?"

Hermine, die sich durch ihren Gatten vor einem plötzlichen Angriffe Günther's sicher wußte, zog die erwähnte Photographie, die sie auf ihrem Busen verborgen getragen hatte, triumphirend hervor und hielt sie zur Bekräftigung ihrer Worte in die Höhe.

„Mein Gott —!" stammelte Günther bestürzt.

„Legen Sie uns jetzt auch nur das kleinste Hinderniß in den Weg, mein Herr," fuhr Hermine fort, „so wird morgen dieses Bild öffentlich aus-

gestellt, damit die aristokratische Gesellschaft Kenntniß davon erhalte, wie —"

Hermine vollendete nicht, ein Schrei ertönte plötzlich von ihren Lippen.

Aus dem Gebüsche, neben dem sie stand, war eine Hand herausgefahren, und hatte ihr die Photographie entrissen.

Und nun raschelten an jener Stelle die Hollunderstauden; es trat ein hoher, athletischer Mann aus dem Gestrüpp hervor, schritt hastig an der entsetzt zur Seite weichenden Hermine vorüber zu Günther, drückte dem Ueberraschten, der im klaren Mondlichte sofort den Waldmenschen erkannte, die Photographie in die Hand und murmelte: „Hier, mein Freund!"

Dann wandte er sich, bevor der verblüffte Ordon fähig war, eine Bewegung zu machen, an den Grafen Hermann, der noch immer an dem Arme der erschrockenen Hermine hing und scheue Blicke auf seine Tochter, Günther und den räthselhaft aufgetauchten Fremden warf.

„Herr Graf," begann Friedau, „wenn die Infamie, mit welcher diese Frau soeben Ihren Neffen bedrohte, Ihnen noch nicht die Augen über die wahren Absichten derselben geöffnet hat, wenn Sie

noch daran zweifeln, daß Ihr Vertrauen gemißbraucht wurde, daß Sie Gefahr laufen, das Opfer einer elenden Heuchlerin zu werden, so muß ich wohl, obgleich ich hier gewissermaßen unberechtigt einschreite, dem ganzen Betruge gewaltsam ein Ende machen, Sie vor einer Thorheit, Ihre Nichte und Ihren Neffen vor dem Schmerze zu bewahren, den geliebten Oheim zu verlieren!"

Nach diesen Worten trat er blitzgeschwind an den Helfershelfer Herminens heran, riß ihm, ehe dieser sich dessen versah, den Shawl vom Halse, und schleuderte ihm den Hut vom Kopfe.

„Oberst Leskow?!" rief Günther in höchster Ueberraschung.

„Der — Oberst! Ist es möglich?!" lallte Graf Hermann bestürzt.

„Nein, meine Herren!" nahm Friedau kaltblütig das Wort, während ihn der Gatte Herminens leichenblaß und grimmig anstarrte, wie bereit, sich auf ihn zu stürzen. „Dieser Mensch ist ein Betrüger! Sie werden sich vielleicht meiner erinnern," fuhr er fort, sich an den Abenteurer wendend, dessen zuckende Gesichtszüge jetzt einen gewissen Grad von Schrecken ausdrückten, „mein Name ist Graf Friedau, ich habe den Bürgerkrieg

der amerikanischen Union mitgemacht, in der Armee der Nordstaaten. Damals kannte ich einen Oberst Leskow gar wohl — er war ein ziemlich verrufener Mensch, denn er stand im Verdachte der Corruption — und er hatte einen Sekretär, der ein mehr als verfängliches Vorleben gehabt, ich entsinne mich seiner sehr gut — dieser Mann hieß Ordon und — sind Sie!"

„Ordon?" rief Günther. „So nennt sich diese Frau, die Vorleserin meines Oheims, die sich für eine Witwe bei uns ausgegeben hat! Es war also wohl auch eine Lüge, als sie sich eine natürliche Tochter meines Onkels nannte?"

„Leider nein!" antwortete Friedau, während er den nach Fassung ringenden Ordon im Auge behielt. „Sie ist die Tochter Ihres Oheims — aber auch die Frau dieses Abenteurers und seine schlaue und verbrecherische Bundesgenossin. Der — Zufall wollte es, daß ich an diesem Garten vorüberkam und Gelegenheit fand, dieses Paar, das mir verdächtig schien, zu belauschen. Aus dem Gespräche der Beiden ward mir klar, daß es sich um eine Nichtswürdigkeit handle, die Tochter sich dem Vater nur aus den unlautersten Motiven genähert habe, er entführt und von einem Gauner=

ehepaare ausgebeutet werden solle, dem die Londoner Kerker einst nicht fremd waren!"

„Allmächtiger Gott!" stotterte Graf Hermann, indem er sich voll Entsetzen von Herminen losmachte, die rathlos und für den Moment keines Wortes mächtig, wie gelähmt dastand.

Das zitternde Männchen, kaum fähig, sich aufrecht zu erhalten, wankte zu dem Neffen, warf sich an dessen Brust, umklammerte ihn krampfhaft und stöhnte: „Schütze mich — schütze mich, Günther, vor Jenen!"

Ordon hatte inzwischen wieder die Zuversicht des gegen alle Gefahren gerüsteten, tollkühnen Abenteurers erlangt. Aber er mochte sich jetzt wohl sagen, daß es vergeblich sei, auch nur die geringste Anstrengung zum Wiedererlangen des verlorenen Terrains zu machen.

Die Niederlage war zu schmählich, und sie war entscheidend; es konnte nur noch an einen Rückzug gedacht werden.

Der in seinen Hoffnungen getäuschte Abenteurer, der zugleich mit einem Schlage sein ganzes glänzendes und trügerisches Glücksritterthum nicht nur für Ischl, sondern auch für Oesterreich zertrümmert sah, — denn wie hätte er es wagen können, dort

wieder aufzutreten, und als Oberst Leskow? — bebte jetzt vor Wuth.

Aber diese kehrte sich weder gegen den unglücklichen Grafen Hermann, der sich mit allen Anzeichen des Abscheues von ihm und Herminen abwandte, noch gegen Günther, der ihm im Grunde nichts gethan und nicht anders hatte handeln können, sondern gegen den Grafen Friedau, den eigentlichen Vernichter all' seiner Pläne und Aussichten.

Ordon schnob Rache und er beschloß, sie sofort an dem ihm so unerwartet erstandenen Gegner zu nehmen; zugleich aber auch mochte er wohl befürchten, dieser Graf Friedau werde sich seiner zu bemächtigen suchen, ihn verhaften lassen, gegen ihn vor Gericht aussagen — alle dem mußte vorgebeugt werden.

Wenn der Abenteurer dies dachte, so täuschte er sich, denn es kam Friedau gar nicht in den Sinn, sich mit dem Glücksritter weiter zu befassen, er war viel zu stolz, sich zu einem Häscher herzugeben; es genügte ihm vollkommen, den Handstreich des verächtlichen Paares vereitelt und das Unheil von der Comtesse und deren Bruder abgewendet zu haben.

Daher machte Friedau auch keine Miene, den

entlarvten Orbon zurückhalten zu wollen, er streckte im Gegentheil jetzt den Arm aus und deutete mit stolzer, gebieterischer Geberde, und ohne ein Wort an den Glücksritter zu verlieren, nach dem Pförtchen, durch welches Orbon in den Garten geschlüpft war.

Dieser stumme Befehl war verständlich genug für Hermine, wie für ihren Gatten, und ließ den Haß des Letzteren noch leidenschaftlicher auflodern.

Scheinbar gehorchend, trat Orbon hastig an seine Frau heran.

„Entfliehe," zischelte er ihr zu, „ich folge Dir gleich — doch zuvor werde ich mich rächen!"

Hermine konnte ihm nicht antworten, ihn warnen, denn er war schon wieder von ihr fortgetreten.

Das Schlimmste ahnend, eilte sie, angstvoll und nur auf ihre Flucht bedacht, den Ausgang des Gartens zu gewinnen, bevor ihr Mann seinen jedenfalls furchtbaren Vorsatz ausführen konnte. Was lag ihr an dem Abenteurer? Wenn sie nur geborgen war!

Orbon aber näherte sich jetzt der Stelle, auf

der er zuvor gestanden; sein Shawl und sein Hut lagen noch dort auf dem Erdboden.

Er bückte sich und hob sie auf.

Doch während er dies that, zog er heimlich einen kleinen Revolver aus der Brusttasche seines Rockes hervor.

So scharf Friedau auch jede Bewegung des Abenteurers beobachtete, dies hatte er nicht gewahrt.

Ordon richtete sich auf. Er hob die Rechte, der Revolver blinkte im Mondlichte.

Friedau gewahrte ihn jetzt, er wollte sich auf den Angreifer stürzen, ihm die Waffe aus der Hand schlagen.

Es war zu spät — ein Schuß krachte, ein zweiter, ein dritter.

Der Waldmensch wankte, trat einen Schritt zurück, stolperte und schien hintenüber in das finstere Gebüsch niederzuschlagen, denn man sah plötzlich nichts von ihm, aber die Stämme der Hollundersträuche krachten und Laub und Zweige bewegten sich heftig.

Günther schrie auf, der Onkel Hermann wimmerte vor Entsetzen.

Ordon aber stieß einen wilden Freudenruf her-

vor und rannte davon, den dunklen Pfad entlang, zum Pförtchen.

Was wollte Günther beginnen? Er konnte den Elenden nicht verfolgen, denn er mußte den Oheim stützen, der einer Ohnmacht nahe war.

So schrie er denn aus Leibeskräften: „Zu Hülfe! Herbei! Hierher, Leute, zu Hülfe!"

Die Schüsse und das Geschrei erweckten die Bewohner der Villa, den Gärtner, den Kutscher, die Stallknechte.

Doch bevor sie noch herbeizueilen vermochten, vernahm Günther das Rollen eines Wagens, den Hufschlag galoppirender Pferde.

„Sie entkommen, diese Elenden!" murmelte Günther. „Aber hoffentlich werden sie nicht den Nachforschungen der Polizei entgehen! Doch der arme Friedau, — mein Gott!"

Und jetzt kam die Dienerschaft herbei, halb bekleidet, bestürzt.

Der junge Graf lehnte energisch eine Beantwortung der ängstlichen Fragen ab; er befahl einem der Lakaien, den betäubten „alten Herrn" nach seinen Gemächern zu führen.

Dann sprang er, von einigen Dienern gefolgt, nach jenem Gebüsche, in dem Graf Friedau liegen

mußte, vielleicht schon seinen Wunden erlegen war, wie Günther sich überzeugt hielt.

Er fand den Hollunderstrauch zerknickt, doch — der Waldmensch war verschwunden.

Der Gärtner und zwei der Diener mußten um Laternen laufen, damit man in der Lage sei, auch die finstersten Partien des Gartens, jene Stellen, wohin kein Mondstrahl dringen konnte, rasch und genau zu durchstöbern.

Sie kehrten hurtig zurück. Das Suchen begann von Neuem, man ließ keinen Winkel des Gartens unberücksichtigt — Alles war vergebens. Nur an jener Stelle, wo der zweifellos Angeschossene augenscheinlich zusammengesunken war, hatte man Blutspuren bemerkt, sonst nirgends. Günther ging weiter, er ließ die schmale Fahrstraße, die Gebüsche daselbst, das Feld durchsuchen — kein Resultat. Der Waldmensch blieb verschwunden.

„Mein Gott,“ murmelte Günther vor sich hin, als er endlich ernst und nachdenklich nach der Villa zurückkehrte, „mir bleibt wenigstens die Hoffnung, daß er nicht schwer getroffen ward! Wenn aber doch — wenn er sich mit allem Aufgebot der letzten Kraft entfernt hätte, nicht hier zu sterben.

Oh, es wäre entsetzlich — zu viel für die arme Leontine und mich — nach Allem, was er für uns gethan hat!"

Siebentes Kapitel.

Auf der Alm und beim Waldmenschen.

Die Zwieselalp, welche man von dem Dorfe Gosau aus in ungefähr drei und einer halben Stunde erreicht, liegt etwa zweitausend Fuß über der Thalsohle und wird wegen der reizenden, ja imposanten Fernsicht, die sie von ihrer Höhe aus auf die Alpenwelt rings darbietet, von fast allen, das herrliche Salzkammergut durchstreifenden Touristen besucht.

Die Rundschau, welche sich hier vor dem entzückten Blicke des Reisenden entfaltet, ist in der That wundersam und überraschend. Im Osten tief unten im Vordergrunde, am Fuße der Alp, die grünlich schillernden Gosau-Seen und das anmuthige Thal, darüber emporragend der Dachstein mit seinen bläulich angehauchten Gletschern

und blitzenden Schneefeldern, im Süden ganz in der Nähe die zackigen Felswände der Donnerkogeln, und in weiter Ferne, klar am Horizont sich abzeichnend, die gewaltigen Umrisse des Großglockners; rechts davon, über dem Einschnitt der näher liegenden Mittelberge sich aufthürmend, der Groß-Venediger, südwestlich im Vordergrunde das Tännengebirge und malerische Gruppen anderer Bergriesen, im Westen endlich hinter terrassenartig auf einander folgenden Höhenzügen in bläulicher Ferne der Hohe Göll und der lang sich dehnende Untersberg.

Wohl einige hundert Fuß unterhalb des Gipfels der Zwieselalp liegen einige Almen und Sennhütten da und dort zerstreut.

Wir haben eine derselben aufzusuchen, die Hütte Vroni's. Die Alm, auf welcher die Tochter des ehemaligen Sudarbeiters wirthschaftete, lag ziemlich vereinsamt im Vergleiche zu den anderen, an denen der Touristenpfad vorüberführte und wo die Reisenden in den Sennhütten Erfrischungen und nöthigenfalls auch für die Nacht Unterkunft haben konnten.

Seit den aufregenden Ereignissen, die sich in

der Villa Starnheim abgespielt hatten, war ein Tag verflossen.

Der Abend nahte. Die Sonne ging blutigroth unter, seltsam gelbröthlich gefärbte Wolken zogen am Horizonte herauf und verdichteten und verfinsterten sich, wie sie allmählich aus der Richtung der Donnerkogeln heranrückten. Eine drückende Schwüle erfüllte die Atmosphäre, die sonst hier im Bereiche der frischduftigen Hochwiesen so rein und belebend war. Kein Abendlüftchen strich über die grünen Matten hin, die Vögel der nahen Forste hatten zeitiger als gewöhnlich ihre Nester aufgesucht, ein schleierartiger Dunst begann mehr und mehr die Schluchten und Höhen zu umweben und eine dumpfe Stille herrschte ringsum, nur dann und wann durch das Blöken der Herde unterbrochen, die sich unruhiger zeigte als sonst. Dies Alles deutete auf ein herannahendes Unwetter.

Vroni hatte dasselbe mit kundigem Blicke schon eine Stunde vor Sonnenuntergang vorausgesehen und bei Zeiten die ihr anvertraute Herde zusammengetrieben und in Sicherheit gebracht.

Dann war sie ihren gewöhnlichen Geschäften nachgegangen, hatte diese rasch abgethan.

Die Sonne war inzwischen im fernen Westen erloschen, kein blutrother Schein lag mehr auf den Wolken, diese aber, jetzt aschfarben oder schwärzlich, rückten immer drohender an einander, den Dunsthimmel, an dem kein Sternlein sichtbar ward, mit unheimlich wogender Decke zu überziehen.

Vroni hatte ein Herdfeuer angezündet, den Kessel dazu gesetzt, ihr frugales Nachtmahl zu bereiten. Aber es war ihr so weh um's Herz geworden, so schwül und traurig, daß sie vor die Hütte hinausgehen und bei der Thür sich hatte niedersetzen müssen.

Dort saß sie nun und blickte bald trübe zu dem schwer herabhangenden, immer mehr sich verdüsternden Wolkengewimmel empor, bald starrte sie, in ernstes Sinnen verloren, über die Wiese hin, nach dem jetzt tiefschwarzen ichtenwald, der sich am Rande der Alm bergab zog. Und leise und traurig hub sie zu singen an:

„Wori lig, wori steh,
Thuat ma's Hearz'l so weh,
Wori geh, wori loahn,
Is mein Hearz'l wiar a Stoan.

Zu Dir bin i ganga,
Bei Dir hätt's mi g'freit,
Zu Dir kimm i nimma,
Der Weg is ma z'weit.

A war ma nit z'weit
Und a war ma scho recht,
Doch Du kannst mi nit liab'n,
I bin Dir ja z'schlecht.

Und i winscht und i hätt' di
Mein Lebda nit g'seg'n,
So woaß i wol g'wiß,
Daß ma leichta war g'scheg'n!"

Wie sie so sang, da blieben ihre Augen wohl thränenleer, doch als sie nun bekümmert schwieg, da preßte sie eine ihrer Hände beinahe krampfhaft auf das unruhig pochende Herz.

Sie hatte nie vor dem Ausbruche eines Unwetters eine solche Verzagtheit empfunden, wie heute, sie fürchtete es auch jetzt nicht, sie wußte, daß sie einem solchen Ereignisse gegenüber ihre Schuldigkeit gethan, Alles vorgesehen hatte, was sie thun konnte. Das Uebrige stand in Gottes Hand. Und doch konnte sie die Beklemmung nicht los werden, und es war ihr, als ob ihr irgend ein schweres Unheil bevorstehe.

So herzhaft, wie Vroni sich aus der Nähe des Waldmenschen verbannt hatte, so entschlossen hatte

sie gegen ihre schmerzlichen Gefühle, ihre Sehnsucht nach Robert angekämpft und war aus diesem Kampfe siegreich hervorgegangen. Die harte Arbeit, ihr Eifer in der Pflichterfüllung hatten sie genöthigt, an andere Dinge zu denken, als an ihr wundes Herz und ihre traurige und doch so nothwendige Entsagung. Und das war wohlthätig für sie gewesen, hatte dazu beigetragen, ihr Gemüth zu beruhigen. Früher, als sie es für möglich gehalten, war jene Ruhe und Festigkeit über sie gekommen, deren sie so dringend bedurfte, um nicht vor Gram zu vergehen.

Warum aber empfand sie heute etwas wie Angst, wenn sie an Robert dachte?

Sie hatte in der verflossenen Nacht einen bösen Traum gehabt: der Mann ihrer Liebe hatte, aus vielen Wunden blutend, vor ihren Augen ein entsetzliches Ende genommen. Am Morgen waren ihr diese Hirngespinnste, die sie geängstigt, thöricht erschienen, das Tagewerk hatte die Erinnerung daran verscheucht. Warum tauchten sie jetzt wieder vor ihr auf?

Sie sann nach. Und nun wußte sie mit einem Male, weshalb ihr so schwer geträumt.

Zwei Tage zuvor war der Sepp dagewesen,

hatte ihr sein Herz und seine Hand angetragen und war von ihr freundlich, doch entschieden abgewiesen worden; wie früher sein Bruder Franzl.

Und der leidenschaftliche Sepp hatte sie dann mit Vorwürfen überhäuft, hatte ihr gesagt, er kenne wohl den Grund ihrer Weigerung, sie liebe den Waldmenschen. Und bevor Sepp dann die Alm verlassen, hatte er in wildem Zorn die Drohung ausgestoßen, den Herrn Robert bei nächster Gelegenheit erschießen zu wollen.

„Ja, ja," murmelte jetzt Vroni vor sich hin, „'s ist schon so, wegen dem hab' ich solche Träum' g'habt und mich abgemartert, und wenn man die Ursach' weiß, die natürliche Ursach', da braucht man nit zu fürchten, daß' ein' schlechte Vorbedeutung sein könnt'! Und den Sepp sein' Drohung brauch' ich ja auch nit zu fürchten, er ist gach (jäh), und ein gacher Mensch redet was daher, was er doch nimmer thut, wann er wieder ruhiger geworden ist. Und der Sepp wird sich wohl hüten, daß er dem Herrn Robert was zu Leid' thut — an den wagt sich Keiner, auch der Sepp nit, und es wär' ja auch um sein' ganze Zukunft geschehen, wenn er's thät, — das weiß er so gut, wie ich!"

Sie versuchte zu lächeln, doch jenes beklemmende Gefühl, das sie mit der Abenddämmerung beschlichen hatte, wollte nicht von ihr weichen.

Sie versank von Neuem so sehr in trübsinniges Nachdenken, daß sie kaum das leise Donnerrollen vernahm, welches jetzt die Luft durchzitterte.

Da erscholl plötzlich von jenem Waldsaume her, der sich in der Richtung des Gosauthales an der Hochwiese hinzog, ein schriller Aufschrei.

Es war das kein fröhlicher „Juchezer", wie er landesüblich ist, sondern ein kläglicher Ruf, der wie „Vroni" klang.

In demselben Augenblicke erhob sich ein Wirbelwind, sauste um das Schindeldach der Hütte und fegte tosend und heulend über die Alm hin. Zugleich erhellte ein greller Blitzschein die über der Alpe zusammengeballten Wolkenmassen, grollte der Donner stärker als zuvor. Stoß auf Stoß folgten die Winde; der Gewittersturm brach ungestüm los, dicke Regentropfen, die der Orkan peitschte, verkündeten, daß der Himmel bereit sei, seine Schleusen zu öffnen.

Vroni sprang bestürzt vom Bänkchen an der Thür auf.

Nicht das losbrechende Unwetter machte sie er=

beben, sondern der Aufschrei, der am Waldsaume ertönt war.

Sie starrte dorthin und sah eine menschliche Gestalt, gegen den Sturmwind ankämpfend, durch das Düster über die Wiese dahereilen.

„Sollte es der Sepp sein?“ fragte sich das Mädchen. „Doch nein, es war nicht seine Stimme!“

Die Gestalt kam näher und näher; ein Blitzstrahl erhellte sie jetzt — und nun ward sie von Vroni erkannt.

Es war ein junger Bursche, der Sohn des nächsten Nachbarn Ruckenbauer's.

Der Bursche kam jetzt in vollem Laufe, denn der Regen begann in Strömen herniederzuschießen, Orkan, Blitz und Donner verdoppelten ihre Gewalt.

Nun sprang der junge Bauer zu dem Mädchen, unter das schützende Vordach der Hütte.

„G'rad' noch zurecht!“ rief er, sich schüttelnd. „Hätt' nit denkt, daß es schon so zeitig kommen würd'! Grüß Gott, Vronerl!“

„Wo kommst denn her, Loisl?“ fragte Vroni überrascht.

„Na,“ erwiderte der Bursche keuchend, indem er sich den Schweiß und die Regentropfen vom Antlitze wischte, „ich hab' beim Schmied zu thun

gehabt, und da hat mich Dein Vater gebeten, ich möcht' bei dieser Gelegenheit ein' Sprung zu Dir hinaufmachen!"

„Zu mir — so weit!? Und wegen was —?"

„Ich hab' Dir ein' Post zu bringen —"

„Vom Vater? Mein Gott, ihm ist doch nix gscheh'n?"

„Ihm nit, aber — erschrick nit, Vronerl — der Waldmensch liegt in seiner Hütt'n darnieder, er ist ang'schossen worden!"

„Jesus Maria!" stammelte Vroni. „Und Sepp — der Sigl-Sepp —?"

„Ich versteh' Dich nit! Was soll's mit dem?"

„Er hat's than?"

„Warum nit gar! Dem Waldmenschen ist's ja nit in unsrer Gegend gscheh'n! Aber laß mich ersch raſten —"

„Komm' herein!" stieß Vroni hervor, deren Antlitz eine geisterhafte Blässe überzogen hatte.

Und sie zog den Burschen hastig und wie außer sich in die Hütte hinein, deren einziges Gelaß das rothe Herdfeuer schwach beleuchtete und jetzt das fahle, grelle Licht der Blitze auf Augenblicke mit blendender Helle erfüllte.

Loisl sank erschöpft auf ein Stockerl nieder,

Vroni blieb in höchster Aufregung vor dem Burschen stehen.

„Und muß er sterben?" hauchte sie bebend.

„Ich kann's nit sagen, ich mein' wohl nit!" versetzte Loisl. „Aber schwer troffen ist er doch wohl, er hat ein' Schuß in d' Seit'n kriegt, glaub' ich — in aller Früh haben's ihn g'funden, auf der Straß'n von Goisern nach Stambach, da ist er ohnmächtig g'legen, und da hat ihn der Hiesl g'funden, der Zauner-Hiesl, der mit sein' Wagerl auf Ischl hat wollen, und der hat ihn heimbracht in unser Dorf und zum Bader, und jetzt liegt er in seiner Hütt'n und 's geht ihm wohl besser, er hat sein' Besinnung wieder, aber er will nit sagen, wo und durch wen ihm's Unglück gescheh'n ist — sein' Stutzen hat er nit bei sich g'habt, da kann ihn doch kein Jäger für'n Wilderer ang'schaut haben —"

„Und wer ist bei ihm, wer pflegt ihn?' unterbrach ihn Vroni hastig.

„Dein Vater hat die Dirn', die jetzt statt Deiner eingetreten ist, zu ihm hinauf g'schickt, aber der Waldmensch will's nit und er will nit in seiner Hütt'n bleiben, so schwach er auch ist, sagt Dein Vater — aber er wird's schon müssen,

er kann ja nit geh'n! D'Leut' verwundern sich, daß dem Waldmenschen so was hat geschehen können, von dem's alleweil geheißen hat, den kann keine Kugel nit treffen! Er ist also doch ein Mensch, wie unsereins, und kein — Venediger —"

„Der Vater hat Dich geschickt, daß ich kommen soll, wie?" fiel ihm Vroni von Neuem in's Wort.

„Beilei' nit! Er laßt Dir sagen, er wird schon schauen, daß der Waldmensch sein' Ordnung und Pfleg' hat, wenn sich auch Keiner gern zu ihm hinauftraut und bei der Nacht erscht recht nit gern bei ihm bleiben dürft' —"

„Mein Gott!" murmelte Vroni.

Sie schien einen Augenblick zu überlegen.

Dann sagte sie mit fieberhafter Hast: „Loisl, bleib' da — ich muß fort!"

„Wohin?"

„Zu ihm — zum Herrn Robert — er hat mich nöthig!"

„Aber Du kannst doch nit —"

„Ich muß! Auf der Stell'!"

Loisl riß die Augen weit auf und starrte das Mädchen verblüfft an.

„Auf der Stell'? Das ist nit möglich — bei dem Wetter —!"

„Mich halt't nix auf der Welt hier zurück!"

„Und wenn der Sigl es erfahrt — kannst Du's verantworten, daß —?"

„Was liegt mir d'ran? Und Du wirst ja bleiben, Loisl, — gelt? — da ist doch wer da, — geh', Loisl, ich bitt' Dich um Gottes Barmherzigkeit willen — bleib Du! Und kannst und willst Du's nit — ich muß fort!"

„Mädel, sei g'scheidt — ich ganget (ginge) ja so nit, bei dem Sturm! Und Du darfst's auch nit — willst Dein Leben in Gefahr bringen? Wie leicht kannst verunglücken!"

„Red' was Du willst — ich geh'! Vielleicht liegt der arme Herr Robert jetzt hülflos — und er hat so viel für uns than, den Vater und mich — soll ich undankbar sein —?"

„Sag' lieber, Dich treibt d'Lieb zu ihm!"

„Und wann's wär'? Wem geht's was an? Was ich denk' und fühl', kann ich vor'm Herrgott verantworten!"

„Ich hab' Dich nit kränken wollen — geh', wenn Du mußt, ich bleib' schon statt Deiner, so

lang' Du halt meinst, — aber wart' zum wenigsten, bis das Wetter vorüber ist!"

„Und derweil könnt' er sterben — ! Nein, ich geh'! Sorg' Dich nit, Loisl, mir wird nix geschehen!"

Vroni wandte sich rasch von dem Burschen ab, nahm ihr Kopftüchel, zog ihr Spenserl an und richtete hurtig in der Hütte noch allerlei Dinge, während ihr Loisl ernst und stumm zuschaute.

Dann trat sie zu ihm, sagte ihm in wenigen Worten, was er zu thun habe, bis sie wiederkomme, und reichte ihm die Hand.

Die ganze Energie ihrer Seele lag in ihren feinen, bleichen Zügen, als sie nun das vom Sturmwinde umheulte bretterne Sennhüttchen verließ und über die Alm dahineilte, indeß der Regen herabströmte, die Blitze züngelten, der Donner krachte.

Loisl war ihr bis zum Eingange des Häuschens gefolgt; er rief ihr ein „B'füt Gott!" nach — es verwehte im Sturme, ohne ihr Ohr zu erreichen.

Er blickte ihr nach, bis er ihre schlanke Gestalt, die ab und zu der grelle Wetterschein beleuchtete, in der Dunkelheit nicht mehr unterscheiden konnte.

Dann trat er kopfschüttelnd in das armselige, jetzt aber gegen sonst doppelt trauliche Alpenstübchen zurück.

Vroni hatte ihre ganze Kraft aufzubieten, um nicht von der tobenden Windsbraut zu Boden geschleudert zu werden.

Sie erreichte die Föhrenwaldung; in dieser erst, und wie sie nun auf schlüpfrigem, steinigem Pfade bergab stieg, war sie vor dem Anprall des Orkanes geschützt, dessen Heftigkeit übrigens abnahm.

Wäre dem muthigen Mädchen nicht der Weg so genau bekannt gewesen, sie hätte ihn sicher nicht in der Finsterniß, welche unter den riesigen Waldbäumen herschte, verfolgen können. Aber sie konnte nur selten vorwärts, wie sie es wünschte und wozu sie ihr um den Waldmenschen sorgerfülltes Herz antrieb — in geflügelter Eile — an manchen Stellen sah sie sich genöthigt, von Föhre zu Föhre zu tappen, an den Stämmen einen Anhalt suchend, um nicht auf dem nassen, glatten Moose auszurutschen, über knorrige Baumwurzeln oder spitziges Geröll strauchelnd niederzuschlagen.

Wie mühselig aber auch dieser Marsch war,

sie setzte ihn im Vertrauen auf Gott, ihre Stärke und Ausdauer, unverdrossen fort, sie verzagte keinen Augenblick, und schlug ihr auch bisweilen das Gezweige des jungen Nadelholznachwuchses empfindlich in's Gesicht, stürzte sie auch zu verschiedenen Malen nieder, wie ihr das an einigen schroffen, schlüpfrigen Senkungen des Pfades trotz aller Vorsicht geschah, sie achtete nicht der Schmerzen und Noth; keine Wehklage kam über ihre Lippen.

Und es war, als ob der Himmel Mitleid mit der armen standhaften Dirne empfinde und den wild und schaurig entfesselten Elementen gebiete, sie mit ihrer Wuth zu verschonen. Das Gewitter zog westwärts ab und verließ den Kamm jenes Gebirgsjoches, das sich von der Zwieselalp bis zum Haideck-Horn und weiter nördlich am Gosauthale emporthürmt. Und während die Blitze matter leuchteten, der Donner schwächer rollte, zertheilten sich die Wolken über jener Höhe, von der Vroni herabklomm, trat aus dem zerrissenen Gewölk der Mond hervor und schüttete sein Silberlicht über die Waldung und den beschwerlichen Pfad aus, der die wackere Dirne nicht abschreckte, ihren Vorsatz auszuführen.

Erleichtert aufathmend murmelte sie ein kurzes Dankgebet. Sie sah doch jetzt zur Genüge, konnte doch nun ihre Wanderung rascher fortsetzen, da kein Regen mehr herabströmte, der Orkan ausgetobt hatte.

Sie beschleunigte ihre Schritte und gelangte zu einer Abzweigung des Weges. Dieser letztere führte direct in mäßiger Senkung zum Thale hinab, mündete in dieses ungefähr fünfzig Schritte von der Gosau-Schmiede entfernt und war gefahrlos, während jene Abzweigung, ein kaum wahrnehmbarer, schmalerer Pfad, sich bis zu der kleinen Hochwiese hinzog, auf der die Hütte des Waldmenschen stand, sich jedoch, bevor man diese erreichte, dicht am Rande mehrerer schroff abfallenden Schluchten hinschlängelte. Dieser Pfad berührte nicht das Thal, sondern lief in ziemlicher Höhe an den Bergwänden entlang; wenn Vroni ihn einschlug, so gelangte sie um eine volle Stunde früher nach Robert's Hütte, als wenn sie den gewöhnlichen Weg durch die Gosaugründe nahm.

Gab es da noch eine Wahl für sie?

Hastig betrat sie den gefährlicheren Pfad und eilte auf diesem ihrem ersehnten Ziele zu.

Sie hatte schon eine beträchtliche Strecke zurück-

gelegt und war bereits auf dem schmalen Felsenstege an einer der zur Rechten gähnenden finsteren Schluchten ohne Wanken und Scheu vorübergekommen, als sie sich ermattet fühlte.

Dennoch konnte sie sich nicht zu einer kurzen Rast entschließen. Die Angst um den Mann, der ihr Alles war, trieb sie weiter und weiter, ließ sie ihre Kraft überschätzen.

Und wieder erblickte sie einen weitklaffenden, düsteren Abgrund. Sie mußte in schwindelnder Höhe daran vorbei, der Pfad wand sich um einen vorspringenden Felsen, der über dem Stege als breite, wild zerklüftete Wand steil emporstieg, sich unter demselben schroff und zackig in die Tiefe senkte, von wo schwarz und unheimlich die Wipfel eines Tannenwaldes aufstarrten, der sich wohl vierzig Klafter unterhalb des Felsensteges an den Seitenwänden der Schlucht bis zu ihrem Grunde hinabzog und diesen bedeckte.

Vroni zögerte nicht, weiter zu schreiten; sie kannte keine Furcht.

In demselben Augenblicke, als sie die äußerste Kante des Felsenvorsprunges erreicht hatte, vielleicht die gefahrvollste Stelle ihrer nächtlichen

Wanderung, trat der Mond hinter eine Wolke, ward Alles rings in Dunkel gehüllt.

Der Steg war kaum mehr erkennbar, ein Fehltritt jetzt um so leichter möglich, als der Regen den fußbreiten Paß schlüpfrig und bröcklig gemacht hatte.

Zurück konnte Vroni nicht mehr, das Umkehren wäre gefährlicher gewesen als das Weitergehen. Die Dirne hätte allenfalls stehen bleiben und sich an die Felswand lehnen können, bis das Mondlicht wieder erschien.

Aber Vroni empfand plötzlich ein seltsames Grauen, wie sie es früher nicht gekannt, sie fühlte ihre Kräfte bedenklich nachlassen; sie sagte sich, daß sie, solle sie nicht verloren sein, so rasch wie möglich über den Paß hinausgelangen müsse, bis zu dem breiten, ihr wohlbekannten Plateau jenseits der Schlucht.

So schritt sie denn weiter, in höchster Anspannung ihrer Seelenkräfte, mit Fuß und Hand tastend, den Körper an die feuchte Felswand gedrückt.

So hatte sie etwa zehn Schritte gethan; schon glaubte sie, Alles werde gut gehen, die Gefahr sei nun bald überwunden — da plötzlich fühlte sie

ihr Herz sich schmerzhaft zusammenkrampfen, schien alles Blut aus demselben nach ihrer Kehle, zum Haupte zu schießen.

Und nun ward ihr völlig schwarz vor den Augen.

Sie wollte aufschreien, die Stimme versagte ihr; sie machte einen schwachen Versuch, sich an das Gestrüpp der Felswand zu klammern, das sie berührte, die Hände sanken kraftlos nieder. Ihre Kniee brachen zusammen, eine Ohnmacht umfing ihre Sinne.

So schlug sie auf den schmalen Pfad nieder.

Noch eine zuckende Bewegung und — die arme bewußtlose Vroni rollte den schroffen Abhang hinunter, da und dort von den Zacken und Klippenabsätzen abprallend, immer rascher, tiefer und tiefer, in die Finsterniß der Schlucht hinein.

Keine anderen Laute klangen von dort herauf, als jene, welche das Aufschlagen des Körpers und nachrollendes Gestein verursachten. — — — —

Wäre die Dirne glücklich an dem Abgrunde vorübergekommen und hätte sie alsdann nach kurzer Rast ihren Weg fortgesetzt, es würde ihr, ungefähr zehn Minuten von der Schlucht entfernt,

etwas widerfahren sein, was ihr kaum minder schrecklich gewesen wäre, als ein Sturz vom Felsen.

Sie würde nämlich dem leidenschaftlichen Sepp geradenwegs in die Arme gelaufen sein.

Seit dem tragischen Ereignisse, das wir soeben geschildert haben, war kaum eine Viertelstunde vergangen, als Sepp aus der Richtung, welche Vroni hatte nehmen wollen, sorglos daherkam und ohne Zögern jenen schmalen, schlüpfrigen, oberhalb des Abgrundes sich hinziehenden Felsensteg, der für die arme Vroni so verhängnißvoll geworden war, fest und sicher überschritt.

Sepp kam von der Sigl'schen Waldung am Haideck-Horn, wo er die Holzknechte beaufsichtigt hatte, und wollte nach der Zwieselalp hinüber, um der Vroni einen Besuch abzustatten.

Das Wetter hatte ihn nicht von seinem Vorhaben abgeschreckt, denn er glühte vor Verlangen, mit der Dirne zu reden; er hatte ihr ja eine Nachricht mitzutheilen, die möglicherweise bewirken konnte, daß Vroni andern Sinnes ward und den abgewiesenen Freier doch noch erhörte.

Und in dieser Hoffnung wollte Sepp, nachdem er, der kühne und gewandte Bergsteiger, ungefährdet zur andern Seite der Schlucht gelangt

war, wohlgemuth und rüstig seinen Weg fortsetzen, als er plötzlich von jener Seite her, an der sich das Gebirge nach dem Gosauthale zu abdachte, ein Geräusch vernahm, das so klang, als ob in der Holzriese (Bahn zum Hinabkollern des auf den Höhen geschlagenen Holzes), die sich vom Bergkamme bis in das Thal hinabzog, Jemand zur Höhe hinan klettere.

Sepp hatte etwa noch zehn Schritte bis zu der Riese, die seinem Blicke durch Buschwerk entzogen ward.

Wer konnte dort zur Nachtzeit vom Thale heraufsteigen? Ein Wilderer? Sepp wußte keinen in Gosau. Oder ein Bursche, der ebenfalls zur Zwieselalp wollte und so sich den Weg abkürzte? Es gab ja dort mehrere Sennerinnen, nicht nur die Vroni.

Sepp wollte nicht, daß der Andere, den er hörte, ihn bemerke, und etwas von seinem nächtlichen Gange erfahre; er blieb stehen und trat hinter einen Baum, in der Absicht, den Andern eine ziemliche Strecke voraus zu lassen. Aber er spähte, hinter dem breiten Stamme hervor, den Pfad entlang, der jetzt scharf vom Mondlichte angeglänzt war.

Wenige Augenblicke noch verflossen, dann sah Sepp eine kräftige, schlanke Gestalt aus der Riese auftauchen.

Sepp erschrak; er erkannte den Franzl, seinen Bruder. Und nun wußte er auch sofort, was dessen nächtlicher Ausflug zu bedeuten habe, wem derselbe galt.

Die Bestürzung Sepp's wich einem wild auflodernden Zorne.

Hastig trat er hinter dem Baume hervor und rief den Bruder an.

Dieser wandte sich um, sah Sepp im vollen Mondlichte stehen, drohend und herausfordernd.

Sie waren von gleicher Art, von gleich trotzigem Sinn, diese beiden prächtigen Burschen. Als Franzl daher den Bruder erblickte, da verfinsterte sich auch seine Miene, und er machte eine leidenschaftliche Geberde.

Und nun schritt er ohne Bedenken auf Sepp los.

Dicht vor ihm machte er Halt. Aug' in Auge, mit kaum verhaltener Wuth standen die heißblütigen, eifersüchtigen Brüder, die in Lieb' und Treue unzertrennlich gewesen waren, bevor Vroni es ihnen angethan hatte, einander gegenüber.

„Was treibst da?" begann Franzl ungestüm.

„Ich geb' Dir die Frag' zurück!" antwortete Sepp nicht minder heftig. „Du hast im Wald weit weniger zu schaffen als ich! Aber was braucht's da ein Lang's und Breit's — Du willst zu der Vroni!"

„Und Du hast den Vater bered't, ihr zuzusetzen, bis sie auf die Zwieselalp gangen ist, hast sie dort haben wollen, daß sie mir aus den Augen kommen thät' und Dein gehöret!"

„Sakra!" schnob Sepp. „Kannst Recht haben! Und ich geh' zu ihr — hinder' mich d'ran, wann's Du's kannst!"

„So ist's ein Glück, daß wir uns nit droben troffen haben — die Vroni braucht nit grad' dabei zu sein, wann wir miteinand' unser Sach' ausmachen! Und jetzt glei' muß es sein. Du laßt von der Vroni oder — Einer von uns muß hin werden —!"

„Komm her —! Sakra — ja, Einer muß hin werden!"

Die Brüder umschlangen einander in toller Wuth, einen heißen Ringkampf zu vollführen.

Wenige Schritte von ihnen gähnte der Abgrund. Welchem von beiden, gleich kräftigen und gewandten Burschen mochte es wohl gelingen, den An=

deren dort hinzudrängen, ihn von sich abzuschütteln, durch kräftige Faustschläge zu betäuben und dann in die Schlucht hinabzustoßen? Es lag gewiß in der Absicht Beider, dies zu thun.

Vielleicht hätten sie sich verrechnet, und wären sie mitsammen auf den Klippen zerschellt — doch die Vorsehung wollte es anders.

In demselben Augenblicke, als die Brüder einander packten, sie Brust an Brust standen, ein wilder, verzweifelter Kampf auf Leben und Tod beginnen sollte, tönte ein herzzerreißender Klagelaut von der Schlucht herauf.

Franzl und Sepp, obwohl in leidenschaftlichster Erregung, vernahmen diesen Wehelaut dennoch. Er machte sie erstarren, lähmte ihre Kraft, erstickte ihre Wuth so plötzlich, wie eine Wasserfluth das auflodernde Feuer, und jagte einen jähen Schreck durch ihre Glieder.

Die Brüder ließen von einander ab, sie blickten einander erbleichend an.

„Hast Du's gehört?" stieß Sepp leise hervor.

„Ja!" murmelte Franzl. „Es war ihre Stimm'!"

„Und sie kam dort von der Schlucht herauf! Mein Gott, was kann das bedeuten?"

Der Klagelaut ließ sich nochmals vernehmen, schwächer als zuvor.

Die Burschen traten bestürzt an den Rand des Abgrunds, spähten in die Tiefe und horchten.

Der Himmel über der Schlucht war jetzt wolkenfrei, der Mond stand gerade darüber, sein fa=bes Licht dämmerte zu dem Tannengrunde hernieder.

„Jesus Maria!" stammelte Franzl, nach einer Stelle deutend, wo an der abschüssigen Wand tief unten die ersten Tannen standen. „Da liegt wer — und wenn mir recht ist — ein Weibsbild!"

„Ich will's beschwören," flüsterte Sepp, den ein unheimliches Frösteln durchrieselte, „wir haben zuvor der Vroni ihre Stimm' gehört!"

Ihm, wie dem Franzl, schoß es jetzt durch den Sinn, daß der Pfad, der sich hier am Abgrunde hinzog, ja anderthalb Stunden weiter nördlich an der kleinen Hochwiese vorüber führe, auf welcher des Waldmenschen Hütte stand.

Sie erriethen, wie das Entsetzliche zugegangen sein könne, das sie befürchteten, aber keiner von ihnen wagte, sich darüber auszusprechen.

Rasch wandten sich die Brüder nach dem Südende der Schlucht, von dem aus es am leichtesten

war, in die Tiefe hinabzusteigen. Fünf Minuten später erreichten sie jene unheimliche Stelle, auf welche Franzl zuvor hingedeutet.

Sie fanden, was sie zu finden erwartet hatten — Vroni lag dort mit zerschmetterten Gliedern.

Sie lebte noch, sie hatte die Stimmen der streitenden Brüder gehört und erkannt, sich diesen bemerkbar gemacht, und sie sah nun die Burschen kommen. Aber sie fühlte, daß es mit ihr rasch zu Ende gehe, daß sie nur aus ihrer Betäubung erwacht sei, um gleich darauf zu sterben.

Franzl schrie erschüttert auf und neigte sich zu der Unglücklichen, um ihr beizustehen, Sepp kniete neben ihr nieder und rang die Hände.

„Mir ist nimmer zu helfen, gebt's Euch keine Müh'!" hauchte sie mit Anstrengung.

Dann wandte sie den schmerzerfüllten Blick dem Sepp zu und murmelte: „Sag's — auf Ehr' und Gewissen — hast den Herrn Robert ang'schossen?"

„Meiner Seel' nit, Vroni!" betheuerte Sepp. „Ich will keinen Theil an Gott haben, wenn ich nit die lautere Wahrheit red'! Man hat's Dir also hinterbracht, was dem Waldmenschen geschehen ist, und da hat's Dich von der Alm forttrieben —

und so ist's Unglück — oder — Herrgott — oder hast Du's absichtlich herbeigeführt — warst epper schon bei dem Robert und hast die vornehme junge Dam' geseh'n, die mit ihrem Bruder, dem jungen Grafen, bei ihm ist und ihn pflegt —?"

„Welche Dam' —?" stöhnte Vroni, während Franzl an ihrer andern Seite niederkniete, ohne daß er in seiner Verzweiflung wußte, wie er hülfreiche Hand anlegen solle, da die arme Dirne fast am ganzen Körper entsetzlich zugerichtet war.

„Die blonde Comtesse, der er in Hallstadt 's Leben gerettet hat, und die heut' von Ischl mit ihrem Bruder kommen ist —" sagte Franzl und fügte hastig hinzu: „Aber wer kann jetzt daran denken — Dein Zustand, Du armes Vronerl —"

„Laßt's gut sein —" keuchte das unglückliche Mädchen — „und — rührt's mich nit an, bis ich todt bin —! Und nun — sag' mir, Sepp — jene Dam' — ich war nit beim Herrn Robert — aber ich hab' — zu ihm wollen, weil ich gefürchtet hab', er möcht' — allein und hülflos sein —"

„Oh, 's geht ihm besser, er wird bald wieder g'sund werden," versicherte Sepp, „und er wird — aber nein, ich sag's nit —"

„Mir kannst Alles sagen, Sepp — 's ist ja bald gar mit mir — und ich will ruhig sterben —"

„Du wirst nit sterben — oh mein Gott —!"

„So red' doch —"

„Es müßt' Dein' Tod beschleunigen —"

„So sag' ich's — der Herr Robert hat die Comtesse gern und sie wird ihn heirathen — und er wird wieder ein vornehmer Mann — gelt, ich hab's troffen —?" brachte Vroni mühsam hervor.

„So ist's, arme Vroni," murmelte Sepp, „und ich hab's gehört, wie ich am Herweg bei dem Waldmenschen seiner Hütt'n vorbeigeschlichen bin, und ich hab' Dir wollen die Post zur Zwieselalm bringen — und nun gesteh's auch, arm's Mädel," — (fuhr er mit düsterer Miene fort) — „der Waldmensch hat unredlich an Dir g'handelt — — sag's und — ich bring' ihn um!"

Sepp machte eine wilde, drohende Geberde.

Vroni aber antwortete, in Absätzen und so matt, daß sie kaum mehr hörbar war: „Das wirst nit thun — kein Mensch auf der Welt ist besser, als der Herr Robert — ich vergunn' ihm sein Glück — er verdient's — und denkt's nit — ich hätt' mich zu Fleiß da herabgestürzt — ich bin ein' gute Christin und hab' — Entsagen g'lernt

— die Vorsehung hat's zu ein' End' bringen wollen — und 's ist gut so — und ich dank' ihr, daß sie Euch daher g'führt hat und ich Euch noch einmal seh' die Ihr's ehrlich und gut mit mir im Sinn g'habt, alle Zwei — und wenn Ihr wollt', daß die arme Vroni leichter sterben — und im Himmel ein' Freud' über Euch haben soll, so gebt's Euch die Händ' und seid's einand' wieder, was Ihr sonst gewest seid — Brüder in Eintracht und Lieb' — und verzeiht's mir — ich hab' nix davor können —"

„Ach — Vroni —!" schluchzte Franzl und bedeckte das Antlitz einen Augenblick mit den Händen.

Dann streckte er dem Sepp die Rechte hin, dieser ergriff und drückte sie tief erschüttert.

„Habt's Dank," hauchte Vroni, schmerzlich lächelnd, „tröstet den Vater — und sagt's — dem — Robert —"

Ein leises Röcheln unterbrach ihre schwach hervorgestoßenen Worte.

Und nun war Alles vorbei, die arme Dulderin hatte ausgerungen. Ihre sanften, bleichen Züge aber, welche das Silberlicht des Mondes beglänzte, waren nie schöner und friedenvoller gewesen, als jetzt im Tode.

Die Brüder blickten bekümmert und stumm auf dies verklärte Antlitz; sie falteten die Hände und beteten ein Vaterunser.

Sie rafften sich empor und umschlangen einander — wieder lagen sie Brust an Brust, aber jetzt flossen die Thränen der wackeren, versöhnten Burschen.

Dann hoben sie die Entseelte auf, trugen sie aus der Schlucht fort und schlugen schweigsam und betrübt mit ihrer traurigen Bürde den Weg nach dem Gosauthale ein. — —

Wir aber wenden uns nach der Hütte des Waldmenschen.

Dort herrschten Freude und Glück.

Um dieselbe Stunde, in der wir Vroni sterben sahen, lag der Graf Robert auf seinem Feldbette.

Er war nicht schwer verwundet worden; der Blutverlust hatte ihn freilich geschwächt, aber es ließ sich erwarten, daß ein Mann von so eiserner Constitution, wie sie der Waldmensch besaß, sich bald wieder erholen werde, zumal Glück und Seelenfrieden endlich bei ihm eingekehrt waren.

Die Comtesse Leontine saß — wie es Sepp der sterbenden Tochter Ruckenbauer's mitgetheilt hatte — an dem Lager Robert's und hielt ihre

Hand in derjenigen des Mannes, dem ihr Herz längst angehörte.

Sie war, in Begleitung Günther's, zu rechter Zeit von Ischl herbeigeeilt, ihrem Lebensretter sofort eine treue Pflegerin sein zu können. Das Erscheinen der Geschwister hatte Erklärungen herbeigeführt, die von Seiten Robert's und der Comtesse mit dem Bekenntnisse ihrer Liebe endigten. Günther hatte den stolzen und zartfühlenden Waldmenschen geradezu in die Enge treiben müssen, ihm dies Geständniß, das Geheimniß seines Herzens zu entlocken, und jetzt triumphirte Leontinens Bruder, denn durch eine Vermählung seiner Schwester mit dem Grafen Friedau kam ja das Vermögen, welches diesem einst veruntreut worden war, in schicklicher Weise wieder an ihn zurück. Das Unrecht ward wieder gesühnt, welches der Großvater der Geschwister begangen hatte, der Flecken von dem Wappenschilde der Starnheims ausgelöscht, und so konnte Günther in dieser Beziehung wieder stolz und freudig aufblicken.

Wir müssen zum besseren Verständniß der Situation mittheilen, was seit dem unfreiwilligen Rückzuge Ordon's und Herminens sich in der Villa und mit den mehr und minder in die durchein=

ander laufenden Intriguen verwickelt gewesenen Personen ereignete.

Noch in derselben Nacht, in welcher Graf Friedau verwundet worden und auf eine so unerklärliche Art aus dem Garten der Villa Starnheim verschwunden war, sprach Günther mit dem Onkel Hermann und setzte ihm die Größe der Verpflichtungen auseinander, welche die gesammte Familie gegen Friedau habe. Der gute Oheim war sofort mit Allem einverstanden, was ihm sein Neffe zur Rehabilitirung der Familienehre vorgeschlagen.

Damit aber begnügte Günther sich nicht. Indem er seinen Eltern eine Erklärung der nächtlichen Ruhestörung gab, enthüllte er auch ihnen die Abkunft des Waldmenschen und begehrte, man müsse dem Manne, der nicht nur Leontinen das Leben, sondern auch nachträglich der Familie geradezu Alles gerettet habe, das Vermögen, die Ehre, in jeder Beziehung gerecht werden.

So egoistisch auch Günther's Eltern waren, konnten sie doch nothgedrungen nur dem Sohne beipflichten; es ward daher beschlossen, daß dieser am folgenden Tage den zweifelsohne verwundet nach seiner Hütte zurückgekehrten Friedau auf-

suche und ihn bestimme, wenn es sein Zustand gestatte, von der Gosau nach der Villa zu übersiedeln, seine Herstellung dort abzuwarten, und sich dort als ein Glied der Familie zu betrachten, während zugleich Alles geregelt werde, was Günther als eine unter allen Umständen zu tilgende Ehrenschuld ansah.

Die Gräfin Starnheim würde sich vielleicht entschieden geweigert haben, auf das Ansinnen ihres Sohnes einzugehen, hätte dieser nicht Gelegenheit gefunden, ihr heimlich jene verhängnißvolle Photographie zuzustecken, bei deren Anblick die stolze Dame ihre Widerstandskraft gelähmt sah.

Und so bestimmte sie denn auch, auf ihres Sohnes eindringlichen Wunsch, ihren Gatten am folgenden Morgen, die Speculation auf das Vermögen des Onkel Hermann, der nun den entschiedenen Günther hinter sich hatte, fallen zu lassen und sich mit dem Versprechen zu begnügen, daß ihre Schulden beglichen werden sollten. Es kam daher, auf Günther's Betreiben, ein vorläufiges Arrangement zu Stande, das den schwachen Oheim vor einer Maßregelung durch seine früheren Tyrannen schützte.

Die Gräfin Starnheim hatte also das Mögliche gethan und nun beschwor sie ihren Sohn insgeheim, jenen Photographen auszukundschaften, der das bewußte Bild angefertigt, und ihn an einer weiteren Indiscretion zu verhindern. Günther unterzog sich sofort dieser Aufgabe; er errieth und fand sogleich den rechten Mann, da er schon früher erfahren, daß Max Teuffert und der junge Maler bereits in Traunkirchen mit der heuchlerischen Hermine bekannt gewesen seien. Durch ein Gespräch unter vier Augen mit dem ehrenwerthen Photographen erfuhr Günther den Sachverhalt und erlangte er die Beruhigung, daß seine Mutter nichts zu befürchten habe und daß Max seinen ganzen Einfluß auf den Maler Eduard geltend machen werde, ihn zur Abreise von Ischl zu bewegen.

Bei dieser Gelegenheit erfuhr Günther auch, daß der Oberst Leskow noch in der Nacht mit Sack und Pack den Kurort schleunigst verlassen habe; ohne Zweifel war Hermine mit ihm fort, was hätte sie in Ischl noch zu suchen gehabt? Günther und dessen Eltern hatten sich des Abenteurerpaares wegen, aus leicht begreiflichen Gründen, nicht an die Polizei gewendet; dieses konnte aber doch nöthig werden, falls Graf Friedau ernst-

lich verletzt sein und auf die Bestrafung des Thäters dringen sollte.

Nach all' den vorerwähnten Arrangements und Besprechungen, die mehrere Stunden des Vormittags in Anspruch genommen hatten, war es Günther endlich möglich geworden, den Waldmenschen aufzusuchen. Leontine aber hatte, ungeachtet der Gegenvorstellungen ihrer Mutter, den Bruder begleitet, wie schon zuvor erwähnt worden, und dann war Alles so gekommen, wie es die Geschwister und Friedau nicht besser hätten wünschen können.

Während also, wie früher gesagt, Leontine am Feldbette Robert's saß, ihre Hand in der seinen und ihren Blick zärtlich auf die edlen Züge des geliebten Mannes geheftet, ging Günther froh bewegt im Hüttenraume auf und ab.

„Es muß sein, Freund," sagte er, „Sie können hier nicht länger bleiben! Morgen früh werden die Diener heraufkommen, die ich auf Ihren Wunsch nach dem Dorfwirthshause, zu unserer Equipage zurückgesendet habe — die Leute werden Sie hinabtragen und dann fahren wir sofort nach Ischl!"

„Aber bedenken Sie," bemerkte Robert zögernd,

„daß es besser sein würde, ein Aufsehen zu vermeiden, welches —"

„Wir werden in aller Stille die Villa erreichen, nachher aber ist die Sache ein „fait accompli", und damit gut!"

„Doch Ihre Eltern —"

„Haben diese nicht alle Ursache, Sie dankbar zu empfangen? Leontine und ich werden sie auf die Ueberraschung vorbereiten, die ihrer sonst noch harrt" — (Günther lächelte bei diesen Worten) — „sie können dem glücklichen Compromiß, das unsere Interessen und Herzenswünsche vereinigt, nicht die Zustimmung versagen! Und dann — meine Eltern sind in der Villa eigentlich nur Gäste, werden sich hinfort wenigstens nur als solche dort betrachten müssen — der gute Onkel Hermann aber wird stolz darauf sein, Sie, mein Freund, unter seinem Dache zu beherbergen. Und — im Vertrauen — Sie wissen, wie es bei uns steht, schon um des Oheims willen ist es wünschenswerth, daß Sie in der Villa wohnen, denn Ihr Verweilen dort wird — Sie verstehen mich — jeden Rückfall des schwachen Männchens in die alte Abhängigkeit hindern. Seid Ihr aber erst ein glücklich vermähltes Paar" — (fuhr er

herzlich fort, indem er neben dem Feldbette stehen blieb und bewegt bald Leontine, bald den Waldmenschen ansah) — „dann werdet Ihr wohl ohnehin den Onkel Hermann nicht verlassen, und dann ist er am besten aufgehoben! Jetzt aber, Herr Graf" — (so schloß Günther in heiterer Laune) — „gewöhnen Sie sich daran, daß Sie mir Freundschaft und — Folgsamkeit geschworen haben und daß es heißen muß:

„Leb' wohl, du stille Hütte,
Vertraute meiner Leiden!"

Der Waldmensch blickte wehmüthig lächelnd umher.

„So sei's denn!" sagte er weich. „Ja, ich will es gestehen, ich habe hier gelitten, unsäglich — und die Ruhe, die ich hier zu finden glaubte, war jene trügerische, welche die Klosterzelle Demjenigen bietet, dessen Gemüth sich noch, trotz herber Erfahrungen, der Welt und den Menschen nicht ganz entfremdet hat! Ja, ich habe hier gelitten — und dennoch ist mir diese Hütte theuer — seit ich hier schmerzlich süßen Träumen nachhing, seit die Liebe dieses Asyl nicht zu niedrig und trostlos fand, beglückend hier einzukehren, seit sie mich, den Scheintodten, zu frischem, fröh=

lichem Leben wieder erweckt hat! Wie sagt doch der Dichter?

„Die Lieb' ist unser'm Heiland gleich,
Sie heißt die Todten auferstehen,
An welken Herzen läßt auch sie
Manch holdes Wunder noch geschehen.
Sie küßte mir die kalte Stirn,
Als Trost und Hoffnung schon entschwanden,
Und sieh, mein Herz, das starr und todt,
Ist frisch und fröhlich auferstanden!"

Und wie er so gesprochen, da drückte seine Linke Leontinens Hand zärtlicher, reichte er dem Freunde die Rechte, und sie schauten einander still und beseligt in die Augen, diese drei edlen Menschen, in Liebe und Freundschaft hier vereint in der kleinen Hütte hoch oben auf einsamer Berghalde.

Ende.

Druck von G. Pätz in Naumburg a/S.

107046

